





Friedrich der Große im Spiegel seiner Zeit

Drei Bände

Mit zeitgenössischen Abbildungen

und 24 Lichtdrucktafeln

Herausgegeben von

Gustav Berthold Volz



Verlag von Reimar Hobbing in Berlin

FRIDERICUS III. REX BORUSSIÆ



En! Rex Borussus! quem sic bellare docebat
Mars, ut Martem nunc Ipse docere queat

C.P.S.C.M. G.B.Göz S.C.M.A.P. et Sc. fec. A.V.

Friedrich der Grosse als Kronprinz

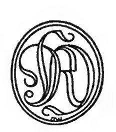
Friedrich der Große im Spiegel seiner Zeit

Erster Band

Jugend und Schlesische Kriege bis 1756

Herausgegeben von

Gustav Berthold Volz



Verlag von Reimar Hobbing in Berlin

Die Bilderauswahl und die Satzanordnung besorgte Professor Max Kutschmann. Einband nach Entwurf von E. R. Weiß. Das Papier fertigte die Chemnitzer Papierfabrik zu Einsiedel. Druck durch Offizin W. Bürenstein, Berlin.

200 Exemplare wurden auf feinstem Einsiedel-Bütten gedruckt und in Ganzleder gebunden.

Inhalt der Bände:

Erster Band
Jugend und Schlesische Kriege bis 1756

Zweiter Band
Siebenjähriger Krieg und Folgezeit bis 1778

Dritter Band
Geistesleben; Alter und Tod

Einleitung

Mit der Ausgabe der „Werke Friedrichs des Großen"[1] wurde zum erstenmal der Öffentlichkeit das Ergebnis seiner gesamten schriftstellerischen Tätigkeit in deutscher Sprache dargeboten; nur die Poesien beschränken sich auf eine Auslese. Dann vervollständigten die Ausgaben der „Politischen Testamente"[2], der „Briefe"[3] und „Gespräche"[4], die beiden letzteren ebenfalls nur in Auswahl, das Friedrich-Werk. Eine letzte wesentliche Ergänzung bildet endlich die folgende Veröffentlichung, die in drei Bänden Friedrich den Großen im Spiegel seiner Zeit darstellt; denn nicht bloß, wie die Zeitgenossen in Wort und Schrift über ihn urteilten, sondern auch die Wiedergabe seiner Persönlichkeit in der zeitgenössischen bildenden Kunst sollte gesammelt zur Anschauung gebracht werden.

Unendlich groß und mannigfaltig ist die Fülle des Stoffes. Reiche Ausbeute gewährten die zeitgenössischen Briefwechsel, die Tagebücher und memoirenhaften Aufzeichnungen, dazu Abhandlungen und Schriften verschiedenster Art. Eine besondere Gruppe umfaßt endlich die diplomatische Berichterstattung. Dabei handelt es sich zunächst um die laufenden Berichte und dann um die zusammenfassenden Relationen, wie sie der Gesandte sowohl während seines Aufenthalts als auch nach seiner Abberufung aufsetzte. Die „Anatomie" fremder Höfe und fremder Staaten — so nannte man einst die großen Schlußberichte, welche die venezianischen Gesandten nach der Rückkehr in die Heimat abstatten mußten. Fürst, Hof, Minister, Verfassung und Verwaltung, Finanzen, die Kriegsmacht, die auswärtigen Beziehungen — das alles wurde geschildert. Solche zusammenfassenden Berichte wurden später zur ständigen Einrichtung im diplomatischen Dienst. Eine ganze Folge dieser Art, die von Friedrichs Regierungsantritt bis zu seinem Tode sich erstreckt, ist uns aus der Feder der französischen Vertreter am Berliner Hofe überliefert.

Aber so reich die Quellen strömen, so mannigfaltig die Berichte aller Art sind, so verschieden ist auch der Geist, den sie atmen. Liebe und Haß, Bewunderung und Geringschätzung reden ihre Sprache. „Sein Ruhm bedarf poetischer Erfindungsgabe nicht", erklärt Lord Chesterfield von König Friedrich (I, 256). Einen

[1] „Die Werke Friedrichs des Großen", in deutscher Übersetzung herausgegeben von G. B. Volz, 10 Bände (Berlin, 1912—1914). Im folgenden zitiert als „Gesammelte Werke". — [2] „Friedrich der Große. Die Politischen Testamente" (Bd. 5 der „Klassiker der Politik"), herausgegeben von G. B. Volz (Berlin 1922). — [3] „Die Briefe Friedrichs des Großen", herausgegeben von M. Hein, 2 Bände (Berlin 1914). Im folgenden zitiert als „Briefe". — [4] „Gespräche Friedrichs des Großen", herausgegeben von F. von Oppeln-Bronikowski und G. B. Volz (Berlin 1925). Im folgenden zitiert als „Gespräche".

„Helden, der Philosoph und Dichter ist", nennt ihn Voltaire, als noch kein Wölkchen das gegenseitige Verhältnis trübte, und an anderer Stelle: „Der ist aus anderem Stoffe als alle Welt" (I, 227 und 240). Friedrich Karl Moser schreibt 1759: „Ich stehe von weitem und betrachte seine Größe, sie ruht mit uns auf einer Erde — er stehe oder falle, er braucht den Raum von Kolossen" (II, 107). An den „Wundern seiner heldenhaften Regierung" will Pitt ermessen, „welche Stufe die menschliche Natur erklimmen kann" (II, 148). „Ich sah den König von Preußen groß im Glück," berichtet der englische Gesandte Mitchell nach Kolin, „aber noch größer im Unglück" (II, 153). Und der Schweizer Sulzer: „Dieser außerordentliche Mensch ist und bleibt dem, der ihn genau kennt, einer der ersten Fürsten, die jemals gewesen sind, obgleich sehr oft der Anschein und einigemal die Tat selbst gegen ihn sind" (II, 137). „Es ist doch was einziges um diesen Menschen", erklärt 1788 Goethe nach der Lektüre der Schriften Friedrichs (III, 6). Und der Schwabe Schubart singt in seinem „Hymnus" (III, 125): „Einziger, nie ausgesungener Mann!" Wird derart auf der einen Seite Friedrichs Genius begeistert gepriesen, so wird ihm auf der anderen Seite jede Originalität abgesprochen: er habe groß und vielseitig den Menschen erscheinen wollen und sei so in sklavische Nachahmung verfallen. Wir sehen: Freund und Feind stehen mit ihren Urteilen in unvereinbarem Gegensatze. Verblendet Leidenschaft beide Parteien? Selbst ein Mann in preußischem Hofdienst, wie der Kammerherr Graf Lehndorff, äußerte den Wunsch, „diesen Fürsten kennen zu lernen, bloß um wegen all der verschiedenen Charakteristiken, die man mir von ihm gemacht hat, Gewißheit zu erlangen" (I, 292).

Sicherlich trifft in einer Reihe von Fällen zu, daß persönliche Voreingenommenheit nach beiden Richtungen herrscht. Der eine sieht nur Licht, der andere nur Schatten. Um aber die Urteile zu verstehen, müssen wir vielmehr nach den Anschauungen fragen, auf deren Boden der Kritiker stand, nach den Beweggründen, aus denen er so und nicht anders urteilte.

Auch hier spielt die Skala der menschlichen Gefühle eine besondere Rolle. Maria Theresia fühlte sich durch König Friedrich in ihren heiligsten Rechten verletzt. In dem Bericht des Diplomaten, der, wie der Hannoveraner Schwicheldt, mit seiner politischen Mission scheiterte, spiegelt sich seine seelische Verstimmung wieder: er neigt dazu, schwarz in schwarz zu malen. Der Franzose Tyrconnell erfreute sich nicht der Gunst des Preußenkönigs, und so erklärt sich der schwarzgallige Ton seines Berichts, an dem sehr bezeichnend sein Nachfolger Latouche vieles zu korrigieren fand.

Ferner kommt die nationale Voreingenommenheit in Betracht. Für den Österreicher Ried war der Preuße schlechthin der Todfeind. Mißtrauen gegen König Friedrich war ihm in seiner Instruktion anempfohlen, und so betrachtete er alles Preußische von vornherein mit Argwohn. Dem nationalen Gegensatz gesellte sich der zwischen östlicher und westlicher Kultur; denn der Dreißigjährige Krieg hatte Deutschland in seiner politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung um ein Jahrhundert zurückgeworfen. Indem der Westeuropäer den ihm

geläufigen Maßstab anlegte, kam er zu Schlußfolgerungen, die für Preußen sehr ungünstig ausfielen. Er vergaß auch, daß Preußen ein armes Land war. Dem absoluten Regiment, das Friedrich führte, stand der Engländer verständnislos gegenüber, der nur seinen parlamentarisch regierten Rechtsstaat kannte. Die preußische Zucht erschien ihm als unerträglich drückende Fessel. Noch maßloser in seinen Urteilen ist der Italiener Alfieri, der als radikaler Republikaner nur mit Abscheu auf die absolute Monarchie blickte.

Neben diesen politischen Überzeugungen machten sich endlich nicht minder stark die wirtschaftlichen geltend. Während in Preußen noch ungebrochen das Merkantilsystem mit seinem staatlichen Zwange herrschte, hatte sich in Frankreich bereits die physiokratische Lehre mit ihren freihändlerischen Anschauungen durchgesetzt. Nur so ist zu erklären, daß Mirabeau, der begeistert in König Friedrich den Jünger der Aufklärung feiert, gleichzeitig über den wirtschaftlichen Zustand Preußens den Stab bricht und seinen baldigen Zusammenbruch prophezeit.

Doch auch die deutsche Geisteswelt stand mit wenigen Ausnahmen mürrisch beiseite. Dem politischen und öffentlichen Leben hielt sie sich fern; ihr Horizont war begrenzt. Das eigene Schaffen stand ganz im Mittelpunkt ihrer Interessen. Daher empfand sie doppelt bitter die Gleichgültigkeit, mit der sie sich von dem Könige behandelt sah. So fühlte sich Klopstock verkannt; er wandte sich von Friedrich ab, dem er nun zürnend seine Ausländerei vorhielt. Den gleichen Vorwurf erhoben Lessing und Winckelmann. Selbst Gleim, sein glühendster Verehrer, fühlte Friedrichs Geringschätzung für die deutsche Geisteswelt mit schmerzlicher Resignation, doch ohne daß sie seiner Begeisterung für ihn Abbruch zu tun vermochte. Bleibenden Ausdruck verlieh der allgemeinen Stimmung Schiller mit seinem Gedicht „Die deutsche Muse“. Über das Maß der Berechtigung dieser Klage zu streiten, ist hier nicht der Ort. Es mag genügen, an dieser Stelle daran zu erinnern, daß bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts französische Kultur und Bildung Gemeingut aller höheren Stände Europas war, daß König Friedrich noch einer Generation angehörte, die diesen Idealen huldigte, daß er sich darauf beschränkte, in seinem vielverkannten Literaturbrief dem deutschen Vaterlande den Weg zu künftiger Geistesblüte zu weisen, und daß er endlich, wie Moses, darauf verzichtete, selber das Land der Verheißung zu betreten und diese von ihm im Geiste geschaute, kommende große Epoche zu erleben[1].

Noch ein zweiter Umstand fällt ins Gewicht. Auch unter den Deutschen machte sich ein völkischer Gegensatz zwischen Nord und Süd geltend. Sogar Goethe, neben Kant wohl der einzige, der Friedrichs ganze Größe fühlte und würdigte, erklärte, er sei nur „fritzisch“ gesinnt gewesen; dem Lande Preußen stand er kühl gegenüber. „Was ging uns Preußen an!“ so sagt er selbst (II, 104). Noch stärker tritt der Gegensatz bei Schiller hervor. Bei ihm, dem Schwaben und dem Sohne einer noch jüngeren Zeit, erstreckte sich das Gefühl innerer Abneigung auch auf Friedrichs Person. „Ich kann diesen Charakter nicht lieb gewinnen,“ schreibt er 1791 an Körner, „er begeistert mich nicht genug, die Riesenarbeit der Idealisierung an

[1] Vgl. Gesammelte Werke, Bd. 7, S. V ff. und 74 ff.

ihm vorzunehmen" (d. h. ihn zu dem Träger einer Idee zu machen). Zu dem völkischen trat bei ihm noch der politische Gegensatz. Für ihn war Friedrich die Verkörperung des absoluten Fürstentums, das sich mit den Idealen menschlicher Freiheit und menschlichen Fortschritts, die er in seiner Brust trug und in seinen Dramen feierte, nicht vereinbaren ließ. Dazu kam, wie erwähnt, daß nach seiner Überzeugung die deutsche Muse dem Könige nichts zu danken hatte.

So verschieden auch im einzelnen die Beurteilung, die Friedrich durch seine Zeitgenossen erfuhr, so viele Stimmen des Tadels sich in den Chor seiner Bewunderer mischen, auch seine Widersacher müssen, obwohl widerwillig, anerkennen, daß es sich bei dem Preußenkönig um eine außerordentliche Persönlichkeit handelt, die das gewöhnliche Maß weit überragt. Auch der kühle Skeptiker Walpole, der Menschen und Dinge mit ironischer Überlegenheit zu betrachten liebt, zollt dem Fürsten, der im Kampfe gegen eine Welt in Waffen steht, wenigstens in den ersten Zeiten des Siebenjährigen Krieges seine unverhohlene Bewunderung.

Bei der Anordnung des Stoffes wurde an der chronologischen Einteilung festgehalten. Nur da, wo es sich um die Männer des Geistes handelt, bei dem deutschen und dem französischen Parnaß, die in sich ein geschlossenes Ganzes bilden, sind, ähnlich wie bei den „Gesprächen", die Stimmen zu besonderen Kapiteln vereinigt.

In gleicher Weise, wie dort, wurde auch der Rahmen erweitert. Wir haben Friedrichs Mit- und Umwelt einbezogen, den Kreis, in dem er lebte und wirkte. Dazu gehören seine Familie und seine Freunde, seine Minister und seine Generale, auch seine Diener, wie Eichel und Fredersdorff, und in dem Kapitel über den Siebenjährigen Krieg gleichfalls sein Heer, mit dem er litt und stritt und seine Siege erfocht. Wir sehen ferner den König in seinen Mußestunden als Musiker. Schließlich durften die Beschreibungen der Stätten nicht fehlen, die er als Bauherr sich schuf und die damit auch den Stempel seines Geistes tragen.

Zu diesen Schilderungen Friedrichs aus dem Munde seiner Zeitgenossen konnte neben dem umfangreichen, gedruckten Material noch vielfach aus den Archiven geschöpft und Berichte und Briefwechsel an das Tageslicht gezogen werden, die der Veröffentlichung harrten. Zu den bedeutsamsten Stücken dieser Art zählen, neben mehreren Denkschriften französischer Diplomaten und des sächsischen Hofrats Johann Ulrich König, der Briefwechsel der Umgebung Friedrichs aus der Küstriner Zeit mit dem General von Grumbkow und der des Ministers von Hertzberg aus den letzten Wochen des Großen Königs.

Nur zum Teil liegen die Briefe, Berichte und Schilderungen, die wir bringen, in deutscher Niederschrift vor; die Übersetzung der fremdsprachig abgefaßten stammt von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Dagegen hat die Auswahl und Anordnung der Textbilder und Tafeln Professor Max Kutschmann getroffen.

So reiht sich dieses Werk den früheren Ausgaben zur Geschichte Friedrichs des Großen würdig an.

Gustav Berthold Volz.

Zu den Abbildungen

Wie die schriftlichen Äußerungen den Eindruck wiedergeben, den der König, seine Taten und seine Umgebung auf Staatsmänner, Soldaten, Gelehrte und Dichter seiner Zeit machten, so sollen die Abbildungen Friedrich und seine Umwelt im Spiegel zeitgenössischer bildender Kunst zeigen.

In erster Linie sind die Werke solcher Künstler gewählt, deren Arbeiten damals durch den Druck weiteste Verbreitung fanden, und die dadurch Gestalt und Taten des Königs in aller Welt volkstümlich machten. Unter diesen ist wieder Johann Wilhelm Meil und Georg Friedrich Schmidt der breiteste Raum gewährt worden, weil sie der König selbst der Ausschmückung seiner eigenen schriftstellerischen Werke für würdig erachtet hat. Neben diesen beiden hier bevorzugten Meistern sind möglichst viele verschiedene Künstler zur Geltung gebracht.

Sämtliche Textbilder sind Wiedergaben von Kupferdrucken, und zwar von Radierungen oder Stichen; denn der Druck von der Kupferplatte hatte in der Illustrationskunst des achtzehnten Jahrhunderts die unbedingte Vorherrschaft. Weil für den Druck der Kupferstiche oder Radierungen eine andere Presse als für den Druck des Textes gebraucht wurde, konnte es in den Büchern jener Zeit außer ganzseitigen Bildern, die gemeinhin „Kupfer" genannt wurden, nur Anfangs- oder Schlußvignetten geben, die vor oder nach dem Druck des Textes auf der Kupferdruckpresse in dem für sie bestimmten oder frei gelassenen Raum abgezogen werden mußten.

Das Durchsetzen des Textes mit Abbildungen, die heute allgemein übliche Art der Buchillustration, hat den gleichzeitigen Druck von Text und Bildern zur Voraussetzung, die erst nach der Wiederbelebung des künstlerischen Holzschnittes erfüllt werden konnte. Als das erste bedeutende Erzeugnis dieser Art erschien 1835 der „Gil Blas" von Gigoux, dem dann unter vielen ähnlichen Büchern verschiedener Künstler 1840 das von Menzel illustrierte Werk Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen" als schönste Leistung folgte.

Aber die in kürzester Zeit zu so stolzer Höhe erwachsene Holzschneidekunst wurde durch die Erfindung der mechanischen Reproduktionsverfahren zu Tode getroffen. Die eben erreichte monumentale Einheitlichkeit von Text und Bildschmuck ging ebenso schnell verloren, wie sie errungen war; denn das feine handwerkliche Gefühl der Stecher des achtzehnten und der Holzschneider des neunzehnten Jahrhunderts wurde der rückhaltlosen Bewunderung rein technischer Fortschritte nur zu schnell zum Opfer gebracht. An die Stelle des künstlerisch geschulten Fachmanns trat der Klischeefabrikant, der jede an ihn gerichtete Anforderung bereitwilligst und

ohne Rücksicht auf den Satz und die Einheitlichkeit der Illustrationen eines Buches erfüllte. Das Ergebnis zeigt sich in dem heute üblichen Durcheinander von Netzätzungen nach Bildern oder Zeichnungen, nach photographischen Aufnahmen freistehender Objekte und von Strichätzungen. Dies alles dann in den Text verstreut, auf unerträglich blankem, bleischwerem Kunstdruckpapier gedruckt, ergibt nur zu oft das Bild stillosen Durcheinanders.

Bei der Auswahl der Textbilder für dieses Buch ist versucht worden, diesen Gefahren auszuweichen. Als Reproduktionstechnik für die Bilder im Text ist durchweg Strichätzung verwendet worden; denn die vielen Vignetten mit bewegtem Umriß und Blätter, wie beispielsweise die von Nilson, hätten als Netzätzungen zuviel von ihrer ursprünglichen Wirkung eingebüßt. Die Wahl der Strichätzung hatte natürlich zur Folge, daß die Wiedergabe von Aquatintadrucken und Schabkunstblättern für die Textbilder außer Betracht bleiben mußte. Einige der abgebildeten Radierungen verloren von ihrem ursprünglichen Reiz, weil das Fortbleiben leichter Hand- oder Aquatintatöne in den Kauf genommen werden mußte. Dieser Schaden schien aber geringer als ein die Einheitlichkeit des Bildschmuckes zerstörender Wechsel der Reproduktionstechnik.

Die Einordnung der Abbildungen in den Text wurde dadurch erschwert, daß die Originale ursprünglich als Anfangs- oder Schlußvignetten oder als ganzseitige Bilder für Bücher von verschiedenstem Format geschaffen waren. Die Vermischung von Radierungen und Stichen war nicht zu vermeiden. Es sind für die Nachbildung, soweit es irgend möglich war, nur Drucke gewählt worden, die entweder gar nicht oder nur unwesentlich verkleinert werden mußten.

Die Tafeln sind Lichtdrucke. Sie bringen an sachlich oder künstlerisch wichtigem Material Wiedergaben von Gemälden in starker Verkleinerung, Nachbildungen von Schabkunstblättern und anderes, das infolge der für die Auswahl der Textbilder aufgestellten Grundsätze unter diesen keinen Platz finden konnte.

Max Kutschmann.

Der Kronprinz



Geburt und Taufe*

Sonntags Morgens (24. Januar 1712) nach der Predigt, da man eben in der Predigt um eine glückliche Genesung der Kronprinzessin[1] wegen herangenahter Geburtsstunde gebeten, genas sie zwischen 11 und 12 Uhr ihres dritten Prinzen, des jetzigen Prinzen von Preußen und Oranien[2]. S. M. (Friedrich I.) hatten sich eben in ihrem Gemache an die Tafel gesetzet, aber weilen kurz darauf der Königliche Leibmedicus, der Herr Hofrat Gundelsheim, die fröhliche Zeitung von der Geburt eines Prinzen gebracht, wurde S. M. vor Freuden so sehr darüber alterirt, daß Sie mit Tränen in den Augen sich alsbald zur Kronprinzessin herübertragen ließen und hernachmals nicht essen konnten. Die Glocken wurden alsbald geläutet und alle Stücke auf den Wällen gelöset, so daß in einem Augenblick die ganze Stadt und der Hof in eine unaussprechliche [Freude] versetzt ward. S. M. declarirten, daß auch dieser Prinz gleich den vorigen den Namen „Prinz von Preußen und Oranien" führen sollte, und hingen ihm Nachmittags um 2 Uhr nebst einem ganz neuen Ordenskreuz das Ordensband[3] um, wozu S. M. sich abermals zu J. K. H. der Kronprinzessin tragen ließen.

Als S. M. aus der Prinzessin Zimmer zurückkam und sich eben in ihren Tragsessel setzen wollten, trat ich herzu und legte meine untertänigsten Glückwünsche ab, und weil ich unter anderem auch erinnerte, daß, da dieser Prinz in der Ordnung

* Nach der Aufzeichnung des Oberzeremonienmeisters von Besser in den „Ceremonialacta und Journal des Königlichen Preußischen Hofes" (abgedruckt im Hohenzollern-Jahrbuch, Jahrg. 1914, S. 241). — [1] Sophie Dorothea, Gemahlin des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm I. — [2] Die beiden älteren Brüder waren Prinz Friedrich Ludwig (geb. 1707, gest. 1708) und Prinz Friedrich Wilhelm (geb. 1710, gest. 1711). — [3] Des Schwarzen-Adler-Ordens.

der dritte wäre, den die Kronprinzessin zur Welt gebracht, wir hoffen könnten, daß er auch derjenige sein würde, der beim Leben bleiben und nach Sr. M. glücklichem Exempel zur Regierung dermaleins kommen sollte, als welcher gleichfalls ihre zwei älteren Brüder[1] verloren und als dritter Prinz des Kurhauses Successor geworden, empfunden S. M. darüber ein so großes Vergnügen, daß Sie alsbald sagten: „Ei, so will ich ihm auch meinen Namen geben", und es der Kronprinzessin anzudeuten, wieder in dieser Prinzessin Gemach zurückgingen.

Nachgehends ward Vesper gehalten und in dem Gebet für die glückliche Entbindung gedankt, da der Herr Oberhofprediger Andreä[2], der die Vesper hielt, durch Gelegenheit seines Textes „Wandelt würdig dem Evangelio"[3] Anlaß nahm, den Hof zu ermahnen, für eine so große Gnade dem Allerhöchsten nicht mit Essen und Trinken und anderen Üppigkeiten, sondern durch einen würdigen Wandel zu danken, wofern wir wollten, daß derjenige Gott, der uns nach seinem Wohlgefallen erfreuen und betrüben kann, uns diese Freude, wie schon zu zweien Malen geschehen, nicht wieder nehmen sollte. Nach der Vesper hielten S. M. Tafel, weil Sie nur einmal des Tages essen und zum Mittage daran durch die Freude über die Geburt des Prinzen verhindert worden. Auf den Abend aber ward bei Sr. K. H. dem Kronprinzen eine kleine Réjouissance angestellet in Gesellschaft des Fürsten von Anhalt[4] und der beiden Herrn von Kameke[5], des Herrn von Printzen[6] und anderer.

Sonntags (31. Januar) Nachmittags ward der neugeborene Prinz in der Schloßkapelle von dem Herrn Bischof[7] getaufet und bekam den Namen Sr. M., nämlich: Friedrich.

[1] Prinz Wilhelm Heinrich (geb. 1648, gest. 1649) und Prinz Karl Emil (geb. 1655, gest. 1674). — [2] Johann Ernst Andreä. — [3] Epistel Pauli an die Philipper, Kap. 1, Vers 27. — [4] Fürst Leopold von Anhalt-Dessau (1676—1747), der „Alte Dessauer". — [5] Paul Anton von Kameke, Grand-maître de la garderobe, und Ernst Boguslaw von Kameke, Hofkammerpräsident. — [6] Marquard Ludwig Freiherr von Printzen (1675—1725), Wirklicher Geheimer Rat und Oberhofmarschall. — [7] Benjamin Ursinus von Bär.



Der Königlich Preußische Hof in Berlin 1718

Nach der Darstellung von Loen *

Ich sehe hier einen königlichen Hof, der nichts glänzendes und nichts prächtiges als seine Soldaten hat. Es ist also möglich, daß man ein großer König sein kann, ohne die Majestät in dem äußerlichen Pomp und in einem langen Schweif buntfärbigter, mit Gold und Silber beschlagenen Kreaturen zu suchen. Hier ist die hohe Schule der Ordnung und der Haushaltungskunst, wo große und kleine sich nach dem Exempel ihres Oberhaupts mustern lernen. Ich habe, so lang ich in Berlin gewesen, kein ganz mit Galonen besetztes Kleid gesehen. Die kostbarste Kleider haben nicht über etlich und zwanzig Lot Gold oder Silber: sie sind meistenteils gestickt und dieses so nett, so niedlich und so wohl an den Leib gepaßt, daß man nichts schöners sehen kann. Kein Volk kommt dem natürlichen Wuchs und dem edlen Ansehen der Preußen bei: sie sind meistenteils schlank und wohlgestreckt von Leibe, frisch und gesund von Farbe und dabei von einem sehr bescheidenen Wesen.

Wenn man von dem Berliner Hof redet, so versteht man darunter schier nur die Kriegsleute; diese allein machen eigentlich den königlichen Hof aus. Die Räte, Kammerherrn, Hofjunker und dergleichen, wann sie nicht zugleich Kriegsämter haben, werden nicht viel geachtet und kommen meistenteils wenig nach Hof; die Gelehrten aber haben sich bei dem König am meisten verächtlich gemacht.

* Johann Michael von Loen (1694—1776), Jurist und Kunstfreund, von 1752—1765 preußischer Regierungspräsident in Lingen. Er war im Winter 1717/1718 in Berlin gewesen. Nach dem Abdruck in seinen „Kleinen Schriften", Bd. 1, Teil 3, S. 22 ff. (Frankfurt und Leipzig 1749).

Er hat einige dieser Leute um sich, weil er ihrer nicht entbehren kann; sie sind aber bei weitem nicht so geschliffen, wie seine Soldaten. Die Zucht macht Leute; die preußische ist herrlich. Die wenigste Gelehrten haben eine edle Erziehung und eine gute Lebensart. Auf Universitäten schwärmen sie in einer wilden Freiheit. Beides, geistliche als weltliche Ämter, werden mit solchen Leuten besetzt, die gewohnt sind, nach ihrem Eigensinn zu leben, zu denken und zu lehren. Nichts ist lächerlicher als ihr Hochmut. Es ist eine Verehrung unter diesem lateinischen Volk, daß ein vernünftiger Mann gar leicht in die Sünde der Spötterei verfallen kann. Man halte es demnach einem großen König zu gut, der gewohnt ist, von Jugend auf die artigste und belebteste Leute um sich zu haben, wenn er die Gelehrten mit weniger Hochachtung betrachtet.

Ich kenne unter den preußischen Soldaten verschiedene kluge Köpfe, welche denen Wissenschaften mehr Ehre machen als diejenige, deren Handwerk eigentlich ist, Gelehrte zu sein. Der König braucht sie zu den wichtigsten Geschäften und zu allerhand Verschickungen an andren Höfen. Er kann damit mehr ausrichten als mit einem stolzen Pedanten, der sich auf seine weitläuftige Gelehrsamkeit verläßt und nicht zu leben weiß.

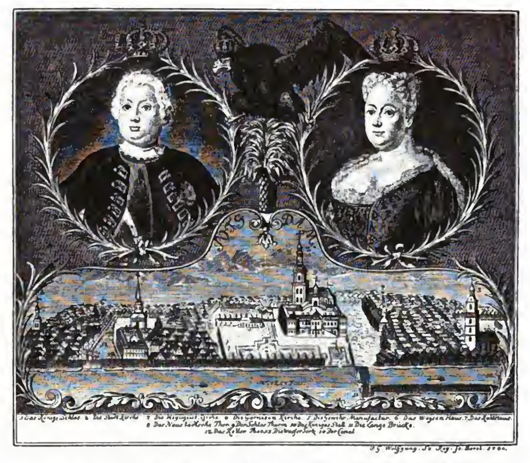
Kein Fürst hat noch jemals das kindische Flitterwerk, worin sich die menschliche Hoheit zu kleiden pfleget, natürlicher und vernünftiger eingesehen als der König von Preußen. Sein Herr Vater hatte die Ehre seiner Krone, die er sich selbst auf das Haupt gesetzet, nach dem üblichen Wohlstand der Monarchen durch einen erstaunenden Aufwand und außerordentliche Pracht verherrlichet. Seine Staats- und Hofbedienten wurden dadurch groß und reich, die Schatzkammer aber ziemlich erschöpft. Der König führte bei dem Antritt seiner Regierung eine genaue Haushaltung ein. Er schaffte viele unnötige Bedienten und Müßiggänger ab, setzte seine Leute auf halben Sold herunter und ließ viel überflüssiges Geschirr verkaufen und zu Geld machen. Er sammlete sich dadurch in kurzer Zeit so große Schätze in barer Münze, als kein Monarch zu seiner Zeit besaß. . .

Ich komme auf den Kronprinzen. Dieser zeiget bei einem noch zarten Alter eine ungemeine Fähigkeit, ja etwas ganz außerordentliches. Er ist ein überaus munterer und lebhafter Prinz. Er hat eine sehr feine und geistreiche Bildung. Er zeiget dabei eine gewisse Leutseligkeit und eine so gute Gemütsart, daß man alles von ihm hoffen kann. Die Frau von Sacetot[1], welche bisher die Aufsicht über dessen Erziehung gehabt hat, redet von ihm nicht anders als mit Entzücken: „C'est un esprit angélique", pfleget sie zu sagen: es ist ein englischer Verstand. Er fasset, er lernet alles, was man ihm vorlegt, mit der größten Leichtigkeit. Der berühmte Monsieur La Croze[2] hat unter andern geschickten Lehrmeistern die Ehre, ihn und die Kronprinzessin[3] zu unterweisen.

Der Kronprinz gehet nun in das siebente Jahr: man ist beschäftigt, denselben aus dem Frauenzimmer zu tun und ihm eine besondere Hofstaat beizulegen.

[1] Oberhofmeisterin der Königin. — [2] Maturin Veyssière de La Croze (1661—1739), Benediktiner und Bibliothekar in Berlin. — [3] Prinzessin Wilhelmine (1709—1758), nachmals Markgräfin von Bayreuth.

Der Obrist von Kalckstein[1] ist von dem König ernennet worden, unter dem Grafen von Finckenstein[2] die Stelle eines Hofmeisters bei dem Prinzen zu versehen. Dieser Kavalier ist einer der artigsten und aufgeräumtesten Köpfe bei Hof. Niemand ist reicher an guten und muntern Einfällen. Der König sowohl als die Königin halten im übrigen diesen Prinz unter einer scharfen Zucht, und es sind wohl wenig Königskinder in der Welt, denen so durch den Sinn gefahren und



der jugendliche Wille gebeuget wird. In der Tat leben Ihre beiderseits Majestäten bei aller ihrer Hoheit nicht anders als wie zwei christliche Eheleute zusammen, die mit einer den Eltern geziemenden Sorgfalt ihre Kinder zur Frömmigkeit und allen anständigen Tugenden aufzuziehen suchen.

Die Königin ist eine höchst verehrungswürdige Dame: sie hat das beste Herz von der Welt und eine gründliche Vernunft. Sie weiß sich vollkommen in die Gemütsart des Königs zu schicken. Sie liebt die Musik als ihre einzige Ergötzlichkeit. Dem ungeachtet aber finden sich doch wenig Virtuosen bei Hof. Der König wendet lieber etwas auf einen guten Waldhornisten. Der Kammerherr von Brandt[3] ist der Aufseher der königlichen Musik. Im Sommer fährt die Königin insgemein gegen Abend nach Monbijou, welches ein Garten an der

[1] Christoph Wilhelm von Kalckstein. — [2] Graf Albrecht Konrad Finck von Finckenstein (1660—1735), 1718—1728 Oberhofmeister des Kronprinzen, seit 1733 Feldmarschall. — [3] Christoph Wilhelm von Brandt (gest. 1743).

Spree mit einem kleinen Lustgebäude ist, worinnen vor einem Jahr der Zar[1] sich hat gefallen lassen, sein Quartier zu nehmen. Ein paar schlechte Kutschen mit sechs alten Pferden bespannet und ein kleiner Mohr zu Seiten: dieses ist gemeiniglich der ganze Aufzug dieser großen Königin. Hier, dacht' ich, können die Großen haushalten lernen.

Man kann sich leicht einbilden, daß, da weder der König noch die Königin die Pracht lieben, der Hof zu Berlin wenig glänzendes und reiches aufzuweisen habe. Ich wollte es keinem raten, daß er sich an demselben mit buntscheckigten französischen Modekleidern sehen ließ, er müßte sich dann gern auslachen lassen, wie solches einem von meinen guten Freunden begegnet ist, der seine von Paris mitgebrachte Kleider, nachdem er sich einmal damit bei Hof gezeiget, wieder einpacken mußte, um dem Mißfallen des Königs und dem Gespötte der Höflinge sich zu entziehen. Dieser Monarch kann nichts weniger als dergleichen kleine geputzte Puppen leiden.

Der schönste Glanz des preußischen Hofs bestehet in der auserlesenen Mannschaft, die der König auf den Beinen hat; insonderheit ist das große Grenadier-Regiment zu Potsdam etwas so herrliches und majestätisches, daß kein Potentat in der Welt es darinnen leicht dem König in Preußen wird vortun können. Man kann nichts schöners, nichts ordentlichers und zugleich auch nichts kriegerischers sehen. Wann sie ihre Waffenübungen machen, wann sie sich schwenken, wann sie Feuer geben, wann sie auf und ab ziehen, so läßt es, als ob sie zusammen nur einen Körper ausmachten und von einer einzigen Triebfeder zugleich angezogen würden.

Man sagt, daß der König im Stand sei, für das Geld, womit er unter dem Schloß die Gewölbe angefüllet hätte, noch zwei solche Armeen auf die Beine zu setzen. Dieses ist wohl zu glauben. Der größte Teil der königlichen Einkünfte kommet in die Gewölbe. Die Torheit der Menschen zollet dem König jährlich einen Haufen Geld für bloße Titel. Keiner kommt zu einer wirklichen Bedienung, er muß davon so viel abgeben.

Als unlängst der Kronprinz mit einem großen Gefolg von Offizieren hinter dem König herging, radelte derselbe mit seinem kleinen Stöckchen wieder die Palisaden, die vor dem Schloß auf der Seite sind, wo die Schätze verwahret liegen, und sprach: „Wie froh werden einmal diese Gefangenen sein, wenn man sie erlösen wird." Die Offiziere, die um ihn waren, fingen darüber an, überlaut zu lachen. Der König hörte solches, er wand sich herum und fragte, was da wär. Niemand wollte sich erkühnen, das gute Wörtchen, welches dem Kronprinzen entfahren war, dem König zu sagen; dieser aber drang mit Heftigkeit darauf und machte, als er es vernahm, darüber keine gar gnädige Miene; er entdeckte in den Worten des Kronprinzen die Sprache anderer Leute.

Der König ist nicht allein ein genauer Haushälter, sondern auch ein strenger Beobachter der Gerechtigkeit. . . In Kriminalfällen ist der König sehr scharf, ja öfters unerbittlich. Wenn man aus Mitleiden für einen Verbrecher die Strafe

[1] Peter I., der Große.

gerne lindern wollte, so muß man das Urteil nicht nach Hof schicken. Der König sagt: Ein jeder weiß, was verboten ist, und wo man das Böse nicht strafet, da ist keine Ordnung und keine Sicherheit im Land zu hoffen. . .

Was den damaligen preußischen Geheimen Rat betrifft, so beruhete solcher hauptsächlich auf den beiden Staatsministern, Herrn von Ilgen[1] und Herrn von Printzen[2]. Beide waren von einem sehr verschiedenen Charakter und gleichwohl in einerlei Endzweck und Absichten vereiniget. Einer solchen Vereinigung sind nur allein die größte Geister fähig, welche, indem sie nicht bloß allein sich bei sich selbst aufhalten, das Gute lieben und ehren, wo sie es finden. Diese beide große Männer teilten die wichtigsten Geschäfte allein unter sich und arbeiteten



einander gleichsam in die Hand. Ilgen war scharfsinnig, gelehrt, erfahren und von Jugend auf zur Arbeit gewohnt; allein für gar aufrichtig hielt man ihn nicht: er machte viel Komplimenten mit freundlichen Mienen, den Leuten zu dienen. Es war ihm aber nicht allezeit so ums Herz. Er war der Meinung, daß es eine Haupteigenschaft eines Hofmanns sei, sich zu verstellen. So sehr er auch in dieser Kunst erfahren war, so konnten doch diejenigen, welche Kenner der Welt und der menschlichen Gemüter sind, etwas dergleichen aus seinen Manieren urteilen. Seine Bildung hatte etwas Zweideutiges: seine Blicke schielten mit einem verborgenen Schalk aus zweien tief im Kopf liegenden, kleinen, schwarzen Augen heraus, und man merkte, daß er zuweilen mehr dachte als empfand. Der Herr von Printzen sah im Gegenteil aus ganz andern Augen. Er hatte ein offenes, freies Wesen: Freundlichkeit, Güte und Großmut begleiteten alle seine Handlungen. Man fand sich vornehm und vergnügt in seiner Gesellschaft, weil er sich herunter ließ und uns mit ihm in eine Gleichheit setzte, ohne

[1] Heinrich Rüdiger von Ilgen (um 1650—1728), Wirklicher Geheimer Staats- und Kriegsrat. — [2] Vgl. S. 4.

das mindeste von seiner Hoheit dabei zu verlieren. Sein Obermarschallamt machte ihm wenig zu schaffen. Als Staats-Minister aber arbeitete er für sechse. Er hatte dabei die Kirchen- und Schulensachen mit zu besorgen, als ob er ohnedem nicht genug zu tun gehabt hätte. Es hieß Regis ad exemplum[1]: denn es war damals kein König und kein Fürst in der Welt, der sich selber mehr der Geschäfte annahm als der König von Preußen. Er konnte dem ungeachtet den Herrn von Printzen nicht allerdings wohl leiden. Er hatte ihm sogar etlichmal den Dienst aufgekündigt; denn der König ist zuweilen ein wenig heftig und nicht allezeit so gestellt, daß man ihm etwas widersprechen kann. Der Herr von Printzen im Gegenteil mußte zuweilen mit der Sprache herausgehen, weil es die Umstände der Sache erforderten. Er ließ sich den ihm erteilten Abschied gefallen; allein sobald kam Ilgen nicht wieder zum König und sollte etwas ausfertigen, so hieß es: Se. Majestät könnten Printzen nicht wohl entbehren; folglich mußte er bleiben. . .

Das Blut[2] in Berlin ist gesund und schön und übertrifft noch das Sächsische an frischem und lebhaftem Wesen. Es ist nicht so üppig und wollüstig, aber sonst verführerisch und liebreizend genug.

Die Ordnung, die Zucht und die Ehrbarkeit des Hofs lenket die Sitten des Volks nach seinem Exempel. Die Lebensart in Berlin hat mir besser gefallen als an einem Ort in der Welt. Die französische Manieren haben sich daselbst mit den teutschen auf das glücklichste vereinbaret und machen zusammen ein solches vernünftiges Temperament, daß man bei Hof weder die ausschweifende Lebhaftigkeit der Franzosen noch das steife und gezwungene Wesen der Deutschen bemerket, welche meinen, es ließe schön und vornehm, wann sie sich hochmütig und schwülstig gebärdeten.

Man kann also mit Recht den preußischen Hof die Schule der Höflichkeit nennen. Es herrschet an demselben eine solche durchgängige Leutseligkeit und ein solches angenehmes natürliches Wesen, daß man öfters nicht wußte, daß ein Unterschied der Stände sei, wann einem nicht zuweilen ein Ordensband oder ein prächtiges Gebäude in die Augen fiel und diesen Unterschied bemerkte; dann im Umgang sind die Markgrafen, die Prinzen, die Generals, die Staatsministers und sowohl der hohe als niedere Adel überhaupt leutselig und höflich. Man sieht hier keine große Staatsperücken mit steifen Köpfen und spreustigen Mienen. Man macht keine Komplimenten, die nichts heißen. Man hält nichts auf ein törichtes Gepräng und große Ceremonien, welche heut zu Tag fast die halbe Welt zu Komödianten machen. Man kommt zusammen, man isset, man trinket, man spielet und gehet wieder von einander, ohne daß man sich ängstigen darf, wie man das Ceremoniel beobachten und was man für eine Rede halten soll. Die wahre Höflichkeit ist leicht, angenehm und natürlich.

Man redet hier bei Hof meistens französisch, und dieses so gut als in Frankreich. Dem ungeachtet so glaub' ich nicht zu viel zu sagen, wann ich behaupte, daß auch die teutsche Sprache hier ihren reinsten Geschmack bekommen habe.

[1] Nach dem Beispiel des Königs. — [2] Die Weiblichkeit.

Die Briefe und die Schriften, welche in diesem Jahrhundert von hier aus sind geschrieben worden, geben davon unverwerfliche Zeugnisse.

Was im übrigen die Lustbarkeiten bei Hof betrifft, so kommen dieselbe mit denjenigen des wienerischen und dresdnischen Hofs in keinen Vergleich. Ja, ich muß schier sagen, man findet hier gar keine, wenn man solche nicht in einem artigen Gespräch, kleinen Spiel, in einer guten Tafel, in angenehmen Gesellschaften und Spaziergängen, in mittelmäßigen Konzerten, in Künsten und Wissenschaften und dergleichen Dingen zu suchen gewohnet ist.

Schauspiele siehet man in Berlin gar nicht, es sei dann, man verstehe darunter die schöne Mannschaft, die täglich auf die Parade ziehet und welche für einen Liebhaber der Soldaten alles übertrifft, was man schönes in der Welt sehen kann.



Küstrin

Aus dem Briefwechsel von Grumbkow, Hille und Wolden, 1730—1732 *

Hille an Grumbkow

Küstrin, 18. Dezember 1730.

Man weiß von Eurer Exzellenz Berufung nach Oranienburg. Man hat also — denn man erhofft alles von Ihren guten Diensten — täglich auf gute Nachrichten gewartet und war zwei Tage lang sehr mißgestimmt. Da alle Unterwerfung und ein Gehorsam bis ins kleinste zu nichts geführt haben, bildet man

* Nach seinem mißglückten Fluchtversuch (5. August 1730) war Kronprinz Friedrich in Küstrin gefangen gesetzt worden. Nach Kattes Hinrichtung und nachdem er am 19. November vor einer dazu entsandten Kommission eidlich das Gelöbnis unbedingter Unterwerfung unter den Willen des Königs abgelegt hatte, wurde er aus der strengen Festungshaft entlassen und zur Beschäftigung als Auskultator der dortigen Kriegs- und Domänenkammer überwiesen. Aber erst, als am 15. August 1731 die Aussöhnung zwischen Vater und Sohn erfolgt war, wurde dem Kronprinzen freiere Bewegung gestattet und ihm erlaubt, die weitere Umgebung von Küstrin zu besuchen. Die Stellung eines Mittlers zwischen Vater und Sohn bekleidete der Feldmarschall und Minister Friedrich Wilhelm von Grumbkow (1678—1739), der Mentor und Vertrauensmann Friedrichs, seit er mit diesem bei seinem Besuch Küstrins im November 1730, wo er als Mitglied der Kommission erschien, eine Aussprache gehabt hatte. Er verfaßte darauf am 26. August 1731 die Instruktion für den Kronprinzen, die dessen künftiges Verhalten gegen den König regelte. Friedrich und sein Leben in Küstrin bildet den Gegenstand des oben mitgeteilten Briefwechsels Grumbkows mit der Umgebung des Prinzen, dem Hofmarschall Gerhard Heinrich von Wolden (gest. 1740) und dem Kammerdirektor Christoph Werner Hille (gest. 1740). Der größere, noch ungedruckte Teil dieses Briefwechsels ist dem Hausarchiv zu Charlottenburg entnommen; der Rest ist veröffentlicht von Förster, „Friedrich Wilhelm I.", Bd. 3, S. 21 ff., 40 ff. und 58 ff. (Potsdam 1835), und Koser, „Briefwechsel Friedrichs des Großen mit Grumbkow und Maupertuis", S. 39 ff. (Leipzig 1898). Grumbkows Schreiben sind meist nicht erhalten.

sich nun ein, man suche stets Händel mit ihm, und hat daraus den Schluß gezogen, daß es ebensogut sei, auf seinem Kopf zu beharren und mit Ehren unterzugehen. Es ist uns jedoch gelungen, ihm das auszureden; ich stehe aber nicht dafür ein, daß er nicht wieder rückfällig wird, wenn von der anderen Seite gar nichts geschieht.

Er stellt sich so, als wollte er von Heiraten nichts wissen, und er spricht sich darüber in einer Weise aus, die uns samt und sonders zum Lachen gebracht hat. Mein Vater, erklärte er, hat mir selbst geraten, ich solle nicht jung heiraten, und bei meiner Natur wäre ich bald eines Frauenzimmers überdrüssig, das mir alljährlich ein Kind beschert und bald häßlich würde. Dann würde ich blindlings in den Ehebruch hineinrennen, der nach meiner Ansicht etwas Verwerfliches ist. Ich will mit vierzig Jahren heiraten, und zwar eine fünfzehnjährige Prinzessin, so schön, als ich sie finden kann. . .

Solche eigenartigen Ansichten mache ich mir zunutze, um sein System der Prädestination zu bekämpfen, an das er noch heute mit dem Fatalismus eines Türken glaubt[1]. Ich hoffe, Ew. Exzellenz werden eines Tages einen Briefwechsel zwischen ihm und mir über dies Thema lesen können, der an den zwischen der Königin von England und Leibniz erinnert[2]. In gewisser Hinsicht ist es ein Unglück, daß der Kronprinz soviel Esprit im französischen Sinne besitzt. Sagen oder schreiben Sie ihm, was Sie wollen: ist es nicht durch ein paar Körnchen Esprit gewürzt, so macht er sich darüber lustig. Im anderen Fall aber ist er voller Bewunderung und wägt peinlich ab, ob des attischen Salzes zuviel oder zuwenig sei; was Sachliches daran ist, das festzustellen, hält er nicht der Mühe für wert.

Sie glauben, seine Lieblingsleidenschaft sei die Musik. Gott gebe, daß dem so wäre! Aber er hat eine stärkere Neigung: er will Verse machen und ein Reimschmied werden. Während er nicht weiß, ob seine Vorfahren Magdeburg im Kartenspiel oder sonstwie gewonnen haben, kann er die Regeln der Poetik des Aristoteles an den Fingern herzählen und quält sich seit zwei Tagen ab, deutsche

[1] König Friedrich Wilhelm verwarf die Lehre von der göttlichen Gnadenwahl, welcher der Kronprinz anhing. Er hatte den Feldprediger Müller vom Regiment Gensdarmes, der den Leutnant Katte auf seinem Todesgange begleitete, zugleich beauftragt, Friedrich aufzusuchen und ihn von diesem Irrglauben zu bekehren. Vgl. Müllers Berichte an den König in den „Gesprächen Friedrichs des Großen", S. 4ff. Da der König aus einem Bericht Woldens ersehen hatte, daß der Prinz noch immer bei seiner Ansicht beharrte, war dessen Umgebung angewiesen, auf ihn entsprechend einzuwirken. Darauf verlangte Friedrich Wilhelm am 12. Dezember, zu erfahren, wer dem Prinzen die Irrlehre beigebracht habe. Der Prinz gab einige Bücher an, doch seine Ausflucht, diese seien ihm „von ungefähr" in die Hände gekommen, ließ der König nicht gelten und bestand am 20. Dezember auf Namhaftmachung der betreffenden Persönlichkeiten. Auch jetzt nannte der Prinz niemand, sondern ließ nur durch Wolden am 27. seine Unterwerfung unter die königliche Willensmeinung melden. — [2] Es kann nur der Verkehr von Gottfried Wilhelm von Leibniz (1646—1716) mit der Königin Sophie Charlotte von Preußen gemeint sein, und zwar weniger ihr Briefwechsel, den ihr Gemahl, König Friedrich I., 1705 nach ihrem Tode vernichten ließ, als die regelmäßige Unterhaltung mit ihr bei Leibniz' wiederholten Besuchen in Charlottenburg. Diese Gespräche behandelten gerade auch die Prädestination, und aus ihnen ist 1710 sein Buch, die „Theodicee", hervorgegangen.

Verse, die ihm der Narr, der Wilcke[1], gegeben hat, ins Französische zu übersetzen. Bis zur Erschlaffung sage ich ihm die Verse aus Molières „Misanthrope“ über Oronte[2] her. Er sagt, sie seien wundervoll, und läßt sich nicht abbringen. Der Teufel hole seinen verwünschten Lehrer[3], der weiter nichts verstand, als ihm dergleichen seichtes Zeug in den Kopf zu setzen.

All das muß ihm noch abgewöhnt werden. Denn obwohl gegen seine Herzenseigenschaften nichts zu sagen ist, kann er eines Tages Menschen unglücklich machen, ähnlich wie törichte Frauen Männer zu Hahnreien machen sollen. . .

So weit war ich mit meinem Briefe gekommen, als der Kronprinz mich rufen ließ. Ich fand ihn so scherzhaft aufgelegt wie noch nie. Er sagte mir, er beschäftige sich mit angenehmen Hirngespinsten. Hier eine Probe seiner ausschweifenden Gedanken: Er plant eine Reise nach Braunschweig, von da nach Wien und bis zur Grenze des kaiserlichen Machtbereichs, d. h. selbst bis Sizilien. Er habe sogar beschlossen, die Ansprüche seines Hauses auf das Arelat[4] und Orange wieder zu erheben, um einen Vorwand für eine Reise nach Frankreich zu haben. Wir haben über seine Phantasie gelacht, und damit hatte die Komödie ein Ende.

Vor zwei Tagen hatte er den Plan, ein Regiment zu bekommen[5], und wäre es das letzte im Heere, irgendwo mit 8000 Talern in Garnison zu stehen, aber ohne die Verpflichtung, Rekruten anwerben zu müssen. Bisher spielt weder der Hof in Berlin noch der in Potsdam eine Rolle in seinen Plänen. . .

Nachschrift. Kann man beim König nicht durchsetzen, daß er ehrliche Leute, die hier am Orte sind, zu Tische laden darf? Er wünscht es heiß, und ich sehe keinen Nachteil darin; denn wir sprechen ja täglich mit ihm. Se. Kgl. Hoheit sind lustig wie ein Buchfink.

Der Kietzer Schulze, dem Herr von Münchow[6] unrecht getan hat, hat sich an ihn gewendet. Sein Debut war also folgendes: Er hoffe, sich so gut aufgeführt zu haben, daß man ihm ein kleines Dezernat geben könnte, und da auf dem Festland alles vergeben sei, verlange er das Marinedepartement. Als der Präsident ihm das lachend bewilligt hatte, fuhr er fort: Da er nun die Genehmigung habe, einen „Vortrag“ zu halten, und die Sache zur Ostsee gehöre, brächte er als der, dem die Schiffahrt bei Küstrin unterstände, die Beschwerden des Kietzer Schulzen vor usw.

Wüßte er alles, so würde ihm diese schöne gute Laune rasch vergehen; denn sie entspringt nur der Hoffnung auf ein baldiges gelinderes Los. . .

[1] Samuel Otto Wilcke, Geheimer Kriegs- und Domänenrat. — [2] Die Verse, in denen sich Alceste, der Held in Molières Lustspiel „Misanthrope“, gegen die Reimereien des Dichterlings Oronte wendet (Akt 1, Auftritt 2). — [3] Jacques Egide Duhan de Jandun (1685—1746), seit 1730 nach Pillau verwiesen. — [4] Ein Teil des alten, später Frankreich einverleibten Königreichs Burgund mit der Hauptstadt Arles. — [5] Das Kürassierregiment, dessen Chef er gewesen, war ihm Ende August 1730 genommen. — [6] Christian Ernst von Münchow, Kammerpräsident.

Wolden an Grumbkow[1]

Küstrin, 19. Dezember 1730.

Eurer Excellenz geneigtes Schreiben, womit Sie mich unterm 18. hujus beehren wollen, habe heute zu erhalten die Gnade gehabt, auch solches J. Kgl. Hoh. dem Kronprinzen vorgelesen, welche dadurch in dem guten Vertrauen, so Sie auf Ew. Excellenz gesetzet, nicht wenig confirmiert worden, auch mir befohlen, Denselben für die guten Vertröstungen allen ersinnlichen Dank abzustatten und Dero Interesse Denselben aufs beste zu recommandieren. . . Hienächst läßt der Kronprinz Dieselben ersuchen, Ihnen ohngefähr die Contenta[2] des auf Neujahr an den König zu schreibenden Briefes wissen zu lassen, damit Sie Ihre Mesures darnach nehmen und den Brief nach des Königs Sinn einrichten können, und hat der König allergnädigst erlaubet, daß der Kronprinz alle Monate einmal an ihn schreiben kann.

Übrigens kann ich mit Wahrheit Eurer Excellenz versichern, daß ich alle meine Briefe an den König so einrichte, damit des Königes Gemüt je mehr und mehr gegen den Kronprinzen adouciert werde, wie ich denn auch fest glaube, daß er mich durch seine gute Conduite soutenieren und nicht zum Lügner machen werde. Die Hauptsache ist, daß man suche, die Aigreur von beiden Seiten zu heben und hergegen eine Confiance réciproque wiederherzustellen, daß dann sich das übrige von selbsten geben wird.

Bei heutiger Post habe ich J. Kgl. Maj. geschrieben, um anzufragen, wie Sie es wollten gehalten haben mit J. Kgl. Hoh. des Kronprinzen Kleidung, Betten und Leinenzeuge, als an welchen Stücken bei demselben sich ein großer Mangel findet. Wildbret haben J. Kgl. Maj. uns gleichfalls zu unsrer Ménage accordiert, und die Briefe, so wir erhalten, sind auch in viel gnädigern Terminis als vor diesem abgefasset, welches mich denn alles gutes hoffen machet. Dem ohngeachtet wird vor der Hand noch ein wenig Geduld und Réflexion vonnöten sein. . .

Hille an Grumbkow

Küstrin, 23. Dezember 1730.

Ew. Excellenz werden vom König durch die gestern abgesandte Stafette erfahren haben, daß der Kronprinz zwei Anfälle von Wechselfieber gehabt hat. So viele Aufregungen, Kummer und Ängste mußten unbedingt eine heftige Wirkung auf seinen Körper haben. Gottlob hat es nicht zu einer ernsteren Erkrankung geführt. Da Kranke mißlaunig sind, war er es auch und führte bittere Klage, daß er bei aller seiner Unterwerfung noch nicht die geringste Freiheit erhalten habe, nicht einmal die, ein gutes Buch zu lesen oder bei Tisch Leute zu sehen,

[1] Die Vorlage ist deutsch. — [2] Den Inhalt.

mit denen er zu sprechen wage. Er und seine drei Höflinge[1] haben sich völlig ausgesprochen; man gähnt, langweilt sich und muß schreiben oder Schach spielen oder gar nichts tun.

Ich habe Wolden den Brief Eurer Exzellenz gegeben, und Sie werden mit der heutigen Post die Antwort erhalten, mit einer kleinen Einschränkung, die notwendig war[2]. Wir hatten Mühe, ihn zu bestimmen, in diesen Ausdrücken zu schreiben.

Wenn nicht bald etwas geschieht, was die Hoffnung bestärkt, und wäre es nur eine Kleinigkeit, so weiß ich nicht, wohin das alles führen wird. Man beschwört Ew. Exzellenz, Ihrerseits nach Kräften dazu beizutragen, und versichert Sie ewiger Dankbarkeit. . .

Als ich dies geschrieben hatte, ließ der Kronprinz mich rufen und stellte über den Briefentwurf tausendfältige Betrachtungen an, die Herr von Wolden Ihnen mitteilen wird. Der Kronprinz erhielt heute einen Brief des Königs vom 20., voller Schmähungen auf ihn und die Prädestination[3]. Mein Gott, was soll aus alledem werden! . . .

Wolden an Grumbkow

Küstrin, 23. Dezember 1730.

Durch Herrn Direktor Hille empfing ich Eurer Exzellenz geneigtes Schreiben vom 21., zugleich mit dem Entwurf für den Kronprinzen[4]. Ich kann Ew. Exzellenz versichern, daß der Prinz sehr zufrieden und vor allem darüber entzückt war, daß Ew. Exzellenz nach wie vor für ihn eintreten wollen. Jedoch erbittet er eine kleine Aufklärung über zwei Punkte dieses Entwurfes. Erstens: Da der König seinen Stil zu gut kennt, fürchtet er, daß er diesen Entwurf besser gefaßt findet, als er sonst zu schreiben pflegt, und danach annimmt, der Brief sei ihm eingegeben oder diktiert worden; somit würde er nicht die Wirkung haben, die er sich davon verspricht. Zweitens findet der Kronprinz es nicht angebracht, von einer Sache anzufangen, die nie zur Sprache gebracht worden ist, nämlich die Heirat. Zum mindesten könnte der König argwöhnen, der Kronprinz habe einen Wink aus Berlin bekommen, und das könnte einigen wohlmeinenden Leuten Kummer bereiten. Gleichwohl erklärt der Kronprinz, daß er sich bezüglich der Heirat stets den Wünschen und dem Willen seines Vaters fügen wird. . .

Nachschrift. Ich bitte Ew. Exzellenz im Namen des Kronprinzen noch dringend, Ihre Ansichten über beide Punkte mit der Post am nächsten Montag (25. Dezember) mitzuteilen.

[1] Außer Wolden die beiden Kammerjunker Karl Dubislav von Natzmer (1705—1738) und Wilhelm von Rohwedell. Natzmer wurde im April 1732 an die Stettiner Domänenkammer versetzt; Rohwedell wurde im November 1735 zum Direktor der pommerschen Kammer, im August 1740 zum Geheimen Finanzrat im Generaldirektorium ernannt und verließ 1748 den preußischen Dienst. — [2] Es handelt sich um den Entwurf des Neujahrsbriefes an den König. — [3] Vgl. S. 13, Anm. 1. — [4] Vgl. Hilles Schreiben vom 23. Dezember an Grumbkow.

Hille an Grumbkow

Küstrin, 27. Dezember 1730,
2½ Uhr Nachmittags.

Ich erhielt soeben Eurer Exzellenz geneigtes Schreiben vom 25. und habe die Einlage[1] abgegeben. Die Antwort ist diese: Der fragliche Brief wird in der Weise abgefaßt werden, wie ich letzthin berichtete, und der Stil wird geändert werden.

Betreffend das Prädestinationssystem[2] hat der Kronprinz eine zufrieden-



stellende Antwort gegeben, die von Wolden mit der gestrigen Post dem König übersandt ist. Er wartet also die Wirkung davon ab. Zum Beweis, daß er seine Ansicht nur aus triftigen Gründen geändert hat, wird, wie ich glaube, Herr

[1] Der Briefentwurf für den König (vgl. S. 16). — [2] Vgl. S. 13, Anm. 1.

von Wolden Eurer Exzellenz die Epistel schicken, die ich über dies Thema an ihn gerichtet habe. Er hat nicht alle Schlußfolgerungen abgestritten, die ich aus seinem System gezogen habe. Damit habe ich ihn zu dem Eingeständnis gebracht, daß das Ganze nur ein Spiel mit Worten sei, und er hat begriffen, daß es töricht von ihm wäre, deswegen ein Martyrium zu erleiden. Sollte der König an seiner Aufrichtigkeit zweifeln, so habe ich nichts dagegen, daß Ew. Exzellenz ihm meine Ausführungen zeigen und ihn versichern, daß er dadurch überzeugt worden ist. Aber damit genug. Denn da ich in diesen Dingen nicht zuständig bin, könnten die hochverehrten Herren Theologen mich lächerlich machen, daß ich mich zum Bekehrer aufwerfe.

Das Fieber des Kronprinzen ist nach drei Anfällen gewichen, aber er sieht sehr elend aus. Er hat sich redlich vorgenommen, alles ohne Klage zu leiden und sich wacker zu halten. Ich glaube, seine Absicht dabei ist mehr, den König ins Unrecht zu setzen, als sonst etwas. Er pflichtet den Ratschlägen Eurer Exzellenz völlig bei und versichert Ihnen, er werde Ihre Güte nie vergessen. Hier heißt es, der König sollte gestern bei Ew. Exzellenz speisen; darauf baut er große Hoffnungen und erwartet, daß Sie ihm mit Hilfe des Herrn von Seckendorff[1] etwas mehr Freiheit verschaffen können. Nicht die Ausgaben sind es, derentwegen der König nicht gestattet, daß er Gäste bei Tisch sieht; denn, wie Wolden ihm bereits schrieb, würden dadurch keine Mehrkosten entstehen, und da hat er recht; denn von allen Seiten wird mehr in die kronprinzliche Küche geschickt, als verzehrt werden kann.

Wie ich bemerkt habe: hält man dem Kronprinzen etwas als lächerlich vor, so erreicht man mehr als mit Sentenzen. Ich habe mir vorgenommen, für ihn die Geschichte des Prinzen Leo zu schreiben, der auf den Kaiserthron kam. Ich werde Schöngeister aus aller Welt auftreten lassen, Dichter, die elend zu Fuß und zu Roß einherziehen, sogar preziöse Damen[2], und ich werde den Hof des Königs Pétaud[3] schildern, wie meine Erleuchtung mir es eingibt. . .

Wolden an Grumbkow

Küstrin, 27. Dezember 1730.

Bevor ich das Schreiben Eurer Exzellenz beantworte, will ich meinen Brief mit einem wesentlichen Punkte beginnen, nämlich mit der Genesung unseres Kronprinzen, der sechs Fieberanfälle gehabt hat und ihrer jetzt hoffentlich quitt ist. Ich habe seine Erkrankung durch Stafette gemeldet, aber leider hat man nur sehr wenig darauf geachtet, was mich wahrhaft betrübt.

[1] Graf Ludwig Heinrich von Seckendorff (1673—1763), österreichischer Feldzeugmeister und Gesandter in Berlin. — [2] Anspielung auf Molières Lustspiel „Les précieuses ridicules“. — [3] Der auch von Molière in seinem Lustspiel „Tartuffe“ (I, 1) sprichwörtlich gebrauchte Ausdruck bedeutet einen Hof, an dem alles drüber und drunter geht. Ursprünglich war „Pétaud“ der Name des von der Bettlerzunft gewählten Königs, dessen Herrschaft durch seine Ohnmacht gekennzeichnet war.

Der Kronprinz ist sehr empfänglich für alle Zeichen Ihrer Güte, die Sie ihm durch Ihre aufrichtige und vollkommene Anhänglichkeit beweisen. Ew. Exzellenz können versichert sein, daß er Ihnen völlig vertraut und stets den Ratschlägen folgen wird, die Sie ihm künftig über seine Interessen geben werden. Gemäß dem Entwurfe wird er mit der nächsten Post an den König schreiben, und zwar in Ausdrücken, die ebenso untertänig wie der Lage entsprechend sind, in der er sich gegenwärtig leider befindet[1].

Was den Partikularismus betrifft[2], so hat der Kronprinz sich darüber endlich in einer Weise geäußert, die den König zufriedenstellen dürfte. Der Kronprinz erklärt nämlich: Da der Streit über die Gnadenwahl rein philosophisch und spekulativ ist, will er sich gern den Ansichten Sr. Majestät fügen und seine bisherigen Ansichten darüber aufgeben, zumal er sähe, daß diese Ansichten Sr. Majestät mißfallen, und er hoffe, durch diese völlige Unterwerfung wieder in Gnade bei Sr. Majestät zu kommen, von der er bisher noch nicht das geringste Zeichen erhalten habe. Herr Hille hat zu diesem plötzlichen Meinungswechsel nicht wenig durch seine anliegende Epistel beigetragen, die er dem Kronprinzen schriftlich übersandt hat[3]. Diese Erklärung habe ich Sr. Majestät mit der gestrigen Post zugestellt und bin sehr gespannt, welche Wirkung sie haben wird, und ob sie die gereizte und erbitterte Stimmung gegen uns nicht zu mildern vermag. . . Bevor ich schließe, empfehle ich unsere ganze Boutique der mächtigen Protektion Eurer Exzellenz.

Hille an Grumbkow

Küstrin, 30. Dezember 1730.

Seit meinem letzten Schreiben vom 27. ist nichts vorgefallen, außer daß man mich beauftragt hat, Sie zu bitten, daß die Musicalia, die, wie man annimmt, sich in Ihrem Hause befinden, nicht in andere Hände fallen. Im übrigen sei man entschlossen, keine Schritte zu tun, weder für die Musik, noch für sonst etwas, sondern sich mit Geduld zu wappnen und die Wirkungen der guten Dienste der Freunde abzuwarten. . .

Der Präsident (Münchow) und ich sind besorgt, ob es erlaubt ist oder nicht, am 24. Januar den Geburtstag des Kronprinzen durch ein kleines Fest zu feiern. Wir bitten Ew. Exzellenz um gnädigen Bescheid.

Ew. Exzellenz erhalten mit dieser Post ein Glückwunschschreiben zum Neujahr[4], das der Kronprinz selbst entworfen und ins reine geschrieben hat. Wie er sagt, soll das, was er darin von dem „Morgenstern" und seinem Licht schreibt, sich auf ihn selbst beziehen.

Soeben erhalte ich Ihr Schreiben vom 29. Ich sehe schon, man wird nicht glauben, daß der Sinneswechsel des Kronprinzen aufrichtig ist und daß er nicht rückfällig wird. Hier wird man sich bei etwas mehr Freiheit über alles trösten. . .

[1] In dem Schreiben vom 30. Dezember erklärte der Prinz: „Ich wünschte nichts mehr, als daß ich dieses jetzt verflossene, unglückliche Jahr möchte aus meinem Leben gleich als ausradieren können." (Charlottenburg, Hausarchiv.) — [2] Vgl. S. 13 und 17f. — [3] Die Beilage fehlt. — [4] Das Schreiben an Grumbkow liegt nicht vor.

Wolden an Grumbkow

Küstrin, 30. Dezember 1730.

Mit heutiger Post hat der Kronprinz sich beehrt, Sr. Majestät nach dem Wortlaut des gütigst übersandten Entwurfes in untertänigen und ehrerbietigen Ausdrücken zu schreiben. Indes hat der Kronprinz es aus den in meinem letzten Schreiben angegebenen Gründen nicht für angezeigt gehalten, die Heiratsfrage zu berühren[1]. Und Se. Majestät hat ebensowenig auf die Sinnesänderung des Kronprinzen betreffs der Gnadenwahl[2] geantwortet. Im übrigen ist unser Schicksal stets das gleiche wie vordem, und das macht uns das Leben sehr bitter.

Hille an Grumbkow

Küstrin, 2. Januar 1731.

... Man drängt den Kronprinzen, er solle die angeben, die ihm seine unselige Ansicht [von der Gnadenwahl] beigebracht haben[3]. Er hat es nicht getan und wird es gewiß nie tun. Er hat Bücher bezeichnet, aber der König glaubt nicht daran und hat das Wolden heute in einem deutlichen Briefe gesagt. Kurz, ich weiß nicht, was aus alledem werden soll, und bin mit meinem Latein am Ende. Wie jedermann, beurteile ich nach mir selbst, was ein anderer tun wird, und ich irre mich.

Ich bin Ew. Exzellenz sehr dankbar, daß Sie den König meiner Untertänigkeit versichert haben, wenn nur seine Briefe an den Kronprinzen nicht dadurch beeinflußt werden und er ihm nicht Kleinigkeiten als Verbrechen auslegt...

Hille an Grumbkow

Küstrin, 13. Januar 1731.

Ich kann Ew. Exzellenz nur in aller Kürze sagen, daß der Kronprinz für alle Ihre Güte sehr empfänglich ist. Er hat mich ausdrücklich beauftragt, Ihnen zu versichern, daß ihm nichts erfreulicher sei als Ihre Bemühungen um Aussöhnung der Familie, und daß er Ihren Ratschlägen in allem folgen werde.

Ich weiß nicht, woher die Nachricht stammt, gewisse Leute arbeiteten mit aller Kraft an der Rückkehr des Kronprinzen zum König, was nicht sehr nach seinem Wunsche ist. Ich habe ihm geraten, sie nur machen zu lassen. Das werde den König in Verlegenheit setzen und ihn eher bestimmen, das minus zu bewilligen, nämlich größere Freiheit hierselbst. Beide Temperamente werden meiner Ansicht nach nie sehr zusammenstimmen, und bringt man sie so bald zusammen, so gibt das nur Anlaß zu neuem Verdruß und Streit.

Die Unterstützung[4] ist noch nicht eingetroffen, aber man wird sich dafür bedanken. Im übrigen muß ich Euer Gnaden ganz offen sagen, daß der Kronprinz im Finanz-

[1] Vgl. S. 16. — [2] Vgl. S. 19. — [3] Vgl. S. 13. — [4] Wohl eine Sendung Grumbkows.

wesen gute Fortschritte macht, sich aber, nach meinem Urteil wenigstens, mit diesen Geschäften nie näher befassen wird. Die hohe Politik scheint ihm vornehmer und beachtenswerter. Er glaubt, wenn er erfahrene Leute für die Führung der Finanzen annimmt und sie gut bezahlt, daß er sich dann auf sie verlassen kann, und daß der Verlust, selbst wenn er hier und da betrogen wird, nicht groß sein wird, da das Geld im Lande bleibt und stets auf natürlichem Wege in die Truhen des Monarchen zurückkehren muß. Alle diese Einzelheiten langweilen ihn, und er glaubt, seine Zeit eines Tages besser verwenden zu können als mit solchen Kleinigkeiten. Sicher bin ich jedoch, daß er die Arbeit nie hassen, sondern Mittel und Wege finden wird, um Vergnügen mit Arbeitseifer zu vereinbaren. Sein Charakter ist im übrigen so, wie ich es Ew. Exzellenz gesagt habe[1], und ich glaube nicht, daß er sich so bald ändert; denn er hat sich schon zu sehr gefestigt. Wir, Natzmer und ich, bemühen uns namentlich, seinen hohen Begriff von den französischen Schöngeistern ins Lächerliche zu ziehen. Er beehrt uns, zu glauben, daß wir Geist besitzen, der aber angelernt ist durch Lektüre und Umgang mit Franzosen. . .

Wolden an Grumbkow

Küstrin, 13. Januar 1731.

Eurer Exzellenz Schreiben an mich mit der heutigen Post hat beim Kronprinzen den allerbesten Eindruck gemacht. Er beginnt ein wenig aufzuatmen und wieder Hoffnung zu schöpfen, daß sein Schicksal gelinder wird. Gott gebe, daß das anhält, und daß alles weitere den schönen Gedanken entspricht, die wir uns schon im voraus machen. Inzwischen werden wir stets auf der Hut sein, indem wir jeden Anstoß vermeiden und uns untadelig benehmen, wenigstens vor der Welt. Kommt bei diesem schönen Plane gar nichts heraus, so haben wir wenigstens die Genugtuung, ein Leben voller Kummer und Bitternis ertragen zu haben, ohne gegen unser Schicksal zu murren.

Da ich übrigens zu Ew. Exzellenz das volle Vertrauen habe, das jeder haben muß, der Sie kennt, erlaube ich mir, Sie von etwas in Kenntnis zu setzen, was uns angeht und von dem nach meiner Meinung das künftige Glück und Unglück des Kronprinzen abhängen wird. Es ist folgendes. Wie ich seit kurzem von ziemlich guter Hand erfahren habe, arbeitet man unter der Hand an dem Plane, den Kronprinzen wieder in sein früheres Verhältnis zu seinem Vater, dem König, zu bringen. Ich will annehmen, daß es diese Leute gut und ehrlich meinen, aber mir scheint auch, daß sie das Gelände nicht genügend kennen, und daß sie an etwas arbeiten, was keinen Bestand hätte. Denn die traurigen Folgen, die uns dieser frühere Zustand bereitet, sind in unseren Augen noch so frisch, daß sie mich für die Zukunft noch mehr befürchten lassen. Ich hielt es also für richtig, Ew. Exzellenz von dieser Sache in Kenntnis zu setzen. Sie muß Ihnen als großem und wohlgesinnten Minister gewiß unangenehm sein. Ich brauche nicht

[1] Vgl. S. 13 f.

näher darauf einzugehen und überlasse es dem Scharfblick Ew. Exzellenz, selbst zu erkennen, was wir von einer so gefährlichen Veränderung alles zu befürchten hätten. Ich vertraue völlig auf Ihre Güte und hoffe, daß Sie uns aus dieser Not helfen und die angesponnenen finsteren Pläne vereiteln werden.

Hille an Grumbkow

Küstrin, 16. Januar 1731.

Ich erhalte soeben Eurer Exzellenz Schreiben vom 15. mit dem „Courrier de la Paix“[1], der viel Freude gemacht hat. Die Fortsetzung mit den Tagesneuigkeiten wird stets angenehm sein. Als Gegenstück anbei ein recht niederschmetternder Brief, namentlich für mich armen Kerl; man geht darin hübsch mit mir um. Da es Paradoxien sind, kann ich sagen, ich werde die Antwort nicht schuldig bleiben. Ich glaube jedoch, das ist die Wirkung eines meiner offiziellen Briefe oder der Erinnerung an meine Lektüre und meiner manchmal aufgestellten Behauptung, daß man durch Lesen den Geist bilde. Das wird noch ganz anders werden, wenn der junge Herr, wie ich befürchte, sich zu langweilen beginnt und widerspenstig wird.

Der Präsident wollte heute um Erlaubnis bitten, ein Geburtstagsfest zu geben. Nun ist er niedergeschmettert und steckt die Geigen und Flöten wieder ins Futteral[2]. Ich habe nichts weiter zu sagen...

Hille an Grumbkow

[Küstrin, 30. Januar 1731.]

Es geht gut, und man ist hier wunderbar zufrieden. Anbei ein kleines Gedicht, das gewiß geistreich ist; ich habe es abgeschrieben, um es mit Erlaubnis an Ew. Exzellenz zu schicken, denn von Ihnen ist in der letzten Strophe die Rede[3]. Man bittet aber dringend, dem König nichts davon zu sagen.

Der Kronprinz hat einen Anschlag zur Hebung der Leinenindustrie gemacht, den wir dem König schicken. Er hat ihn gemacht, ohne jemandem etwas zu sagen. Ew. Exzellenz werden mit der nächsten Post eine Abschrift davon erhalten. Ich hoffe, Sie werden darin die ersten Ansätze politischen Denkens finden. Wie ich sagen kann, beginnt man, nachdem man die langweiligen Einzelkenntnisse erworben hat, die verschiedenen daraus entstehenden Gedanken zu verknüpfen und Folgerungen daraus zu ziehen, die aber noch zu verbessern sind. Kurz, ich

[1] Ein Jonrnal („Der Friedensbote“). — [2] Zu Woldens Ablehnung der Einladung von Münchow (vgl. S. 19) hatte der König bemerkt: „Recht, nit ans dem Hause essen, nit Musicke, nit Tanzen, denn dieses nit der Ort davor ist.“ — [3] Die Übersetzung dieses Gedichts „Rat an mich selbst“ („Conseil à moi-même“) ist gedruckt in der „Jugend Friedrichs des Großen“ von Lavisse, verdeutscht von F. von Oppeln-Bronikowski, S. 182 (Berlin 1925). Die letzte Strophe lautet:

Dankbar sei für alle Zeit
Des Ministers Frenndlichkeit,
Dafür lieb' ihn immer sehr —
Denke, aber tu nicht mehr.



hoffe, der Küstriner Aufenthalt wird mit der Zeit für den Herrscher wie für das Volk segensreich sein, und wenn unser einer auch nicht sehr begabt ist, so haben wir wenigstens den Mut, die Dinge so zu sagen, wie sie sind, ohne zu schmeicheln. Daher wird man sich auch nicht mit Reimedrechseln vergnügen, sobald man nur andere Dinge zu tun bekommt.

Ich sprach soeben mit Herrn von Wolden; hier die Antwort. Der Kronprinz befahl ihm, Ew. Exzellenz Abschriften aller an ihn gerichteten Briefe zu schicken. Mit dem Stil des Briefes von dem Kaiser[1] ist man nicht sehr zufrieden. Der Brief der Schweizer Sappho[2] zeigt, wie vorteilhaft man im Ausland über den Kronprinzen urteilt. . .

Wolden an Grumbkow

Küstrin, 30. Januar 1731.

... Gestatten Ew. Exzellenz, Ihnen im Namen des Kronprinzen für das wiederholte Geschenk zu danken, nämlich die zwölf Flaschen Wein, die Sie ihm kürzlich geschickt haben. Allerdings ist er in kananäischen Wein verwandelt worden, aber bei alledem kann ich Ew. Exzellenz nur beteuern, daß er uns nicht minder gut gemundet hat, und daß wir ihn auf Gesundheit und Wohl unseres Wohltäters ausgetrunken haben. Möge das Ew. Exzellenz ebensogut bekommen, wie uns das Geschenk bekommen ist.

Um von ernsten und fesselnden Dingen zu reden, will ich Ew. Exzellenz sagen, daß wir seit einigen Posttagen Briefe von Sr. Majestät haben, die uns ein wenig aufatmen lassen. Sie zeigen, daß der König mit unserem Benehmen noch gewissermaßen zufrieden ist. Gott gebe, daß das so bleibt, und daß wir uns nicht zu große Hoffnungen machen! Wenn Ew. Exzellenz es für passend halten und erlauben, will ich Ihnen Abschriften der Briefe Sr. Majestät schicken, damit Sie um so besser Ihre Maßnahmen zur Durchführung Ihres Planes treffen, uns aus diesem Labyrinth zu befreien ...

Schließlich soll ich auf Befehl des Kronprinzen eine Zuschrift aus der Schweiz beilegen. Ew. Exzellenz werden davon halten, was Ihnen beliebt; ich halte sie jedoch für fingiert und glaube, sie stammt aus Berlin oder aus einem anderen Orte der Monarchie. Hin und wieder stehen kleine Wahrheiten darin; am meisten entzückt mich, daß man den Kronprinzen darin als Märtyrer für die Religion hinstellt.

* * *

Sophie Sappho an Prinz Friedrich von Preußen.

Rougemont (Schweiz), 21. Dezember 1730.

Geruhen Sie, großer Prinz, daß ich von fern den königlichen und christlichen Tugenden huldige, die Ew. Kgl. Hoheit schmücken und die Sie unter den jetzigen Verhältnissen so glanzvoll strahlen lassen. Ja, junger, frommer, lichtstrahlender Held, Sie erscheinen heute auf der Weltbühne mit solchem Ruhmesschimmer, daß ganz Europa Sie bewundert. Die Jungfrau mit den beschwingten Armen, die hundertstimmige Läuferin kündet in allen Zonen von den hehren Tugenden, mit denen Gott Sie vor allen Fürsten der Erde ausgezeichnet hat. Ihre eifrige und beständige Hingabe an den heiligen protestantischen Glauben macht Ew. Kgl. Hoheit zum fesselnden und würdigen Gegenstand der Liebe aller, die den unschätzbaren Vorzug haben, Sie zu kennen. Alle Herzen

[1] Die Antwort Kaiser Karls VI. auf den Dank Friedrichs für das Interventionsschreiben, mit dem der Wiener Hof Fürsprache für den Kronprinzen wegen des Fluchtversuchs eingelegt hatte. — [2] Vgl. die Beilage zu dem Schreiben Woldens an Grumbkow vom 30. Januar.

vereinigen sich und bilden einen edlen Chor, der den Himmel für Sie anfleht. Ihre Erhaltung ist der Gegenstand und das einzige Ziel aller unserer Gebete. Möchten Sie, großer Prinz, dereinst zum Schild eines Volkes werden, dessen Freude und Zier Sie bereits sind! Möchten Sie der Träger aller Schätze der Gnade und des Ruhmes sein!

Meine Freiheit, großer Prinz, ist Ihrer Nachsicht wert; gestatten Sie mir, eine kleine Stimme zu dem holden Konzert Ihres Lobes beizutragen. Diesen Lohn ist man der Tugend schuldig.

Quis enim virtutem amplectitur ipsam, praemia si tollas?[1]

Ich verharre mit tiefster Ehrerbietung und Verehrung Ew. Kgl. Hoheit usw.

Hille an Grumbkow

Küstrin, 6. Februar 1731.

Man findet, daß der Kronprinz gewachsen ist und beleibt wird. Heute ist er bekümmert, daß sein Anschlag[2] die gegenteilige Wirkung gehabt hat. Ich schwöre, daß ich nichts davon wußte, und daß er alles allein gemacht hat. Er wird mit der Zeit gescheitere Anschläge machen; an diesem ist viel auszusetzen. Ich wundere mich, daß man ihn nicht an seiner schwachen Stelle gefaßt und daraus nicht erkannt hat, daß er von ihm stammt. Ich werde Ew. Exzellenz Abschrift davon senden.

Da ich Ew. Exzellenz nichts zu melden habe, schicke ich Ihnen zum Spaß ein Stück aus meiner Historie in deutschen Knittelversen nach dem Muster von Canitz[3]. Man hat sehr gelacht und gleich die Absicht durchschaut. Die Deutschen, die sich durch das Lesen französischer Bücher gebildet haben, nimmt man aus. Dies Vorurteil war groß. Ich bitte Ew. Exzellenz inständigst, dies Gedicht niemandem zu zeigen, sonst wäre ich rettungslos verloren.

Hille an Grumbkow

Küstrin, 10. Februar 1731.

Ich hoffe, mein Schreiben, das ich Ew. Exzellenz direkt mit der Dienstagspost gesandt habe, ist in Ihre Hände gelangt, und ich mache mich darauf gefaßt, daß Sie über mein Gedicht[4] ebenso geurteilt haben, wie ein italienischer Dichter[5] über Ariost: Dove avete preso tante cojonnerie? (Woher haben Sie so viele Alfanzereien genommen?) Diese Lust zum Reimeschmieden ist bei unserem jungen Herrn allzu stark, und es ist nicht übel, sie etwas lächerlich zu machen. Ernstlich betrübt war er, daß Ew. Exzellenz schreiben, Herr Tallart hätte in die Verse über: raisonnez[6] Eigenes hineingeflickt, und er hat sofort ein paar Verse geschrieben, die ich auf seinen Befehl hier beilege[7]. Ich sagte zu ihm, für einen

[1] Denn wer mag sich noch der Tugend selber weihen, wenn man den Lohn vorenthält? — [2] Für die Hebung der Leinenindustrie (vgl. S. 22). — [3] Vgl. S. 18. Die Beilage fehlt. Die Poesien des Freiherrn Friedrich Rudolf von Canitz (1654—1699) waren 1700 unter dem Titel: „Nebenstunden unterschiedener Gedichte" erschienen. — [4] Vgl. das Schreiben vom 6. Februar. — [5] Vielmehr der Kardinal Hippolyt von Este. — [6] Die Schlußzeile der Strophen des von Hille übersandten Gedichts „Rat an mich selbst" (vgl. S. 22) begann mit dem Worte „raisonnez". — [7] Das kleine Gedicht „A Grumbkow" (abgedruckt bei Koser, „Friedrich der Große als Kronprinz", S. 270; Stuttgart u. Berlin 1901).

Prinzen seien sie gut, aber für einen gewöhnlichen Menschen nichts Besonderes, und ich hoffte, wenn er etwas anderes zu tun hätte, würde er sich damit befassen und uns Poeten unser Geschäft überlassen. Das hat er soeben gelobt; es dient ihm gegenwärtig nur zum Zeitvertreib.

Sehr gefreut hat man sich hier über die wahre oder falsche Nachricht der Heirat des Prinzen Friedrich und des Prinzen Karl. Wenn etwas Wahres daran ist, werden Ew. Exzellenz es schon wissen. Wie man sagt, wird der erstere ein sehr teures Wesen von Verfolgungen befreien[1], und der zweite wird einem überseeischen Prinzen die Liebste wegschnappen, woraus man schließt, daß er zu seiner ersten Liebe zurückkehren wird[2].

Frau von Wolden[3] ist gestern angekommen und beim Präsidenten abgestiegen, wo man sie mit Pauken und Trompeten empfangen hat. Wie es heißt, wird sie nur sehr kurze Zeit bleiben, will aber hier wohnen, wenn der Aufenthalt andauern soll.

Sehr gern möchte ich Ew. Exzellenz auf Ihrer Fahrt nach Lissa[4] eine Viertelstunde sprechen und werde es jedenfalls tun, wenn ich erfahre, an welchem Tage Sie durch Frankfurt kommen. Ich muß zur Messe dorthin, Montag über acht Tage (19. Februar). Wenn man durch die Berliner Kaufleute, die die Messe besuchen, Burgunder oder Champagner an meine Anschrift erhalten könnte, würde das sehr erfreuen; denn man sitzt auf dem Trockenen.

So weit hatte ich gestern geschrieben. Die heutige Post hat nichts gebracht. Ich weiß nicht, ob ich Ew. Exzellenz gesagt habe, daß man nichts von den 150 Louisdors weiß, und daß weder dies Geld noch sonst etwas von seiten des Herrn geschickt worden ist[5]. Neulich schrieb man an Wolden, man hätte erfahren, daß man sich französisch kleide; darob eine große Strafpredigt gegen den Biedermann, weil er etwas dulde, was man wie den Tod haßt. Der Präsident hat die Nachricht vom allgemeinen Frieden ausgesprengt; der König von Polen soll unweigerlich zur großen Revue kommen. Darüber freut man sich und hofft, irgendwie davon zu profitieren. . .

Wolden an Grumbkow

Küstrin, 10. Februar 1731.

Auf Ew. Exzellenz Befehl überreiche ich anbei die Abschrift des letzten Briefes des Königs[6]. Allerdings ist er noch nicht sehr erfreulich, aber wir finden ihn

[1] Markgraf Friedrich von Schwedt (1700—1771) war einer der von dem König im Januar 1730 der Prinzessin Wilhelmine vorgeschlagenen Ehekandidaten. — [2] Die näheren Beziehungen betreffend Markgraf Karl von Schwedt (1705—1762) lassen sich nicht feststellen. Vielleicht ist an einen der Pläne seiner Vermählung mit einer der späteren Zarinnen Anna Iwanowna oder Elisabeth, die bereits früher geschwebt hatten, zu denken. — [3] Luise Johanna von Wolden, geb. von Borcke, die Gemahlin des Hofmarschalls. — [4] Zu einer politischen Besprechung mit König August II. in Karge auf dessen Durchreise nach Polen. — [5] In einem Schreiben vom 1. Februar hatte Hille von dieser Geldsendung als einem in Berlin verbreiteten Gerüchte gesprochen. — [6] Erlaß an Wolden vom 1. Februar.

trotzdem so, da wir nur an Strafpredigten und Vorwürfe gewöhnt sind. Immerhin bin ich erfreut über den Ausdruck des Königs: „Es soll noch zur Zeit bey der instruction sein Bewenden haben[1].“ Somit glauben wir, daß unser Schicksal nicht mehr andauern und bald eine Milderung erfahren wird. Vielleicht hoffen wir zu sehr darauf; inzwischen aber ist es hold, sich mit guten Hoffnungen zu nähren. Ebenso lege ich die Abschrift des Briefes bei, den der Kronprinz letzthin an den König geschrieben hat. Gott gebe, daß alle seine Unterwürfigkeit gute Wirkung hat!

Inzwischen geht es ihm ausgezeichnet; er sieht wirklich wohl aus. Er hat mich beauftragt, Ew. Exzellenz seiner wärmsten Freundschaft zu versichern und Sie zu bitten, es so einzurichten, daß der König von Polen bei der bevorstehenden Begegnung in Lissa mit Ew. Exzellenz[2] einen richtigen Begriff von der Lage des Kronprinzen erhält, damit er nicht mehr an einem Plan arbeitet, der in unserer Lage mehr Unheil als Gutes stiften könnte. Herr Direktor Hille, der Ew. Exzellenz unterwegs seine Aufwartung machen wird, will die Güte haben, mit Ihnen eingehend zu sprechen. . .

Hille an Grumbkow

Küstrin, 11. April 1731.

Heute nacht um 12 Uhr ließ der Kronprinz mich aus dem Bette holen und zu sich kommen. In Gegenwart seiner Herren eröffnete er mir einen Plan, den ich schriftlich niedergelegt habe und den ich Ew. Exzellenz in seinem Auftrag überreiche. Er beginnt sich in seiner jetzigen Lage sehr zu langweilen, und da er keine Möglichkeit sieht, sie zu ändern, außer wenn er dem König, seinem Vater, jeden schlimmen Eindruck benimmt, glaubte er, dadurch zum Ziele zu kommen, daß er jeden etwaigen Argwohn und Verdacht im Hinblick auf seine Heiratsgedanken beseitigt. Er teilt es Ihnen vertraulich mit und verläßt sich ganz auf Sie und auf Ihre Klugheit; denn er ist überzeugt, daß Sie von seiner Erklärung einen Gebrauch machen werden, der seinen Interessen entspricht, wäre es auch nur, um Se. Majestät zu überzeugen, daß er sogar die Mittel zu erraten sucht, wie er wieder in Gnade bei ihm kommen kann. Der Überbringer wird vor seiner Rückkehr Ew. Exzellenz Befehle abwarten; es wird dringend gebeten, den Plan zurückzuschicken, dessen Konzept mit der Unterschrift der drei Herren ich behalten habe. Wie ich gestehen muß, finde ich das alles mit großen Schwierigkeiten verknüpft und sogar undurchführbar.

* * *

[1] Es handelt sich um die Instruktion vom 14. November 1730 an Wolden und die Kammerjunker und das darin enthaltene Verbot für den Prinzen, an andere als an seine Eltern zu schreiben. — [2] Vgl. S. 26.

Entwurf einer Erklärung des Kronprinzen

Küstrin, 11. April 1731.

Se. Kgl. Hoheit hat in Betracht gezogen, daß er seit seinem Unglück vergeblich versucht hat, die Gnade des Königs, seines Vaters, durch blinde Unterwerfung unter seine Befehle wiederzuerlangen. Obwohl seine Stellung auf die eines Kleinstädters herabgedrückt ist, sowohl hinsichtlich seines Unterhalts wie seiner Beschäftigung, glaubt er, daß man trotz alledem und trotz seines Eides nach wie vor an der Aufrichtigkeit seiner Absichten zweifeln und annehmen könnte, daß er stets noch geheime, dem König unliebsame Absichten hege, namentlich in Bezug auf seine Heirat. Er will daher dem Herrn Generalleutnant von Grumbkow erklären, daß er solche Absichten nicht nur nicht hat, und wenn er sie gehabt hat, darauf von Herzen verzichte, sondern auch, daß er den Absichten des Königs beipflichten wird, wenn anders, wie man gesagt hat, Se. Majestät solche Absichten gegenüber dem Hause Österreich hat, nur soll man keinen Glaubenswechsel von ihm verlangen; denn er beteuert vor Gott, dies nie tun zu wollen, aus keiner menschlichen Rücksicht, wie bedeutend und von welcher Art sie auch immer sein möge.

Se. Kgl. Hoheit macht Herrn von Grumbkow diese Eröffnung vertraulich als demjenigen Minister des Königs, dessen rechtschaffene Absichten gegenüber ihm und den wahren Interessen des Herrscherhauses er kennt. Er bittet ihn, falls er weiß, daß der König solche Absichten nicht hegt oder daß dieser Plan undurchführbar ist, nichts davon verlauten zu lassen, außer wenn er glaubt, daß dies den Sinn Sr. Majestät sänftigen und ihm ein linderes Schicksal bereiten könnte; denn er sucht selbst des Königs Absichten zu erraten, um sich ihnen zu fügen.

Da der geringste Lichtschimmer in Lagen wie der, in der sich Se. Kgl. Hoheit befindet, Hoffnungen erweckt, hält er die Sache nicht für unmöglich. Da der Kaiserliche Hof es nicht mehr auf den Herzog von Lothringen abgesehen hat[1] und kein anderer katholischer Prinz vorhanden ist, der seine Beachtung verdient, so könnte er nach seiner Ansicht keine bessere Wahl treffen als in einem Hause, das in seinen eigenen Staaten völlige religiöse Duldsamkeit übt, und wenn England, das von den Vereinigten Niederlanden unzertrennlich ist, sich außerdem noch durch eine Heirat mit der Prinzessin von Preußen[2] bände, so glaubt Se. Kgl. Hoheit, daß die Pragmatische Sanktion des Kaisers[3] fest genug begründet wäre, als daß man irgend welche Widersprüche zu besorgen hätte.

Da der Prinz jedoch einsieht, daß die Vereinigung der österreichischen Erblande und derer des Hauses Preußen das europäische Gleichgewicht zu sehr stören und Eifersucht, ja Widerstand erregen könnte, möchte er gern auf diese letzteren zugunsten seines Bruders[4] verzichten, sobald der Handel abgeschlossen wäre

[1] Vielmehr vermählte sich Herzog Franz Stephan 1736 mit der Erzherzogin Maria Theresia. — [2] Prinzessin Wilhelmine. — [3] Durch dieses Erbgesetz vom 19. April 1713 wurde die weibliche Erbfolge und die Unteilbarkeit der österreichisch-ungarischen Monarchie bestimmt. — [4] August Wilhelm.

und man ihm soviel aussetzte, daß er zu Lebzeiten des Kaisers mit Anstand leben könnte.

Wir Unterzeichneten bezeugen, daß Se. Kgl. Hoheit, der Kronprinz von Preußen, Herrn Hille beauftragt hat, alles Obige für den Herrn Feldmarschall von Grumbkow niederzuschreiben.

Wolden. Natzmer. Rohwedell.

Grumbkow an Hille

Berlin, 14. April 1731.

Ich fiel aus den Wolken, als ich gestern bei der Rückkehr aus Potsdam das Einliegende[1] vorfand. Ich schicke Ihnen das Ganze zurück und bitte Sie bei Ihrer Ehre, es in Gegenwart des Kronprinzen und der Unterzeichner des Schriftstücks zu verbrennen; denn hätte man eine Ahnung davon, so könnte es mir sowie den Beteiligten teuer zu stehen kommen. Gegenwärtig sehe ich keinerlei Möglichkeit, Gebrauch davon zu machen, zumal das ganze Schriftstück auf völlig nicht vorhandenen Dingen beruht. Vielmehr wäre, um es deutlich zu sagen, alles verloren. . .

Der König hat weit schlimmere Gedanken über den Charakter des Kronprinzen, über die er sich gestern mit mir lang und breit ausgesprochen hat: 1. Er hält ihn für äußerst verstellt; 2. er ist überzeugt, daß der Kronprinz ihn nie geliebt hat, sondern daß das Gegenteil zutrifft, sogar noch etwas mehr; 3. daß er in Küstrin zufrieden wie ein König ist, nur weil er nicht in seiner Nähe zu sein braucht, und daß er alles haßt, was Anstrengung und Arbeit sei; 4. schließlich glaubt er, daß ihm [dem König] nur etwas Vergnügen zu machen braucht, um dem Kronprinzen widerwärtig zu sein. Wenn man ihn ganz leise auf andere Gedanken und auf weniger schlimme Auslegungen bringen will, bekomme ich die Antwort: „Wenn ich ihn auf dreißig Schritte kommen sehe, so will ich ihm vom Gesicht ablesen, wie es in seinem Herzen steht. Er muß daher auch geglaubt haben, daß ich hexen könnte", und dergleichen mehr.

Sie sehen also, man muß versuchen, diese Eindrücke zu verscheuchen, und zu dem Zwecke muß Herr von Wolden mich durch seine Berichte unterstützen, indem er meldet, daß der Kronprinz immer betrübter darüber wird, kein Ende seines Unglücks und seiner Ungnade zu sehen, und daß er fürchte, das würde schließlich eine üble Wirkung auf sein Gemüt haben. Als ich zum König sagte: „Glauben mir Ew. Königl. Majestät auf mein Wort, daß der Kronprinz müde ist, und er wird es in die Länge nicht aushalten können", da merkte ich, daß ihm das Freude machte; denn er fragte mich: „Glaubt Er das gewiß?" Ich: „Ja, ich habe mich genau darnach informiert." Kurz, ich sage Ihnen, was der König gegen ihn hat, und Sie können in Ihren künftigen offiziellen Briefen an mich darauf eingehen. Ganz allein daran muß man arbeiten, daß der Kronprinz den König ein ein-

[1] Den „Entwurf einer Erklärung des Kronprinzen" (vgl. S. 28).

ziges Mal sehen kann. Läßt sich das erreichen, so wird alles gut gehen; Sie kennen meine Gedanken darüber. Schlägt es fehl, so kann uns Gott allein einen günstigen Ausweg eingeben. Aber tun wir als Menschen stets, was wir können; dann haben wir uns keine Vorwürfe zu machen. . .



Grumbkow an Wolden[1]

[Berlin, 14. April 1731.]

Ich beklage die traurige Lage des Kronprinzen von ganzem Herzen. Gott, der die Herzen durchschaut, ist mein Zeuge, daß ich Tag und Nacht auf Mittel zu ihrer Linderung sinne. Den größten Teil meines Blutes gäbe ich mit Freuden hin, könnte ich je den Tag schauen, wo der König dem Kronprinzen wieder seine Liebe und sein väterliches Vertrauen schenkt. Aber die beifolgende „Erklärung“[2]

[1] In der Vorlage ist das Schreiben irrig bezeichnet als „Grumbkows Antwort auf den Entwurf“. — [2] Vgl. S. 28.

wäre völlig zwecklos; sie würde vielmehr den König aufs höchste reizen. Es ist dem Wiener Hofe nie in den Sinn gekommen, eine solche Heirat einzugehen, die seinen Interessen und der Ruhe Europas stracks zuwiderläuft. Der König aber, glaube ich, würde jeden seiner Untertanen hängen lassen, der ihn auch nur auf diesen Gedanken bringen wollte. Im übrigen ist dieser ganze Heiratsplan fehlerhaft; denn nie wird eine Erzherzogin einen Prinzen heiraten, der nicht stockkatholisch ist. Zweitens würde der Verzicht des Kronprinzen als der allgemein übliche gelten, der noch nie gehalten worden ist, soweit nicht ein Zwang erfolgte. Auch habe ich nie davon gehört, daß der Kaiserliche Hof keine Absichten auf einen Lothringischen Prinzen hat, und ist es nicht der Herzog selbst, so wird die Wahl jedenfalls auf Prinz Karl, seinen jüngeren Bruder[1], fallen. . .

Hille an Grumbkow

Küstrin, 17. April 1731.

Ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt, daß Ew. Exzellenz den Plan[2] lächerlich finden würden. Das Wecken in der Nacht und die Geheimnistuerei dabei ist lediglich dem Geist und den Einfällen des kleinen Politikers Natzmer zuzuschreiben, über dessen phantastische Gesandtschaften und Unterhandlungen ich stets lachen muß. Ich glaube sogar, er hat das alles eingeblasen. Wie dem auch sei, sobald man die Ansicht Eurer Exzellenz[3] gelesen hatte, wurde der Plan in Gegenwart des Kronprinzen und der Unterzeichner verbrannt, und es ist nicht mehr die Rede davon. Im Gegenteil hoffe ich, man wird jetzt mehr auf Ihre Ansichten eingehen, und ich bitte um einen Wink, wenn es Zeit zum Schreiben ist. Im übrigen werde ich auf der Hut sein und mich mit dergleichen Entwürfen nicht mehr befassen.

Der Kronprinz sagt, er hätte geglaubt, daß der König derart denke, und er hätte sich Gewalt angetan, um sich danach zu richten; denn er selbst habe keine Neigung zu den Sachen; er freue sich sogar, daß er sich geirrt hätte, und werde nichts dergleichen tun. . . Wir sind darüber noch im Zweifel. Aber Gott gebe, daß dies seine Herzensmeinung ist, und daß sie sich eines Tages durch Taten äußert!

Über Gundlings Begräbnis hat man die Achseln gezuckt[4], ohne sich jedoch darüber zu äußern, was nie geschieht. Ich kann versichern, daß man in dieser Hinsicht die Form wahrt.

Hille an Grumbkow

Küstrin, 28. April 1731.

Mittwoch (25. April) erhielt ich über Frankfurt zwei Schreiben von Ew. Exzellenz, das eine aus Potsdam, das andere aus Berlin mit einer Einlage für

[1] Der spätere Heerführer Maria Theresias. — [2] Vgl. S. 28. — [3] Vgl. S. 29. — [4] Der Hofnarr Freiherr von Gundling, der am 11. April gestorben war, wurde in einem Weinfaß in Bornstedt bei Potsdam begraben.

Natzmer, die er Ihren Wünschen gemäß beantworten wird. Aber, mein Gott, was kann man denn schreiben? Unterwerfung — die wird nicht für aufrichtig gehalten; Kummer macht Vergnügen; man will das Herz zu aufrichtiger Liebe zwingen, und das ist unmöglich. Ich weiß nicht, wie das alles enden soll, und dabei wächst die Mißstimmung des Kronprinzen. Es ist erstaunlich, wie er zu gewissen Zeiten dem Jupiter tonans[1] gleicht. (Ew. Exzellenz verstehen mich.) Wir sind alle erstaunt darüber und wissen nicht, was wir sagen sollen. Das Mißtrauen nimmt in dem Maße zu, wie er seine Hoffnungen zerrinnen sieht. Letzten Dienstag hat er uns Montoliens Flucht[2] und Thieles Tod[3] mitgeteilt und über beides gelacht. Der letztere scheint ihn sehr gehaßt zu haben, ebenso sein Bruder, der Oberst[4], weshalb weiß ich nicht, es sei denn, daß sie als Unadlige nach seiner Meinung zu hohe Stellen inne hatten; denn er verhehlt seine Verachtung für die Bürgerlichen nicht. Neulich fragte er mich, was ich in der Kammer allein mit Reichow gemacht hätte. Ich antwortete, wir hätten vom Landrat von Selchow viele Berichte bekommen. Er entgegnete, es sei recht sonderbar, daß ein Edelmann Bürgerlichen Rechenschaft ablegen müsse. Da konnte ich mir nicht verbeißen, zu sagen, die Welt sei tatsächlich eine verkehrte; das sähe man am schlagendsten angesichts der Erscheinung, daß Fürsten, die nicht recht klug wären oder sich nur mit Tand abgäben, trotzdem vernünftigen Leuten Befehle zu erteilen hätten. Dabei blieb es. Wenn er sich geärgert hat, so hatte ich doch das Vergnügen, ihm eine Wahrheit zu sagen, die er nicht immer hören wird...

Wolden an Grumbkow

Küstrin, 28. April 1731.

Was die traurige Lage unserer Geschäfte betrifft, so sehe ich mit großem Kummer, daß die Dinge nicht ganz so günstig für uns stehen, wie wir gehofft hatten, und Ew. Exzellenz sagen sehr richtig, daß wir uns zu sehr auf Leute[5] verlassen, die das Gelände nicht kennen und uns tausenderlei weismachen, was weder Hand noch Fuß hat. Trotzdem glaube ich fest, daß der verworfene Plan[6] uns die Augen öffnen wird, vorausgesetzt, daß Ew. Exzellenz es nicht müde werden, unsere Interessen auch künftig zu vertreten, wie es bisher geschah. Wir sind daher bereit, den fraglichen Brief[7] zu schreiben, falls Ew. Exzellenz uns den Stoff dazu liefern. Bisher waren wir von einem falschen Prinzip ausgegangen, als wären wir frei und unabhängig geboren, aber da wir uns eines Besseren besonnen haben, hoffe ich, daß die Dinge einen anderen Gang gehen werden.

[1] Der donnernde Jupiter. — [2] Der ehemalige preußische Kammerherr Freiherr Friedrich Karl von Montolieu, der gegen die Edikte dem Kronprinzen Geld geliehen hatte, war nach einer Geldbuße, zu der er verurteilt war, geflüchtet. Er trat später in württembergische Dienste. — [3] Friedrich von Thiele, Geheimer Finanz-, Kriegs- und Domänenrat im Generaldirektorium. — [4] Martin von Thiele, Oberst und Chef eines Infanterieregiments. — [5] Die Königin Sophie Dorothea und ihre Umgebung. — [6] Vgl. S. 28 und 29. — [7] Die nähere Beziehung ist nicht festzustellen.



Ansicht von Küstrin

Inzwischen wäre es sehr nötig, daß Se. Majestät dem Kronprinzen etwas mehr zu tun gibt. Die Tätigkeit in der Kammer reicht nicht aus; denn er hat theoretisch alles gelernt, was man in der Finanzwirtschaft lernen kann, und wette, selbst der Herr Präsident wird keinen besseren „Anschlag" machen können als unser erlauchter Auskultator.

Wir übrigen Insassen des Klosters bersten vor Langerweile, wenn diese Lebensführung noch weiter fortgeht. Der Geist ist stets erregt und unruhig „wegen der großen Verantwortung", und der Leib leidet gleichermaßen darunter. Vor einer Weile haben wir Herrn Stahl[1] über unseren Gesundheitszustand konsultiert; er hat uns zum Trost weiter nichts als Helleborum nigrum geschickt, eine Arznei, die man gewöhnlich den Leuten gibt, denen es im Kopfe rappelt — eine üble Vorbedeutung für uns, wenn Herr Stahl dies in einer Art von Vorahnung getan hat. Nichtsdestoweniger stellen wir alles der Vorsehung anheim und hoffen, daß sie unsere gute Sache verfechten wird; denn dafür halten wir sie angesichts des blinden Gehorsams, mit dem wir uns den Befehlen Sr. Majestät unterwerfen. Der Rest hängt nicht von uns ab.

Wolden an Grumbkow

Küstrin, 5. Mai 1731.

Ich erlaube mir, Eurer Exzellenz die Abschrift eines Briefes zu senden, den Se. Majestät dem Kronprinzen mit heutiger Post geschrieben hat[2]. Es ist der erste, den Se. Kgl. Hoheit während seiner Haft von dem König erhalten hat, und ich kann sagen, er war wirklich gerührt, als er ihn las. Somit kann ich nur gute Folgen prophezeien; denn ich sehe diesen Brief als das letzte Zeugnis des gerechten Zornes Sr. Majestät an und hoffe ernstlich, daß sich nun auch das Los des Kronprinzen lindern wird, das bisher wirklich recht traurig war...

Die Krankheit des Königs hat alle Wohlgesinnten in äußerste Sorge versetzt, und sie wünschen einmütig, Gott wolle dem König wieder eine feste Gesundheit und ein langes Leben geben. Gewiß hat der Kronprinz alle Eigenschaften eines großen Fürsten, aber bei alledem könnten wir recht traurige Katastrophen für das arme Volk erleben, wenn eine plötzliche Veränderung eintritt. Gut Ding will Weile haben...

Hille an Grumbkow

Küstrin, 19. Mai 1731.

Als ich dem Kronprinzen sagte, Ew. Exzellenz hätten mich beauftragt, ihm eine vertrauliche Mitteilung zu machen, geriet er in Angst und sagte: Da wird meine Schwester mit irgend einem Lumpen verlobt und fürs Leben unglücklich! Er konnte einem wirklich leid tun. Nach zweistündiger Überlegung beruhigte er sich jedoch und ist stets guter Laune, außer wenn er an die erste Begegnung denkt; dann pocht ihm das Herz. Es muß etwas durchgesickert sein; denn nach

[1] Georg Ernst Stahl, Leibarzt des Königs. — [2] Schreiben vom 3. Mai (gedruckt: „Oeuvres de Frédéric le Grand", Bd. 27, Teil 3, S. 14f.).

Privatbriefen, die mit der letzten Post eintrafen, werden in Berlin Kleider für den Kronprinzen angefertigt, und Mittwoch (16. Mai) fragten mich mehr als sechs Leute, ob er am nächsten Tage abreise. Auch Eurer Exzellenz heutiges Schreiben läßt mich dies Datum voraussehen. Gott segne die Bemühungen Eurer Exzellenz; ich bin sehr gespannt, wie es in acht Tagen sein wird.

Hille an Grumbkow

Küstrin, 26. Mai 1731.

Durch besonderen Boten aus Frankfurt erhielt ich das schöne, ausführliche Schreiben Eurer Exzellenz vom 21.[1], das ich hier befehlsgemäß nebst dem Schreiben Ihres Korrespondenten im Haag beilege. Ich habe es dem Kronprinzen ganz vorgelesen; er billigte sehr die Maßnahmen, die Ew. Exzellenz zur Herbeiführung der einfachen Heirat getroffen haben, und fand Chesterfields Gründe nicht stichhaltig. Der Kronprinz war empört über den Hochmut, mit dem er über die Maßnahmen gesprochen hat, die ergriffen werden sollten, um den König in die Schranken zu weisen[2], und der Kronprinz sagte gleich selbst: da England sich nach einer anderen Partie [für den Prinzen von Wales] umsehe, erfordere es der Ruhm des Königs von Preußen, die Verlobung der Prinzessin von Preußen vor der Erklärung der Heirat des Prinzen von Wales bekanntzugeben, und die Prinzessin habe zwischen den drei vorgeschlagenen Prinzen die richtige Wahl getroffen[3]. Da jedoch der Kronprinz diese würdige Schwester ungemein liebt und sie auf dem glänzendsten Thron Europas zu sehen wünscht, fuhr er fort: wenn man das Gerücht von der Heirat der Prinzessin verbreite, bevor diese vollzogen sei, so würde der englische Hof sich vielleicht eines anderen besinnen und die einfache Heirat annehmen. Der Kronprinz bittet Sie sehr, etwas darüber nachzudenken.

Der Prinz selbst will sein Leben weiterführen wie bisher und ergebungsvoll abwarten, was die Vorsehung bestimmen wird. Wenn es des Königs Wille ist, daß er früher oder später heirate, so hofft er, daß er ihm wie seiner Schwester die Wahl freistellen werde, zumal bei ihm noch stärkere Gründe in Betracht kommen.

[1] Wohl verschrieben für: 23. — [2] Es handelt sich um den Bericht eines anonymen Agenten im Haag vom 19. Mai an Grumbkow über eine Unterredung mit dem dortigen englischen Gesandten Lord Chesterfield, in dem nochmals das Projekt der einfachen Heirat zwischen dem Prinzen Friedrich Ludwig von Wales und der preußischen Prinzessin Wilhelmine, sowie das einer Doppelheirat zwischen beiden Häusern zur Sprache kam. Chesterfield erklärte darin die einfache Heirat, die Friedrich Wilhelm I. gewollt habe, nicht für ausreichend, um diesen zu dauernder Freundschaft zu „fixieren“. Er selbst, sagte er ferner, habe früher die Doppelheirat als geeignetes Mittel dafür empfohlen; da aber der König es ausgeschlagen habe, so vorteilhaft und ehrenvoll seinen Frieden zu machen, so bleibe nichts übrig, als sich ein für allemal von der Sorge zu befreien, die eine so große Kriegsmacht wie Preußen erregen müsse; England, Holland, alle Nachbarn Preußens seien daran beteiligt, das ganze Reich mit England darüber einig, daß man Preußen in seine Schranken zurückweisen müsse; Preußen werde bald isoliert dastehen (vgl. J. G. Droysen, „Geschichte der preußischen Politik“, 4. Teil, Bd. 3, S. 130f.; Leipzig 1869). — [3] Am 11. Mai hatte der König der Prinzessin Wilhelmine die Wahl gestellt zwischen Markgraf Friedrich von Schwedt (vgl. S. 26), Herzog Johann Adolf von Sachsen-Weißenfels und dem Erbprinzen Friedrich von Bayreuth; sie hatte sich für den Letztgenannten entschieden. Die Verlobung erfolgte am 3. Juni.

Im übrigen begreift er nicht, warum Ew. Exzellenz glauben, daß er auf Sie böse sei; er werde seinerzeit und am rechten Ort glänzende Beweise für das Gegenteil geben. Ich muß hinzufügen, daß Se. Kgl. Hoheit sehr gespannt ist, welche Folgen die Begegnung und alle diese Sachen haben werden; er bittet Sie dringend, ihn so oft wie möglich davon zu unterrichten, da Sie auf seine Verschwiegenheit und (wie ich glaube) auch auf die seiner Herren zählen können. Ich schließe mit der Versicherung, daß es dem Kronprinzen gut geht, daß er guter Laune ist, und daß sein Aussehen und sein Gang ganz anders sind, als Sie es kennen.

Nachschrift. So weit hatte ich gestern, am 25., geschrieben. Heute erhalte ich Eurer Exzellenz Schreiben vom gestrigen Datum, aus dem ich ersehe, daß Sie das, was der Kronprinz im Sinne hatte, bereits getan haben. Er wäre über den Umschwung in England[1] entzückt gewesen, hätte der König nicht an Wolden geschrieben, daß die Prinzessin in wenigen Wochen den Erbprinzen von Bayreuth heiraten soll, und daß auch der Kronprinz, wenn es der König für angezeigt hält, heiraten und in einiger Zeit die Wahl haben soll. Übrigens enthalten diese Briefe sehr bittere Ausfälle gegen den Kronprinzen. Wir hoffen jedoch auf die Möglichkeit einer Sinnesänderung. Man hat mir verboten, dies zu schreiben; ich bitte Ew. Exzellenz daher, sich nichts anmerken zu lassen. Der Kronprinz bittet Sie, seiner Verschwiegenheit und Dankbarkeit versichert zu sein.

Hille an Grumbkow

Küstrin, 2. Juni 1731.

Ich erhielt alle gütigen Schreiben Eurer Exzellenz vom 26. und 28., und eine Viertelstunde darauf brachte mir ein besonderer Bote heute das vom 24. Se. Kgl. Hoheit ist Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit äußerst verbunden und stellte, wie es sich gebührt, Betrachtungen über andere an, die über die häuslichen Wirren und das Unglück, das daraus entstehen kann, dasselbe denken, was man in Frankreich über die Abenteuer des Messir Pierro Mazarini[2] gedacht hat. Solche Leute lassen die Dinge gehen, ohne den Mund aufzutun oder einen Federstrich zu wagen. Übrigens hat man heute morgen sehr geistreich die Ansprache parodiert, die vermutlich der große Tölpel[3] gehalten hat. Ich glaubte, leibhaftig den Auftritt mit Diafoirus junior[4] auf der Bühne zu sehen. Bei alledem würde man einen Teil seines Blutes drangeben, wenn die Sache rückgängig gemacht werden könnte. Müßte man deswegen auch hier vier Jahre lang dies höchst langweilige Leben führen, so machte man sich nichts daraus. Man überläßt es Ihrer Klugheit, ob sich der Erbprinz nicht dazu bestimmen ließe, selbst für den Aufschub einer Heirat einzutreten[5], an der er offenbar wenig Freude haben wird. Vielleicht wäre es durch dritte Hand möglich.

[1] Nach Meldungen des preußischen Gesandten in London, Graf Degenfeld, hatte der englische Hof von neuem die einfache Heirat (vgl. S. 34 Anm. 2) vorgeschlagen. — [2] Natzmer. — [3] Erbprinz Friedrich von Bayreuth. — [4] In Molières Lustspiel: „Le malade imaginaire". — [5] Vgl. S. 34.

Lieber Gott, welch ein Unglück wäre es, wenn man auch die Neigung des Kronprinzen erzwingen wollte, der durchaus nicht gesonnen ist, eine Wahl zu treffen, ohne mit eigenen Augen gesehen zu haben, und wenn er wie seine Schwester die Katze im Sack kaufen müßte!

Wolden an Grumbkow

Küstrin, 2. Juni 1731.

Ich gestehe Ew. Exzellenz, daß es mir schmerzlich war, wochenlang nicht mit Ihren Befehlen beehrt zu werden; denn ich fürchtete, Sie würden unsere Interessen preisgeben und daher jeden Briefverkehr mit uns einstellen. Als ich aber das Schreiben an Herrn Hille sah, merkte ich, daß ich mich zum Glück getäuscht hatte, und ich ergreife mit Freuden die Feder, um Ew. Exzellenz meiner Ergebenheit zu versichern. Zugleich teile ich den Brief Sr. Majestät vom 25. Mai mit.

„Ich habe ersehen, was Ihr unter dem 22. dieses berichtet. Soviel die 60 Thlr. Hausmiethe betrifft, selbige werde ich Euch übersenden lassen, und habe ich deshalb Ordre gestellet, das Holz aber könnt Ihr in Vorrath von den menagierten Geldern erkaufen. (Das ist von schlimmer Vorbedeutung.) Im Übrigen habt Ihr meinem Sohn zu sagen, daß er bedenken sollte, was er gethan hat, und hätte an Gott zu denken. Er sollte sich gewöhnen, ein stilles Leben zu führen; denn wenn ich das gethan hätte, was er gethan hat, würde ich mich zu Tode schämen und mich vor Niemand sehen lassen. Er soll nur meinen Willen thun, das französische und englische Wesen aus dem Kopf schlagen, und nichts als Preußisch, seinem Herrn Vater getreu sein und ein deutsches Herz haben, alle Petitmaîtres, französische, politische und verdammte Falschheit aus dem Herzen lassen und hingegen Gott fleißig anrufen um seine Gnade, denselben nicht aus den Augen setzen, so wird Gott alles so wenden, wie es ihm zeitlich und ewig nützlich sein wird. Er sollte auch wissen, daß seine älteste Schwester sich in Zeit von vier Wochen, oder vielleicht noch eher, verheirathen würde, mit des Markgrafen von Bayreuth seinem Sohn[1], und also mit England glatt rumpieret wäre, und wofern ich es à propos finde, sollte er auch heirathen, und zwar eine Prinzessin, die nicht aus dem englischen Haus, doch sollte er von etlichen alsdann die Wahl haben, welches Ihr ihm sagen könnet, und ich bin Euer wohlaffectionierter König."

Das alles ist nicht sehr erfreulich, wie Ew. Exzellenz mir zugeben werden. Trotzdem hat der Kronprinz es so aufgenommen, wie er muß, d. h. mit völliger Ergebung in die Vorsehung und mit blinder Unterwerfung unter die Befehle Sr. Majestät. Und da der Kronprinz nur einmal im Monat an den König zu schreiben wagt, hat er mich beauftragt, Sr. Majestät zu antworten, er sei sehr zufrieden mit allem, was der König täte, und unterwürfe sich wie bisher blindlings den Befehlen Sr. Majestät. Ich habe mir sogar erlaubt, Se. Majestät im Namen des Kronprinzen am 26. Mai zu der Heirat zu beglückwünschen,

[1] Vgl. S. 34.

und er hat mit der heutigen Post ein gleiches getan. Auf mein Schreiben vom 26. hat der König mir unter dem 30. Mai geantwortet; dieser Brief trifft soeben ein.

„Ich habe ersehen, was Ihr unter dem 26. hujus wegen meines Sohnes ferner berichtet, und es ist mir sehr lieb, wenn derselbe sich in allen Stücken nach meinem Willen und Befehl accommodieren und dadurch seinen Gehorsam bezeigen will. Ich wünsche auch, daß solches sein rechter Ernst sein und er damit bester Dinge continuieren möge, so wird er den größten Nutzen davon zu erwarten haben. Und ich bin usw."

Die Erklärung des Kronprinzen halte ich für aufrichtig; denn er schilt wütend auf die Engländer, weil sie nicht ehrlich gehandelt haben. Er überläßt es Ew. Exzellenz, welchen Gebrauch Sie von alledem machen und wie Sie es auslegen wollen; ich für mein Teil glaube, der Kronprinz wird es durch sein Verhalten beweisen. Und da er dieser Lebensweise immer müder wird und leidenschaftlich das Ende dieser häuslichen Wirren herbeisehnt, will ich gern glauben, daß er ebenso zustimmen wird, wenn es sich um seine Verheiratung handelt, vorausgesetzt, daß man ihm etwas Freiheit läßt, und daß seine Zukünftige ihm gefällt und er so viel bekommt, um einen kleinen Hof zu halten. Ew. Exzellenz werden den Brief verbrennen.

Hille an Grumbkow

Küstrin, 5. Juni 1731.

Ich glaube, Ew. Exzellenz werden gespannt sein, zu erfahren, wie der Kronprinz die Nachricht von dem Ehebund der Prinzessin von Preußen mit dem Erbprinzen von Bayreuth[1] aufgenommen hat. Beim ersten Gerücht, das davon hier umlief, sagte er: da er seine Schwester zärtlich liebe, habe er ihr den glänzendsten Thron Europas gewünscht, aber da die Engländer sich so hochmütig benähmen, hätte der König recht gehabt, nicht länger zu zaudern, und bei ihrer ihm bekannten Gemütsart würde die Prinzessin mit einem deutschen Prinzen vielleicht glücklicher werden als an dem stürmischen englischen Hofe. Trotzdem ließ er noch einige Hoffnung durchblicken, daß die Engländer noch ein Lebenszeichen geben und die einfache Heirat annehmen würden. Als er jedoch erfuhr, daß es nichts damit ist, sagte er, der Ruhm des Königs und des Königshauses erfordere, so zu handeln, wie es geschieht, indem die Prinzessin mit dem Erbprinzen von Bayreuth zusammengetan wird, zumal er, wie man ihm versichere, von sanfter Gemütsart, gesetztem Geiste sei, gut aussehe und daher mit der Prinzessin harmonieren werde. Ich glaube, er wird Sr. Majestät seine Freude brieflich ausdrücken.

Fest steht, daß diejenigen, die von ihm annehmen, er liebte seinen Vater und sein Haus nicht, sich m. E. sehr irren. Es wäre kein Wunder, wenn ihm in seiner gewaltsamen und langweiligen Lage ein Wort entschlüpft wäre, aber das ist nicht der Fall; nie hat er geklagt, sondern höchstens geäußert, man hätte bei

[1] Vgl. S. 34.

ihm etwas zu sehr den Kronprinzen mit einem preußischen Offizier verwechselt, aber selbst das sagte er lachend und scherzend.

Im übrigen beginnt die Eintönigkeit unseres Lebens und unserer Tätigkeit ihn sehr zu langweilen, und ich fürchte, wenn das andauert, verliert er seine Lebhaftigkeit und wird düster und mißlaunig, was ein großer Schade wäre. Äußerlich werden Ew. Exzellenz ihn sehr verändert finden; er hat einen festen und leichten Gang, und ich finde bei ihm nicht mehr das Benehmen wie ein Marquis, das er früher hatte.

Seckendorff an Prinz Eugen von Savoyen[1]

Berlin, 19. Juni 1731.

Grumbkow berichtet aus Küstrin, daß er bei seiner Durchreise allda den Hille zu sich kommen lassen und gemacht, daß der Kronprinz an den König geschrieben und um Erlaubnis bitten werde, ihm en passant die Hände zu küssen... Dem Kronprinzen habe drei Prinzessinnen zur Heirat vorschlagen lassen: die Gothaische, Eisenachsche und Bevernsche[2]. Er ist resolviert, zu heiraten, indem er sieht, daß ehender keine gänzliche Befreiung zu hoffen. Er hat sich resolviert vor die Bevernsche unter der Bedingung, daß sie nicht dumm noch abschreckend wäre, fürchtet aber, der König werde ihm so wenig geben, daß er davon nicht leben könnte. Übrigens sagte er mir, er wäre ein großer Poet geworden, er könnte in zwei Stunden hundert Verse machen; er wäre Musiker, Moralist, Physiker, Mechaniker. Er wird weder ein Feldherr noch kriegerisch sein, will sich mit keinen Einzelheiten der Staatsgeschäfte befassen, sein Volk glücklich machen, gute Minister wählen und sie gewähren lassen. Er weiß, daß die Engländer noch einen Versuch wegen der Heirat tun wollen, fürchtet aber, daß es ohne Effekt, es wäre denn, daß man den Prinzen von Bayreuth rebutierte, sich selbst davon los zu machen.[3]

[1] Nach dem Abdruck bei Förster, „Friedrich Wilhelm I.", Bd. 3, S. 75. Die Vorlage ist zum Teil deutsch. — [2] Die Prinzessinnen Friederike von Sachsen-Gotha (1715—1775), Christiane Wilhelmine von Sachsen-Eisenach (1711—1740) und Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern (1715—1797), nachmals Friedrichs Gemahlin. — [3] Vgl. S. 34 und 35.



Wolden an Grumbkow

Küstrin, 25. Juni 1731.

Ihren Ratschlägen gemäß hat man an den König geschrieben und ihn gebeten, sich ihm zu Füßen werfen zu dürfen[1]. Die Antwort lautete:

„Es wird Euch darauf zur Antwort, daß der Kronprinz in Cüstrin verbleiben soll, und werde die Zeit schon wissen, wenn das böse Herz wahrhaftig gebessert sei und keine Heuchelei mehr darin zu finden ist. Im Übrigen ist mir lieb, daß sich der Kronprinz zu Eurer Zufriedenheit appliciret. Ihr sollt indessen unverbrüchlich bei der Instruction verbleiben. Ich werde Euch auch Bücher schicken, so Eurem Untergebenen nöthig sind."

Der Kronprinz ist verzweifelt, da er nicht weiß, was er tun soll, und mit all seiner Unterwerfung nichts erreicht, zumal er auch kein Ende und Fortkommen von der Galeere sieht. Die Heirat wird er gern annehmen, jedoch mit der Überzeugung, daß er ein wenig nach seinem Belieben wählen darf. Der König soll ihm also nur irgend eine passende Prinzessin vorschlagen.

Hille an Grumbkow

Küstrin, 7. August 1731.

Vorgestern abend erhielt Herr von Wolden einen Brief vom König, der in einem Augenblick großer Zärtlichkeit geschrieben schien. Er sagt, er wolle am 15. nach Küstrin kommen; man solle den Kronprinzen trösten; sein Schicksal werde sich wenden, wenn er nur etwas Neigung zur Liebe bei ihm verspüre. Ich versichere Ihnen, man ist hier ausgezeichnet vorbereitet, und wenn die Zusammenkunft stattfindet, wird man sich gut herausziehen und Ihre Ratschläge pünktlich befolgen.

Gestern abend hat der Kronprinz begonnen, etwas an die Luft zu gehen, aber in die Kammer kommt er noch nicht; er ist ihrer zudem sehr überdrüssig. Er hat sehr großes Verlangen, von hier fortzukommen, und die neue Hoffnung hat ihn heiter und liebenswürdig gestimmt. Gott gebe, daß die Gicht keine Verzögerung bringt, durch die neue Zerwürfnisse entstehen! Wir hoffen, daß der König in gnädiger Stimmung herkommen und auch mit unserer Stadt zufrieden sein wird, die sich seit seinem letzten Hiersein sehr verschönert hat[2].

Hille an Grumbkow

Küstrin, 20./21. August 1731.

Zur Zeit haben wir mehr Neuigkeiten als Ew. Exzellenz. In der Nacht vom Sonnabend (18. August) zum Sonntag kam aus Berlin ein Schneider und ein Schuhmacher, um dem Kronprinzen Maß zu nehmen, mit dem Befehle, um 4 Uhr nachmittags zurück zu sein, so daß wir den Kronprinzen aus dem Bette

[1] Vgl. S. 38. — [2] Für die Begegnung und die Aussöhnung mit dem König am 15. August vgl. das Protokoll Grumbkows in den „Gesprächen Friedrichs des Großen", S. 9ff.

holen mußten. Morgen erwartet man Pferde und gute Nachrichten; denn ich muß Ew. Exzellenz sagen, daß der Kronprinz mit der Sonnabendspost geschrieben hat, er wolle aus Dankbarkeit für die Zeichen väterlicher Liebe, die der König ihm gegeben habe, und zum Beweis, daß er künftig nur daran dächte, sich völlig seinem Willen zu fügen, ihm offen alle seine Sünden bekennen und ihm ein aufrichtigeres Geständnis ablegen, als die Kommissare ihm durch ihre Verhöre hätten entlocken können. Darauf muß er mancherlei über die Umtriebe mit England und die damaligen Absichten offenbart haben[1]. Mir hat er nichts gesagt, und ich habe ihn auch nicht gefragt, außer, ob dies Geständnis niemandem schade, den er ins Vertrauen gezogen habe; er versicherte: Nein.

Man muß blind sein, um in alledem nicht Gottes Hand zu erkennen. Ist der Vater von dem Sohne entzückt, so ist dieser von Ehrfurcht und Zärtlichkeit durchdrungen. „Ich habe bisher nicht geglaubt," sagte er, „daß mein Vater einen Funken von Liebe für mich hätte. Jetzt bin ich überzeugt, daß er mich früher für Kleinigkeiten mehr mißhandelt hat als jetzt für eine große Missetat, die ich nicht ableugnen kann. Kurz, der Teufel selbst muß im Spiele sein, oder dieser Friede wird ewig währen."

So weit hatte ich gestern geschrieben. Soeben erhalte ich das Schreiben Eurer Exzellenz, aus dem ich ersehe, daß Sie über den Fall mit dem Schneider Bescheid wissen. Die Post hat nichts vom König gebracht, man erwartet es mit den Pferden. Herr von Wolden hat von den Heiraten nicht angefangen; der König hat damit begonnen und zur Antwort erhalten, der Kronprinz werde sich hierin wie in allem unterwerfen, hoffe jedoch, daß er vorher die Betreffende kennen lernen dürfe, worauf man erwiderte: „Ich denke noch nicht daran, und es eilt nicht."

Wolden an Grumbkow

Küstrin, 21. August 1731.

Ich soll Eurer Exzellenz sehr dafür danken, daß Sie gewillt sind, die Interessen des Kronprinzen auch weiterhin zu vertreten. Er bittet Sie sogar um deutliche Weisung für sein künftiges Verhalten, um dem König, seinem Vater, alle schlimmen Meinungen zu benehmen und ihn ganz von seiner völligen Unterwerfung und seinem blinden Gehorsam zu überzeugen.

Zur Zeit bezweifle ich wirklich gar nicht, daß der Kronprinz bei seinem Vorsatz bleibt, sich in allem den Befehlen und dem Willen Sr. Majestät zu fügen, und um seinen Vater völlig davon zu überzeugen, hat er ihm mit der letzten Post enthüllt, wozu er sich dem englischen Hofe gegenüber verpflichtet hatte, nämlich sich nicht von der Heirat mit einer englischen Prinzessin abbringen zu lassen, wofern der englische Hof die Vermählung des Prinzen von Wales mit seiner ältesten Schwester zustande bringen könnte. Ich bin überzeugt, daß dies offene Geständnis dem König gefallen wird, da er ja sieht, daß der Kronprinz keine

[1] Vgl. das Schreiben vom 18. August in den „Briefen Friedrichs des Großen", Bd. 1, S. 17f.; für den Inhalt vgl. Woldens Bericht vom 21. August

Geheimnisse mehr vor ihm besitzt und aus seinem Herzen alle Falschheit und Verstellung verbannt hat.

Die Heirat des Kronprinzen habe ich nicht zur Sprache gebracht, wie Ew. Ex-



zellenz annehmen, sondern der König fragte mich, wie der Kronprinz den Heiratsvorschlag[1] aufgenommen hätte. Ich gab zur Antwort, anfangs sei er davon überrascht gewesen, aber nach reiflichem Nachdenken, da er sah, daß er nur so von der Galeere Küstrin loskommen könne, hätte er diesen Vorschlag angenommen,

[1] Vgl. S. 36.

um auch hierin, wie in allem anderen, seine Folgsamkeit zu beweisen, freilich unter der Bedingung, daß er die Erlaubnis erhielte, die ihm bestimmte Prinzessin zu sehen und kennen zu lernen. Der König nahm diese Antwort wohl auf, und dabei blieb es.

Unmittelbar nach der Unterredung, die fast zwei Stunden währte, ging der König auf andere Dinge über, besonders auf die Führung des Kronprinzen, mit der Se. Majestät äußerst zufrieden schien. So sprach denn Se. Majestät immer wieder davon, und man sah, er sprach von Herzen, was mich dermaßen erfreute, daß ich mehrmals Tränen in den Augen hatte. Fürwahr, wenn der Kronprinz auf die guten Absichten Sr. Majestät nicht einginge, wäre er fluchwürdig. Das befürchte ich jedoch nicht; denn da das gegenseitige Vertrauen hergestellt ist, kann man sich davon nur schöne und sehr glückliche Folgen versprechen.

Sobald ich unsere neue Instruktion erhalte, werde ich nicht verfehlen, sie Ew. Exzellenz mitzuteilen. Ich erwarte sie für heute oder spätestens morgen, nebst unserem Wagen und vielen Möbeln. Ich muß schließen und mich zu einem Fest vorbereiten, das Herr Hille dem Kronprinzen am kommenden Freitag (24. August) gibt. Auch Natzmer wird ein Fest geben. Kurz, in Küstrin atmet alles nur noch Freude und Vergnügen. Gott gebe, daß dies ein gutes Vorzeichen ist!

Wolden an Grumbkow

Küstrin, 25. August 1731.

. . . Die Lage, in der wir uns befinden, ist dornig und heikel, und mit Recht sagen Ew. Exzellenz, man müsse mehr auf der Hut sein denn je. Wir werden es auch sein und die neue Instruktion bis aufs kleinste befolgen. Obwohl sie nicht so günstig ist, wie wir geglaubt hatten, werden wir uns trotzdem in allem den Befehlen und dem Willen Sr. Majestät fügen[1]. . .

Nächste Woche wird der Kronprinz nach Golzow und Wollup gehen, um Hand ans Werk zu legen; darauf wird er die anderen Ämter besuchen, so daß ich darauf rechne, in fünf bis sechs Wochen durch zu sein. Im übrigen hat der Kronprinz noch keinen Posttag vorübergehen lassen, ohne dem König neue Zeichen seiner Unterwerfung und seines blinden Gehorsams zu geben. Gott gebe, daß er stets bei dieser Gesinnung bleibt, dann wird der König an ihm einen würdigen Sohn und getreuen Untertan haben. Auch der König hat dem Kronprinzen in ebenso huldvollen und zärtlichen Ausdrücken geantwortet, ohne irgend welchen Bezug auf die Instruktion oder Zusammenhang mit ihr, woraus ich schließe, daß sie aufgestellt wurde, bevor der König nach Küstrin kam. Für den Haushalt des Kronprinzen gibt der König 221 Taler 6 Groschen monatlich, einschl. Pferdefutter, Hausmiete, Kostgeld für acht Dienstboten, und schließlich Holz, Licht, Wäsche usw. Das ist nicht viel, aber wir werden versuchen, damit auszukommen.

[1] Es folgt ein Auszug aus der neuen Instruktion des Königs vom 21. August für Wolden.

Wolden an Grumbkow

Küstrin, 15. September 1731.

Infolge des Wanderlebens, das dem Kronprinzen viel Spaß macht, und durch das er sowohl seine Pferde wie uns in Atem halten will, kann ich Ew. Exzellenz erst heute meiner Ehrerbietung versichern. Jedoch habe ich Eurer Exzellenz geneigte Briefe erhalten, u. a. die Instruktion, die Sie für den Kronprinzen entworfen haben[1]. Ich kann Ihnen versichern, daß er sie sehr freudig aufgenommen hat und nicht verfehlen wird, sie von Anfang bis zu Ende zu befolgen. Er hat mich denn auch beauftragt, Eurer Exzellenz für alle Ihre Bemühungen und die außerordentliche Aufmerksamkeit für seine Person zu danken und Ihnen zu versichern, daß er für alles, was Sie für ihn tun, nie undankbar sein wird.

Die Nachricht, daß ein General[2] sein Regiment aufgeben will, hat den Kronprinzen hoch erfreut. Er hofft täglich, daß ihm dieser Rücktritt zugute kommen und daß er wieder in seine militärische Würde eingesetzt wird, die er seit einer gewissen Zeit verloren hat. . .

Was unsere Pferde betrifft, so sind sie nicht sehr glänzend. Aber was soll man tun? Man muß sich in unseren Zeiten in die Dinge fügen, und so haben wir Sr. Majestät wie für das Schönste auf Erden gedankt. Die Reitpferde sind nicht nur sehr scheu, sondern stürzen auch sehr häufig, was ich aus eigener Erfahrung weiß. Trotzdem wird der Kronprinz sie reiten, aber mit großer Vorsicht.

Bevor ich schließe, muß ich Eurer Exzellenz noch sagen, daß der König allwöchentlich an den Kronprinzen in sehr huldvollen und zärtlichen Ausdrücken schreibt, und daß dieser in ebenso untertänigen wie ehrerbietigen Ausdrücken antwortet. Der Brief der Königin an den Kronprinzen ist diesem vom König in offenem Umschlag zugesandt worden, und der Kronprinz hat bereits darauf geantwortet.

Nächsten Mittwoch (19. September) geht der Kronprinz nach Sonnenburg zur Investitur dreier Ritter, des Prinzen von Gotha, eines Herrn von Röder vom württembergischen Hofe und des Landrats Sydow, dessen Güter der König gekauft hat. Am Tage vorher wird Markgraf Karl[3] durch Küstrin kommen und bei uns speisen. Hätten wir noch einen kleinen Weinvorrat von Ew. Exzellenz, so würden wir ihn damit bewirten, aber leider ist er zu Ende. Es hängt von Ihnen ab, dem abzuhelfen, und um diesen Preis will ich gern für einen Säufer gelten, wie Rohwedell, der sich gleich mir empfiehlt.

Wolden an Grumbkow

Küstrin, 22. September 1731.

Nach tausend Beteuerungen aufrichtiger Freundschaft und allen Verbindlichkeiten und Höflichkeiten, die man sagen kann, beauftragt mich Se. Kgl. Hoheit der Kronprinz, Eurer Exzellenz gebührend für den guten Wein zu danken, den

[1] Vgl. S. 40. Die Instruktion vom 26. August ist gedruckt bei Koser, „Briefwechsel mit Grumbkow", S. 3ff. — [2] Der Generalleutnant David Gottlieb von Gersdorff. — [3] Markgraf Karl (vgl. S. 26) war Herrenmeister des Johanniterordens.

Sie ihm gütigst gesandt haben. Er kam sehr zur Zeit und hat dem Kronprinzen ebensoviel Ehre gemacht wie Eurer Exzellenz; und so hat er denn auch wunderbar gewirkt, indem er alle Trinker übermannt hat. Der Major von Röder, der für einen trinkfesten Zecher gilt, war ganz „kaputt" und bezecht, desgleichen Markgraf Karl und sein Gefolge[1]. Der genannte Major von Röder ist vom Herzog von Württemberg. Nachdem er zum Johanniterritter geschlagen worden ist, ist er heute morgen abgereist, um Sr. Majestät in Wusterhausen einen langen Kerl vorzustellen. Nach allem Anschein wird er mit offenen Armen empfangen werden, denn der König liebt diese Art Ware sehr. Der Kronprinz nimmt in seinem heutigen Briefe darauf Bezug; denn er schreibt dem König, es sei ihm sehr zu Herzen gegangen, diesen langen Kerl zu sehen, während er selbst noch nicht seine militärische Würde zurückerlangt hätte. Er hoffe trotzdem, daß Se. Majestät ihm bald die Gnade erweisen werde, ihm die Uniform zu schicken, und er habe keine andere Freude, als sich in allem den Befehlen und dem Willen des Königs, seines Herrn, zu fügen. Was den Rang betrifft, so hat der Kronprinz davon nichts gesagt, aber er hofft stets, daß der Abschied des Generals Gersdorff[2] zu seinem Vorteil gereichen wird.

Die Reise des Kronprinzen nach Sonnenburg hat nicht stattgefunden; denn der König hat sie ihm nicht bewilligt, weshalb, weiß ich nicht. Nichtsdestoweniger scheint Se. Majestät mit der Führung und Tätigkeit des Kronprinzen stets sehr zufrieden und beantwortet alle Briefe seines Sohnes stets pünktlich und in sehr verbindlicher und huldvoller Weise. Gott gebe, daß diese Einigkeit immer mehr zunimmt und daß der Unfriede dagegen für immer verschwindet!

Die arme Prinzessin, die Braut des Erbprinzen von Bayreuth, ist in der Tat sehr zu beklagen; denn schließlich leidet sie allein unter der Weigerung des Königs, die 400 000 Taler darzuleihen. Der Kronprinz ist recht betrübt und bittet Ew. Exzellenz, Ihr Möglichstes zu tun, damit die Dinge sich zum Vorteil seiner Schwester wenden, die ihm ans Herz gewachsen ist.

Soviel die drohende Heirat angeht, so hofft man, die Betreffende sehen und kennen lernen zu dürfen und daß man nicht gezwungen wird, sich „blindlings" zu binden. „Man kauft nicht eine Katze im Sacke, viel weniger eine Frau." Durch Geld kann man wohl reich, aber nie zufrieden werden, wenn nicht andere Reize damit verknüpft sind. Man verläßt sich in allem auf die geschickte Hand Eurer Exzellenz und beteuert, daß man sich für die geleisteten Dienste bei der Nachwelt erkenntlich zeigen wird, wenn man es nicht in der Person Eurer Exzellenz kann. Das sind die Ansichten des Kronprinzen.

Wolden an Grumbkow

Küstrin, 29. September 1731.

Der andauernde, pünktliche und getreue Briefwechsel, mit dem Ew. Exzellenz mich beehren, entzückt den Kronprinzen um so mehr, als er lediglich zu seinem

[1] Vgl. S. 43. — [2] Vgl. S. 43.

Vorteil ausschlägt und Ew. Exzellenz nur die Mühe davon haben. Darum wird er Ihnen ewig dankbar für die heilsamen Ratschläge sein, die Sie uns von Zeit zu Zeit geben. Ohne Ihren Beistand würden wir wie Blinde im Dunkeln tappen und nicht wissen, welche Maßregeln wir treffen, noch gar, was wir tun sollten. Ich bitte Ew. Exzellenz inständigst, stets derart fortzufahren und überzeugt zu sein, daß wir uns früher oder später für alle geleisteten Dienste erkenntlich zeigen werden.

Mit der heutigen Post sendet der Kronprinz dem König den „Anschlag vom neuen Vorwerk zu Carzig", worin nachgewiesen wird, daß der König 20 Prozent Mehrgewinn herausschlagen kann. Das wird ihm sicher gefallen, zumal er sieht, daß der Kronprinz sich mit der Wirtschaft beschäftigt und in diesen Dingen klar zu sehen beginnt.

Gestern, bei der Rückkehr von Carzig, fanden wir zwei Reitpferde vor, die der Oberjägermeister Graf Schlieben[1] dem Kronprinzen geschickt hat. Er ist sehr zufrieden und befriedigt darüber. Sie sind wirklich schön, aber schon ergibt sich eine neue Schwierigkeit wegen des Futters für diese zwei Pferde; denn der König gibt es nur für neun. Trotzdem muß man sie doch irgendwie futtern.

Im übrigen bittet der Kronprinz Ew. Exzellenz, in der Unterstützung der guten Sache nicht müde zu werden, trotz aller Widerstände und Hindernisse, die man Ihnen bereitet. Gott wird Ihre guten Absichten fördern, die ja auf nichts anderes ausgehen als das Wohl und die Vergrößerung des Königshauses. Zugleich bitte ich Ew. Exzellenz, sich etwas deutlicher über die Heirat von Nowaja Semlja auszulassen. Wir glauben, es ist die Prinzessin von Mecklenburg[2], die am russischen Hofe erzogen ist, auf die man es jetzt absieht, und ist dies der Fall, so ist die Sache nicht so schwierig, wie man wähnt. Ew. Exzellenz können sich ungefährdet darüber aussprechen; denn ich rechne es mir zur Ehre an, zu leben und zu sterben usw.

Nachschrift. Der König schrieb uns heute, es sei ihm sehr recht, daß wir uns bei der Anwesenheit des Markgrafen Karl etwas mehr belustigt hätten als sonst[3]...

Hille an Grumbkow

Küstrin, 30. September 1731.

. . . Ich hatte eine lange vertrauliche Unterhaltung mit dem Kronprinzen. Er sagte mir, Ew. Exzellenz hätten in einem Brief an Herrn von Wolden die Heirat mit der Prinzessin von Bevern berührt. Er wäre damit einverstanden, obwohl die Prinzessin häßlich und dumm sei, vorausgesetzt, daß er durch Ver-

[1] Graf Georg Christoph von Schlieben. — [2] Elisabeth Katharina Christiane von Mecklenburg-Schwerin (1718—1746), Nichte der Zarin Anna Iwanowna. Sie heiratete den Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig, trat unter dem Namen Anna zur griechischen Kirche über und war 1740/41 Regentin von Rußland. — [3] An den König hatte Wolden nur von den Scherben der Gläser berichtet, aus denen man sein Wohl getrunken habe. Der Prinz selbst bekannte aber Frau von Wreech: „Wir haben zwar wenig getrunken, dafür aber ordentlich Lärm gemacht, etliche Fenster eingeworfen und einige Öfen zertrümmert."

mittlung der Kaiserin gute Bedingungen erlangen könnte[1]. Unter anderem wünschte er, Herrn von Keyserlingk[2] um sich zu haben, und bat mich, Eurer Exzellenz ein Wort darüber zu schreiben.

Ich fragte ihn: „Wenn die Prinzessin häßlich und dumm ist, werden Sie sie dann lieben und wirklich mit ihr leben können?"

„Nein, sicher nicht", entgegnete er.

„Und was werden Sie dann tun?"

„Ich werde sie sitzen lassen," antwortete er, „sobald ich mein eigener Herr bin. Man muß es mir nachsehen, daß ich mich aus der Klemme ziehe, so gut ich kann."

Hierauf erwiderte ich, er könne sicher sein, daß weder Ew. Exzellenz noch ich noch irgend ein Ehrenmann so etwas mitmachen werde. Es könnte nur Unheil daraus entstehen, wenn er etwa glaube, daß eine unglückliche Ehe keine Folgen hätte, und daß es nichts Schlimmes sei, die eheliche Treue zu verletzen. Auch hieße es sich mutwillig neuen Verdruß zuziehen, wenn er auch nur den Schein erwecke, als wolle er Herrn von Keyserlingk um sich haben. Ich kennte diesen zwar nicht, hätte aber gehört, daß sein Charakter nicht derart wäre, daß der König einen Verkehr mit ihm für besonders erbaulich hielte. Im übrigen fände ich seine jetzige Lage erträglich genug, um die Entscheidung des Königs abzuwarten, und diese könne, soweit es sich beurteilen ließe, nur günstig und zu seinem Besten ausfallen. Allerdings ginge es langsam, da der König wolle, daß alles von ihm kommt, und man ihm nur mit großer Geschicklichkeit etwas beibringen könne. In dieser Hinsicht schrieb der Kronprinz Ihnen die Verabschiedung des Generals Gersdorff[3] zu und sprach die Hoffnung aus, dessen Regiment zu erhalten. Trifft dies ein, so wünscht er, im Tausch mit Schwerin ein Bataillon in Frankfurt und eins in Küstrin zu bekommen[4], sich abwechselnd in beiden Garnisonen aufzuhalten und nebenbei, dem König zu Gefallen, seine Tätigkeit an der Kammer fortzusetzen. „Wer weiß," sagte er, „ob dies nicht wesentlich dazu beiträgt, seine Einwilligung zu erhalten."

Darob geriet er in eine Art von Verzückung, malte sich im Geist sein Leben aus und sagte mir, wie er sich kleiden würde, nämlich stets in Uniform, aber mit sehr prächtigen Überröcken. Ich brachte ihn nun auf seine Vergnügungen, und er äußerte sich sehr offenherzig in folgender Weise:

„Ich versichere Ihnen — aber sagen Sie's nicht weiter —, mein schönstes Vergnügen ist die Lektüre. Ich liebe die Musik, aber weit mehr das Tanzen. Die Jagd hasse ich, aber ich reite sehr gern. Wäre ich mein eigener Herr, ich triebe dies alles, wie ich gerade Lust hätte, aber einen guten Teil meiner Zeit würde

[1] Elisabeth Christine (vgl. S. 38) war die Nichte der Kaiserin Elisabeth, Gemahlin Kaiser Karls VI. — [2] Freiherr Dietrich von Keyserlingk (1698—1745), Friedrichs Freund, von ihm „Cäsarion" genannt, war vor dem Fluchtversuch bereits sein Stallmeister gewesen; er kehrte erst im März 1736 in seine Umgebung zurück, wurde nach Friedrichs Thronbesteigung Oberst und Generaladjutant. Vgl. die den „Manen Cäsarions" gewidmete Elegie in den Ges. Werken, Bd. 10, S. 83 ff. — [3] Vgl. S. 43. — [4] Das Gersdorffsche Regiment erhielt Generalmajor Georg Volrath von Kröcher. Seine Garnison war Spandau, während das Regiment des Generalleutnants Kurt Christoph von Schwerin in Frankfurt a. O., Fürstenwalde, Züllichau, Krossen und Müncheberg lag.

ich meinen Geschäften widmen, die wahrlich keine ‚Anschläge‘ sein würden; denn darin würde ich mich auf Sie verlassen. Außerdem würde ich dafür sorgen, daß meine Tafel sauber und mit feinen Gerichten besetzt ist, aber ohne Verschwendung. Ich würde mir gute Musiker halten, aber wenig, doch dürften sie nie bei Tisch spielen; denn die Musik ist meine Erholung, und beim Essen würde sie mich stören. Ich würde allein und öffentlich zu Mittag speisen, aber abends würde ich meine Freunde um mich sehen und sie gut bewirten."

Auf die Gefahr hin, Sie zu langweilen, mache ich mir das Vergnügen, Ihnen diese Unterredung zu schildern. Ich glaube, die Dinge werden ungefähr so, wie er gesagt hat, verlaufen. Gott verleihe ihm nur mehr Frömmigkeit, und alles wird gut gehen.

Wolden an Grumbkow

Küstrin, 2. Oktober 1731.

Ich soll Eurer Exzellenz vom Kronprinzen versichern, daß alles, was Sie ihm mitteilen, heilig ist und sub sigillo silentii dictum[1]. Somit können Sie ihn ungefährdet einweihen, damit er danach seine Maßnahmen treffen kann. Tela enim praevisa minus nocent[2]. Übrigens ist der Kronprinz entzückt, aus dem Schreiben Eurer Exzellenz zu ersehen, daß der König anfängt, mit ihm zufriedener zu sein. Er wird alles tun, was er vermag, um Se. Majestät zu überzeugen, daß er sich mit ernsten Dingen befaßt, und um ihn in seiner guten Gesinnung gegen seinen Sohn zu bestärken. Bei seinem Scharfblick ist er zu allem befähigt, und ich kann wohl sagen, daß sein Küstriner Aufenthalt ihm nicht ganz ohne Nutzen gewesen ist; denn abgesehen davon, daß das Unglück sein Herz und seinen Geist gebildet hat, beginnt er doch auch einen richtigen Begriff von vielen Dingen zu bekommen, von denen er vorher keine Ahnung hatte. Gott lasse Se. Majestät nur noch ein paar Jahre am Leben, damit der Kronprinz ausreifen kann; dann wette ich, er wird einer der größten Fürsten des Hauses Brandenburg werden.

Graf Schulenburg[3] ist noch nicht eingetroffen, aber der Kronprinz erwartet ihn mit Ungeduld; denn er hält ihn für einen Freund und glaubt daher, daß er seine Interessen teilt.

Die Sache mit der mecklenburgischen Heirat[4] beschäftigt und beunruhigt ihn ungemein. Wenn es sich aber darum handelt, auf die Nachfolge seines Vaters zu verzichten, so wird er nicht nur diese Heirat, sondern auch alles übrige fahren lassen. Er ist zu scharfblickend, um sich blindlings auf derartiges einzulassen. Im Gegenteil, man müßte noch vieles ebnen, bevor man ihm diesen Plan schmackhaft machen würde. Seinen Glauben wird er nie wechseln, und wäre es, um alle Güter der Welt zu gewinnen. Indem ich schließe, bestelle ich Eurer Exzellenz im Auftrag des Kronprinzen viele Empfehlungen und Freundschaftsbeteuerungen.

[1] Unter dem Siegel der Verschwiegenheit gesagt. — [2] Denn die Geschosse, die man voraussieht, richten weniger Schaden an. — [3] Graf Adolf Friedrich von der Schulenburg, Generalmajor und Chef eines Dragonerregiments in Landsberg an der Warthe. — [4] Vgl. S. 45.

Schulenburg an Grumbkow[1]

Landsberg, 19. Oktober 1731.

. . . Wie ich vorgestern aus Küstrin erfuhr, hat der Kronprinz beschlossen, einen Ausflug nach Carzig und von da nach dem Ort Himmelstädt zu machen, das nur eine halbe Meile von hier ist. Er hätte eine kleine Jagd zwischen beiden Ämtern; wenn ich hinkommen wollte, stände es mir frei und der Prinz würde bei mir speisen. Man hatte ein paar Spießer und einige Hinden in die fast ruinierten Saugärten eingebracht. Der Kronprinz hat ein paar mit seiner Büchse erlegt, ebenso die anderen, aber diese Jagd scheint nicht sehr nach seinem Geschmack. Von da begab er sich nach Himmelstädt und kam zu Mittag her. Um 1 Uhr gingen wir zu Tisch und blieben bis 4 Uhr sitzen. Er sprach nur von gleichgültigen Dingen.

In seinem Gefolge befanden sich der Präsident Münchow, ein Ingenieurkapitän namens de Rège, ein Leutnant von Bardeleben[2] und die drei Herren seines Hofes. Er ißt nicht viel, aber ich bemerke, daß ihm die kleinen Gerichte und die stark schmeckenden Speisen zusagen. Fisch mag er gar nicht; obschon ich die schönsten Forellen hatte, aß er sie nicht. Fleischbrühe rührt er nicht an; anscheinend liebt er den Wein nicht. Er kostet alle Weine, zieht aber für gewöhnlich Burgunder mit Wasser gemischt vor.

Ich stellte ihm die hiesigen Offiziere meines Regiments vor; er empfing sie als König. Sicherlich fühlt er, was er ist, und wird er jemals König, so wird er es zur Geltung bringen. Ich für mein Teil werde mich sehr zurückhalten und ihn möglichst wenig sehen. Ich merke wohl, daß er Ratschläge nicht liebt; er gefällt sich nur im Umgang mit solchen, die geistig unter ihm stehen. Er sucht sogleich die lächerlichen Seiten bei jedem hervor und spottet gern — ein großer Fehler bei einem Fürsten. Er müßte die Schwächen der Menschen kennen, ohne es aber irgend vor der Welt merken zu lassen. Ich spreche zu Eurer Exzellenz als Freund und versichere Ihnen, er besitzt Geist, wird sich aber von seinen Leidenschaften beherrschen lassen und nur Solche gerne sehen, die ihnen Vorschub leisten. Nach meiner Ansicht sind alle Fürsten nach dem gleichen Modell geschaffen; es gibt nur ein Mehr oder Weniger.

Beim Aufbruch umarmte er mich zweimal und sagte: „Es tut mir leid, daß ich nicht länger bleiben kann. Ein andermal werde ich es besser einrichten." . . .

Hille an Grumbkow

Küstrin, 5. Januar 1732.

Gestern wurde Markgraf Karl mit seinem Bruder[3] erwartet, kam aber nicht, da dieser sich eine Erkältung zugezogen hatte. Da aber ein paar Schüsseln mehr angerichtet waren, haben die Anwesenden gefeiert. König August wurde dabei prächtig gelobt. . .

[1] Nach dem Abdruck bei Förster, Bd. 3, S. 71ff. Für Schulenburg vgl. S. 47, Anm. 3. Eine Unterredung mit Friedrich aus den ersten Oktobertagen ist in den „Gesprächen", S. 16ff., mitgeteilt. — [2] Christoph Ludwig von Bardeleben, Leutnant im Regiment des Markgrafen Karl. — [3] Markgraf Friedrich (1710—1741) oder Markgraf Wilhelm (1714—1744).

Inzwischen droht Eurer Exzellenz eine Epistel in Versen; ich weiß aber nicht, ob ich sie vor Abgang der Post erhalte. Ich sagte, das Reimeschmieden sei nicht seines Amtes, und ich hoffte, er würde sich nicht mehr damit belustigen, wenn er was anderes zu tun hätte. Das gab er zu. Unmittelbar dagegen anzukämpfen ist zwecklos, wie ich aus Erfahrung weiß.

Da der Geburtstag des Kronprinzen bevorsteht, möchten viele Leute hier wissen, ob man sich nicht ein paar Vergnügungen erlauben dürfe, wie Illumination, Bälle usw. Ich bitte Ew. Exzellenz um Ihre Ansicht darüber. . .

Beiliegendes schickt mir Se. Kgl. Hoheit für Ew. Exzellenz[1]. Ich bin entzückt, daß er meine Lehren beherzigt und die Reime in sehr natürliche Prosa verwandelt hat . . .



Hille an Grumbkow

[Küstrin] 8. Januar 1732.

... Der Kronprinz ist seit ein paar Tagen krank und sieht elend aus. Ich schreibe das der Kälte und seinem eiskalten Schlafzimmer zu, in dem er ohne Nachtmütze und mit einer sehr dünnen Decke schläft. Vorgestern war er bei mir zu Gaste. Beim Souper sollte der Dreikönigstag gefeiert werden, aber er mußte sich zurückziehen. Unser Arzt[2] gab ihm ein Pulver, von dem er die ganze Nacht laufen mußte; heute befindet er sich besser und fährt morgen nach dem Amt Marienwalde...

Hille an Grumbkow

[Küstrin] 8. [Januar 1732], 6 Uhr abends.

Anbei eine gereimte oder ungereimte Epistel: ich weiß es nicht, denn man schickt sie mir verschlossen. Ich hoffe, sie gelangt mit diesem Schreiben an Ew. Exzellenz...

Von dem Ehesystem hat man mir nichts gesagt, aber die Moral in dem Briefchen, das mit der letzten Post abging[3], wird sehr oft breitgetreten. Sie gemahnt weniger an einen starken Geist als an einen Gecken. Ich glaube,

[1] Vgl. Anm. 3. — [2] Christian Benjamin Kauffmann. — [3] Der Kronprinz hatte an Grumbkow geschrieben, er möchte am liebsten Junggeselle bleiben. „Wenn ich heirate, werde ich gewiß einen sehr schlechten Ehemann abgeben; denn ich fühle weder Beständigkeit noch Zuneigung genug für das weibliche Geschlecht, um mir einzubilden, das käme in der Ehe nach.“ Vgl. „Briefe“, Bd. 1, S. 23 f.

die Bevorzugung der Tochter vor der Nichte[1] stammt von dem Sir politic[2], der nur sehr große Dinge im Kopfe hat und wie der Marschall Villars, der Berater des Königs von Frankreich[3], mit dem Kaiser um Provinzen spielen möchte. Wie Sie wissen, holte man mich eines Nachts aus dem Bette, um mir dergleichen Vorschläge zu machen[4]. Glauben Sie ja nicht, ihn mit dem Hinweis auf die Pragmatische Sanktion[5] aus dem Felde zu schlagen; denn gerade damit soll dem Kaiser leichter gemacht werden, seine Zustimmung zum Kauf der Ober- und Niederlausitz zu geben. Das geht dem jungen Mann derart im Kopfe herum, daß er in Carzig, wo er zuviel getrunken hatte, auf der Stelle aufbrechen wollte, um das Geschäft zum Abschluß zu bringen. Derart nähren wir unsere Neigungen zum Romantischen! Ich bitte Ew. Gnaden inständigst, sich vorzusehen, damit Ihnen nichts entschlüpft, woraus man entnehmen könnte, daß ich über unsere Verhältnisse getreu berichte. Das würde mich um allen Kredit bringen. . .

Der Kronprinz fährt morgen früh fort, um zehn große Meilen zurückzulegen. Ich komme soeben von ihm; er saß mit Herrn von Natzmer und dem Kapitän de Rège beim Lomberspiel, war sehr gut gelaunt und huldvoll. Er hat wegen seiner Unpäßlichkeit gestern und heute mit Natzmer allein gespeist.

Wolden an Grumbkow

Küstrin, 8. Januar 1732.

Der Kronprinz war vier bis fünf Tage unwohl. Er klagte stets über furchtbare Kopfschmerzen und sah sehr elend und recht hinfällig aus, konnte gar nichts essen. Er hat zwar nicht das Bett gehütet, ist aber im Zimmer geblieben, ohne sich anzukleiden, und hat sich um 5 oder 6 Uhr wieder hingelegt. Vorgestern waren wir bei Herrn Hille zu Gast. Er gab sich alle Mühe dazubleiben, vermochte es aber nicht, und so mußte er fortgehen und sich zu Bette legen[6]. Heute fühlt er sich etwas besser, nachdem er ein Abführmittel genommen hat, das von selbst ein Heilmittel ist. Morgen fahren wir nach Marienwalde, um den Ertrag einer Glashütte zu prüfen, die der König ankaufen möchte.

Die heutige Post hat einen Neujahrswunsch Sr. Majestät in sehr verbindlichen Ausdrücken gebracht; zugleich aber fordert er Angabe aller, die dem Kronprinzen zu Neujahr gratuliert haben. Ich weiß nicht, was man daraus schließen wird, und erinnere mich auch nicht aller. U. a. hat der Freiherr von Eulenburg aus Preußen[7] uns durch seine Anschrift „Dauphin von Preußen" zum Lachen

[1] Friedrich hatte zu Grumbkow geäußert (vgl. S. 49, Anm. 3), ihm würde lieber sein, wenn ihm die Kaiserin statt der Nichte (Prinzessin Elisabeth Christine) eine ihrer Töchter zur Frau gäbe. — [2] Natzmer. — [3] Claude Louis Hector Herzog von Villars (1653—1734), Marschall von Frankreich, hatte vor Ausbruch des Spanischen Erbfolgekrieges als Beauftragter König Ludwigs XIV. in Wien über die Erbfolge verhandelt und vereinbarte 1714 in Rastatt mit Prinz Eugen die Friedensbedingungen. — [4] Vgl. S. 27. — [5] Vgl. S. 28. — [6] Vgl. S. 49. — [7] Freiherr Gottfried von Eulenburg, Obermarschall.

gebracht. Ich fürchte, er wird ihn nächstes Jahr „Infant von Preußen" oder „Prinz von Asturien"[1] betiteln. Welch ein Unsinn für einen Staatsminister!

Bevor ich schließe, bitte ich Ew. Exzellenz dringend, mir sagen zu wollen, ob ich den Geburtstag des Kronprinzen am 24. durch ein kleines Fest feiern darf, das ich ihm geben möchte? Es handelt sich nicht um eine Illumination oder andere, öffentlich in die Augen fallende Festlichkeiten, sondern lediglich um ein kleines Konzert und nach Tisch einen Ball. Den letzteren kann ich, glaube ich, auf Pflicht und Gewissen veranstalten; denn der König hat uns mehrmals befohlen, dem Kronprinzen alle harmlosen und ehrbaren Vergnügungen zu verschaffen. Immerhin werde ich mich nach Eurer Exzellenz Rat über die Sache richten. . . .

Wolden an Grumbkow

Küstrin, 2. Februar 1732.

. . . Da alle Zeitungen, wie auch der „Glaneur"[2], von einer Kriegserklärung der Türken an die Christen voll sind, hofft der Kronprinz, aus diesem Käfig herauszukommen, um einen Feldzug unter Prinz Eugen mitzumachen, damit er das Große und Ganze des Handwerks unter diesem großen Helden lernt.

Seine Krankheit verläuft nach dem Sprichwort: Die Krankheiten kommen hoch zu Roß und verschwinden zu Fuße. Er kann noch nicht recht zu Kräften kommen, die er, ich weiß nicht recht wie, verloren hat; denn er hat keine Schmerzen gehabt, zudem ißt er gut und schläft noch besser. Ich glaube daher, daß irgend etwas anderes dahinter steckt. Der König scheint nach seinen Briefen sehr beunruhigt; sie sind im höchsten Grade huldvoll und zärtlich. Aber wie der General Schulenburg[3] mir sagte, hielt der König diese Krankheit für Verstellung und sagte: „Unkraut vergeht nicht." Trotzdem ist es wirklich so, und so ist er sehr folgsam geworden und hält die Vorschriften der Ärzte genau inne. Hätte er vor einiger Zeit so gelebt, es wäre mit ihm nicht soweit gekommen. Aber die Fürsten sind eben Menschen und haben menschliche Schwächen; somit werden sie nur auf eigene Kosten vernünftig. Der junge Stahl[4] kehrt morgen zurück; seine Anwesenheit hat uns nicht viel genützt; gegenwärtig ist er noch nicht sehr tüchtig; vielleicht wird mit der Zeit etwas aus ihm.

Ich weiß nicht, ob man eine Luftveränderung vorzuschlagen wagen soll. Die Küstriner Luft ist zwar sehr ungesund, aber man könnte irgend welche Ränke dahinter wittern. Die sechs Masthühner waren „angenehm"; zu Mittag soll eins verspeist werden. Bisher hat man sich an die Rebhühner gehalten, hat aber mehr als genug davon. Man trinkt sehr oft auf Ew. Exzellenz Gesundheit

[1] Titel des spanischen Thronfolgers. — [2] Ein Journal („Der Ährenleser"). — [3] Vgl. S. 47. — [4] Sohn des auf S. 33 genannten Leibarztes.

und gedenkt Ihrer, wie es sich gebührt. Man hat mich heute beauftragt, Ihnen tausendmal seine Freundschaft zu beteuern, was ich mit großem Vergnügen erfülle. . . .

Hille an Grumbkow

[Küstrin] 8. Februar 1732.

Nun ist der Kronprinz völlig wiederhergestellt, und alle, die ihn sehen, werden glauben, wir hätten seine Krankheit übertrieben, so wenig ist ihm davon anzumerken. Er hat zum erstenmal gewagt, an die Luft zu gehen, und mich vor einem Augenblick verlassen, so daß man sich über seine Genesung völlig beruhigen kann.

Vorgestern um zwei Uhr ließ er mich rufen, und da wir allein waren, machte er mir ein paar vertrauliche Mitteilungen über die Zukunft und über seinen künftigen Lebensplan, an dem gewiß nichts auszusetzen ist. Sie können versichert sein, den größten Anteil an seinem Vertrauen zu haben, und zwar aus triftigen Gründen, nicht nur wegen des Dankes, den er Ihnen schuldet, sondern auch wegen Ihrer Ansichten und Grundsätze, von denen er weiß, daß sie den seinen sehr entsprechen. Es ist also wichtig, seine Gesinnung etwas genauer kennen zu lernen. Ew. Exzellenz wollen mir gestatten, Ihnen zu sagen, was ich darüber entdeckt zu haben glaube; denn ich habe bei so vielen vertraulichen Gesprächen mit ihm darauf acht gegeben. Ich schreibe in der Absicht, daß ein Mann wie Ew. Exzellenz seine Gesinnung schonend behandeln und in der Richtung lenken kann, daß eines Tages etwas Gutes daraus entspringt.

Der Kronprinz tut sich außerordentlich viel auf seinen Geist zugute, und tatsächlich besitzt er Geist. Er hört sich gern dafür loben. Damit wird man seine Freundschaft leichter gewinnen als durch alles andere, und wäre es ein Rekrut von $3^1/_2$ Ellen. Außerdem tut er sich auf eine überaus peinliche Höflichkeit etwas zugute, selbst gegenüber Leuten, die tief unter ihm stehen. Seine Gesinnung ist im allgemeinen vornehm; er neigt zum Wohltun, und viel eher wird er in unangebrachtes Mitleid als in das entgegengesetzte Laster verfallen. Ohne sich viel mit kleinen Einzelheiten abzugeben, die er anderen überlassen wird, wird er sich mehr, als man glaubt, mit den Regierungsgeschäften befassen, und zwar mit Erfolg, wenn Gott ihm in der Auswahl seiner Gehilfen beisteht. Aber in folgendem kann er irregehen. Da er alle Menschen nach ihrem glänzenden Auftreten und dem französischen Esprit beurteilt, wird jemand, der nichts als den nackten gesunden Menschenverstand besitzt, nie in den Wettbewerb eintreten können, besäße er gleich alle Kenntnisse, Tüchtigkeiten und Tugenden. Eine Ansicht, deren Vortrag ein Bonmot, eine Pointe würzt, wird über die bestbegründete obsiegen, die schlicht und nackt vorgetragen wird. Zudem kennt der Kronprinz die Deutschen so gut wie gar nicht. Sein früherer Potsdamer Umgangskreis hat dem Ideal geistreichen Wesens und feiner Form, das er sich

durch die Lektüre französischer Bücher gebildet hat, nicht entsprochen. Daher die seltsame Vorliebe für die Franzosen: er glaubt, daß sie so sind, wie sie in ihren Büchern sich selbst schildern! Die Franzosen, die er zu sehen bekommen hat, bringen ihn von diesem irrigen Vorurteil nicht zurück; denn entweder sagt er, sie sind durch den Verkehr mit Deutschen bereits etwas verdorben, oder er entdeckt an ihnen Verdienste, die ihnen selbst unbekannt geblieben sind. Ihn von diesem Vorurteil zu kurieren, wäre ein Meisterstück und würde sehr gute Folgen haben. Auf seine Reimereien und seine Musik ist weiter nichts zu geben. Da er nicht viel Zeit auf das Abnehmen von Paraden, auf Ausschweifungen usw. verwenden wird, so wird er im Leben ziemlich viele leere Stunden haben; die kann er mit solchen Dingen ausfüllen, die an sich nicht schlecht sind. Es wird



nicht überflüssig sein, ihn an Hochherzigkeit zu gewöhnen. Etwas ist mir jedoch aufgefallen, was mich Gutes von seiner Dankbarkeit prophezeien läßt. Als wir zusammen sprachen, trat R.[1] ein und ging gleich wieder hinaus. Da sagte er: „Der Mann fühlt, wo er herstammt. Trotzdem bin ich ihm innigen Dank schuldig, und ich werde ihm dann in barer Münze heimzahlen, sobald ich kann; denn er hat Geld nötiger als Schmucksachen."

Ich wünsche sehnlich, daß der Kronprinz alle übrigen Fürsten, zum Wohle des künftigen Geschlechts, übertreffen möge, und dazu bedarf es nur noch eines Geringen. Darum nehme ich mir heraus, Eurer Exzellenz dies alles zu schreiben, mit der Bitte, diesen Brief zu verbrennen.

[1] Vielleicht ist Rohwedell gemeint.

Wolden an Grumbkow

Küstrin, 12. Februar 1732.

Eurer Exzellenz gütiger Brief an den Kronprinzen[1], der mit der heutigen Post eintraf, hat ihn um so mehr erfreut, als er voll guter Ratschläge ist, und da er mit Ihren Ratschlägen bisher stets gut gefahren ist, wird er nicht verfehlen, sie pünktlich zu befolgen und seine Maßregeln danach zu treffen, wenn er nach Berlin kommt. Ich hatte die Ehre, Sr. Kgl. Hoheit den genannten Brief mehrmals vorzulesen, und er war so zufrieden damit, daß er es nicht müde war, es verschiedentlich zu wiederholen. U. a. konnte er nicht genug bewundern, wie freundlich Ew. Exzellenz ihm kleine Wahrheiten nahelegen, und mit welcher Geduld Sie ihm so weitschweifige Episteln schreiben. Er sagte: „Er meint es doch gut mit mir, daß er mir so umständlich schreibet und mir nichts verschweiget.“ Wenn wir in Berlin sind, wird er nicht verfehlen, Ihnen dafür zu danken.

Die heutige Post hat uns nichts gebracht außer einem Brief der Königin, einer Antwort auf den, worin der Kronprinz ihr die Absichten und den Plan des Königs[2] mitgeteilt hatte. Die Königin ist damit zufrieden, oder sie scheint es doch, und ich glaube, unsere Abreise steht dicht bevor. Gott gebe, daß wir in guter Stunde nach Berlin kommen! Ich wünsche mir nichts sehnlicher, als meiner Last ledig zu werden; denn mir ahnt nichts Gutes.

Morgen fahren wir nach Tornow, um einen „Anschlag von der Glashütte“ zu machen, in Wirklichkeit aber, um auf der Insel der Kalypso[3] zu Mittag speisen zu können. Das ist die geschickte Hand unseres Plänemachers[4], der sich einzuschmeicheln sucht, indem er die Verantwortung den anderen aufbürdet.

Hille an Grumbkow

[Küstrin] 19. Februar [1732].

. . . Man ließ mich zu Mittag rufen, sprach sich aber über nichts aus, unterhielt sich mit Lesen des „Glaneur“ und des „Courrier de Paix“[5], fast ohne die Fleischgerichte anzurühren, und man ist sehr nachdenklich. Der König hat ebenfalls durch Stafette eigenhändig geschrieben. Es sind Lobeserhebungen der Prinzessin von Bevern[6] und Gründe, warum der Kronprinz nicht nach Berlin kommen soll, bevor der Herzog von Lothringen dort ist[7]. Im übrigen hoffe ich, daß Graf Schulenburg[8] Eurer Exzellenz mitteilen wird, was ich ihm betreffs eines gewissen Planes gesagt habe, den man sich gemacht hat und über den man sich nicht ausläßt. Es wäre wichtig, ihn nach und nach zu entschleiern.

[1] Liegt nicht vor. — [2] Am 4. Februar hatte der König dem Prinzen seine Absicht mitgeteilt, ihn mit der Prinzessin Elisabeth Christine (vgl. S. 38) zu vermählen. — [3] Schloß Tamsel bei Küstrin, zu dessen Herrin, Louise Eleonore von Wreech, Gemahlin des Obersten von Wreech, der Kronprinz eine tiefe Neigung gefaßt hatte. Vgl. die von ihm ihr gewidmeten Gedichte in den Ges. Werken, Bd. 10, S. 4ff. — [4] Natzmer. — [5] Vgl. S. 22 und 51. — [6] Vgl. Anm. 2. — [7] Herzog Franz Stephan (vgl. S. 28) traf am 26. Februar in Berlin ein und blieb dort bis zum 15. März. — [8] Schulenburg (vgl. S. 47) reiste am 18. Februar von Küstrin nach Berlin.

Wolden an Grumbkow

Küstrin, 19. Februar 1732.

... Der Kronprinz las wiederholt Ihr Schreiben über die fragliche Sache, die von höchster Bedeutung für ihn ist. Die Ausführungen, die Ew. Exzellenz in der beiliegenden Antwort finden[1], sind begründet und sehr stichhaltig, und so bittet er Sie, darüber nachzudenken und all Ihren Kredit aufzubieten, um diesen Schlag abzuwehren, der für ihn zu verhängnisvoll ist. Kein Übel ist ohne Heilmittel, und so glaube ich, daß man auch diesem noch abhelfen könnte. Allem Anschein nach hegt er eine Abneigung gegen die Betreffende, und wenn die Unterhaltung oder persönliche Bekanntschaft keine gute Wirkung hat, kann man darauf rechnen, daß nichts daraus wird. Der Kronprinz teilt mir alle seine Gedanken darüber mit, trotzdem tue ich in den Briefen, die ich an den König schreibe, als wüßte ich nichts davon. Auch in dem Briefe, den ich Sr. Majestät noch heute durch Stafette schickte, habe ich ihm nur gemeldet, der Kronprinz sei sehr beunruhigt und erregt, ohne daß ich den Grund begriffe; denn der König will, daß das Ganze Geheimnis bleibt.

In dem heutigen Briefe hat der König uns den Tag unserer Abreise nicht angegeben. Ich glaube daher, daß wir diese Woche noch hier verbringen und erst mit dem Herzog von Lothringen in Berlin eintreffen werden, der dort Ende dieser Woche erwartet wird[2].

Nachschrift. Seit einiger Zeit scheint der Kronprinz sehr eingenommen für die Prinzessin von Eisenach[3], von der man ihm ein sehr vorteilhaftes Bild entworfen hat. Trotzdem verlasse ich mich nicht sehr darauf; denn die großen Herren hassen und lieben drauflos, ohne recht zu wissen, warum.

Grumbkow an Wolden

Potsdam, 21. Februar 1732.

Ich hoffe, Sie haben gelesen, was ich heute morgen an den Kronprinzen schrieb[4], und ich bin, offen gesagt, sehr erstaunt über den Inhalt Ihres Briefes vom 19., der dem des Kronprinzen beilag. Ich hielt Sie, offen gestanden, für einen meiner Freunde, aber der Stil, in dem er gefaßt ist, scheint mir dem sehr zu widersprechen. Wie, mein Herr! Der Kronprinz schreibt gestern[5] an den König, daß er sich ihm in allem unterwürfe, und selbst wenn die Prinzessin nicht schön wäre, würde er dem König alles zu Gefallen tun; und Sie sagen mir gütigst, ich würde die Gründe des Kronprinzen stichhaltig und vernünftig finden und

[1] In seiner Antwort vom 19. Februar (vgl. „Briefe", Bd. 1, S. 34ff.) auf Grumbkows (nicht vorliegenden) Brief beschwor ihn der Prinz mit Hinweis auf die schweren Folgen, den König über seine Abneigung gegen die Prinzessin Elisabeth Christine aufzuklären und das Zustandekommen der Heirat mit ihr zu verhindern. — [2] Vgl. S. 54, Anm. 7. — [3] Vgl. S. 38. — [4] Vgl. Koser, „Briefwechsel mit Grumbkow", S. 37ff. — [5] Vielmehr am 19. (vgl. „Briefe", Bd. 1, S. 34).

ich solle all meinen Kredit aufbieten, um den Schlag abzuwehren[1], d. h. dem König Trotz bieten, als Ränkeschmied und Verräter vor ihm dastehen und den eigenen Brief des Kronprinzen Lügen strafen, den der König sorgfältig aufhebt. Diesen Auftrag überlasse ich einem so gescheiten Mann wie Herrn von Wolden. Ich bin nicht geistvoll genug, mir freiwillig den Kopf abschneiden und mich kaltblütig rädern zu lassen. Diesen Heroismus überlasse ich Euch anderen und verabschiede mich ganz bescheidentlich von dem Kloster. Ich glaube, Ihre Stafette hat ihre Wirkung gehabt; denn der König war heute sehr nachdenklich, und ich hoffe, Sie werden es so herrlich weit bringen, daß wir die alten Szenen von neuem erleben.

Wenn ich die Prinzessin von Bevern nicht gelobt habe, so geschah es, damit der Kronprinz sie hübscher fände, und ich bürge mit meinem Leben dafür: wenn der Kronprinz die Prinzessin von Eisenach sähe[2] — so, wie man sie mir beschrieben hat, d. h. hochmütig und keineswegs geistvoll —, so zöge er diese junge Person vor, die sich täglich mehr herausmacht. Aber das ist nicht meine Sache. Der Gegenstand wird zu heikel, und ich will durchaus nichts mehr mit all dem zu schaffen haben. Ich sehe einen ausgesprochenen Fluch über dem Königshause, dessen Wirkungen nicht ausbleiben können, und ich will mich an mein Amt halten. Mögen die anderen das Gespinst entwirren; denn dieser letzte Schlag öffnet mir die Augen. Man macht dem König eine glatte Zusage, und ein anderer soll in die Bresche springen und Leben und Ehre aufs Spiel setzen, ohne etwas anderes zu erreichen, als daß der, welchen man gütigst als Sturmbock benutzt, ins tiefste Unglück gerät. Mag doch Se. Kgl. Hoheit die Prinzessin von Eisenach oder die vollkommenste Venus heiraten, mir ganz einerlei. Ich bitte Sie nur um die Gnade, zu vergessen, daß wir uns jemals geschrieben haben, und Se. Kgl. Hoheit zu bestimmen, mich völlig zu vergessen. Mein Eifer für die Interessen des Königshauses wird darum nicht minder glühend sein, und solange mein Gebieter lebt, werde ich ihm mit höchstem Eifer treu dienen, wäre ich auch überzeugt, daß er in acht Tagen stürbe. Ich bin nicht geschaffen, um auf zwei Pferden zu reiten, und verbleibe usw.

Soeben erfahre ich, daß der König eine schlechte Nacht verbracht und Schmerzen am linken Fuße hat. Da Sie offenbar bald nach Berlin kommen, ist es überflüssig, auf diesen Brief zu antworten. Es wird am besten sein, sich möglichst wenig in Berlin zu sehen; denn ich will mich durchaus nicht zwischen Vater und Sohn stellen. Ich habe mich genug in Gefahr gebracht; es wird Zeit, an die eigene Erhaltung zu denken; das ist in der Ordnung, vor Gott und den Menschen erlaubt, zumal ich nicht dazu berufen bin. Ich bereue nur zu sehr, daß mein gutes Herz und meine guten Absichten mich in Gefahr gebracht haben, die Gnade eines Fürsten zu verlieren, der gut sein wird, wenn Gott ihn festigt und ihm noch mehr Lebensjahre und noch einiges Unglück beschert; denn ich glaube, er wird weniger Mißbrauch damit treiben als mit zu großem Glück.

[1] Vgl. S. 55. — [2] Vgl. S. 38.

Großer Gott! Wenn ich bedenke, daß ein Mensch davon redet, sich totzuschießen[1], ohne etwas, dessen Folgen noch so fern liegen, gesehen noch geprüft zu haben! Wenn ich bedenke, daß er seinem Vater einen glatt zusagenden Brief schreibt und mir von einer entsetzlichen Notlage erzählt, ohne mir ein einziges Aushilfsmittel zu nennen! Wie kann man sich da in Ehren für ihn verwenden oder ihm nützlich sein! Nein, das geht mir gegen den Strich; Gott wird mir die Gnade erweisen, mich nicht mehr darin zu verstricken.

Grumbkow an Hille

[Potsdam, 21. Februar 1732.]

Soli. Je mehr ich über den Charakter des Kronprinzen nachdenke, um so gefährlicher finde ich ihn. Ich habe nie einen so glatt zusagenden Brief gesehen wie den, den man dem König geschrieben hat, um ihm ohne Widerspruch und Schwierigkeit zu versichern, daß er die Prinzessin heiraten wird[2]. Mir aber schreibt er genau das Gegenteil und macht mir tausend ausschweifende Vorschläge, ohne eine Silbe von dem Briefe zu sagen, den er an den König gerichtet hat. Wäre ich also so dumm gewesen, auf seine Gründe einzugehen, so hätte ich mir den Hals gebrochen und weiter nichts erreicht. Man sieht, wie wenig Urteil der junge Prinz hat, und daß er sich ohne Erbarmen den Kopf einrennen wird. Ich werde mich verteufelt beiseite halten; denn ich bin nicht Schmeichler genug, um seinen Leidenschaften zu frönen, und nicht so doppelzüngig, um dem König etwas vorzumachen. Ich glaube, nie befanden sich die Dinge in einem so kritischen Stadium, noch hat man je mehr Ränke gesehen.

Ich glaube, ich werde fortan bei dem königlichen Schöngeist sehr schlecht angeschrieben sein.

Wolden an Grumbkow

Küstrin, 23. Februar 1732.

Obgleich wir stündlich eine Stafette und einen Befehl, nach Berlin zu kommen, erwarten, wollte ich doch die heutige Post nicht abgehen lassen, ohne zu melden, daß der Kronprinz wegen des gestrigen Briefes Eurer Exzellenz[3] in furchtbar erregtem, wo nicht verstörtem Geisteszustand ist. Er weiß es sich durchaus nicht zu erklären, weshalb Ew. Exzellenz ihn verlassen und seine Interessen preisgeben wollen, zumal er all sein Vertrauen in Ihre guten Ratschläge gesetzt hat, die er planvoll und genau befolgt hat, da er stets gut dabei gefahren ist. Der Kronprinz mag ja gewiß in mancher Hinsicht unrecht haben, und ich will deshalb

[1] Am 19. Februar hatte Friedrich an Grumbkow geschrieben: „Ich habe genug gebüßt für ein aufgebauschtes Vergehen und gebe mich nicht dazu her, meinen Kummer zu verewigen. Mir bleibt noch ein Ausweg: ein Pistolenschuß kann mich von meinem Kummer und meinem Leben befreien." — [2] Vgl. S. 55. — [3] Vgl. S. 55.

nicht seine Partei gegen Ew. Exzellenz ergreifen, aber was den letzten Brief angeht, ist seine Absicht nicht so verbrecherisch, wie Sie es auslegen. Allerdings widersprechen sich der Brief an den König und der an Ew. Exzellenz, aber der erstere verfolgte keinen anderen Zweck, als Zeit zu gewinnen, um den König nicht vor den Kopf zu stoßen; denn er war der Meinung, wenn er Zeit gewänne und die Betreffende sähe, ließe sich irgend ein Ausweg finden, um das Ganze zum Scheitern zu bringen. In dem Brief an Ew. Exzellenz sprach er sich offenherzig aus, in der Hoffnung, Sie würden einen günstigen Augenblick ergreifen, um dem König die Sache vorzustellen, wie Sie es bereits getan haben, und um durchzusetzen, daß die Verlobung nicht beschleunigt wird, noch weniger die Heirat, an der ihm gar nichts liegt. Nichtsdestoweniger wird er heiraten, um dem König zu gefallen, wofern man ihm nur etwas Freiheit läßt, eine Frau nach seinem Geschmack und nach seiner Gemütsart zu wählen. Kurz, wenn der liebe Gott will, daß die Heirat stattfindet, wird er alle Hindernisse forträumen und es so fügen, daß die Gemüter zusammen passen, und daß die gegenseitige Neigung sich einstellt, wozu gegenseitiger Verkehr und Unterhaltung viel beitragen können. Will man jedoch beide Teile zwingen, so wird man nur die natürliche Abneigung vermehren, wovon man sich nur verhängnisvolle Folgen versprechen kann. Außerdem geben Übereinstimmung und Gleichheit des Gemüts in der Ehe sozusagen den Ausschlag, und wo sie fehlt, rühmt man umsonst die Verdienste und den Geist eines Menschen: die Ehe wird stets unglücklich und unharmonisch sein.

Ich bitte Ew. Exzellenz also inständig, Ihre diesbezügliche Meinung zu ändern und so fortzufahren, wie Sie begonnen haben. Ich hoffe auch, Sie werden mit der Rechtfertigung des Kronprinzen zufrieden sein. Nur um die eine Gnade bitte ich, mich in dieser Sache aus dem Spiel zu lassen und diesen Brief zu verbrennen, sobald Sie ihn gelesen haben.

Grumbkow an Hille

Potsdam, 23. Februar 1732.

. . . Ich habe zwei Nächte nicht geschlafen, und mein Blut ist furchtbar in Wallung. Das kommt zum Teil von den traurigen Betrachtungen, die ich über die Königliche Familie anstelle. Der Vater, der nach dem glatt zusagenden Briefe des Sohnes überzeugt ist, daß dieser alles mit unbegreiflicher Freude tut, wird diesen Sohn liebkosen, und ich glaube, wenn er es richtig anfängt, wird dieser viel bei ihm erreichen. Der Sohn seinerseits wird sich eine Zeitlang verstellen, und da die Schöne ihm allem Anschein nach nicht gefällt, kann das den Neugierigen nicht entgehen, und man wird es aus Reden und Mienen merken. Der Vater wird eine Zeitlang unwissend bleiben; wenn er aber merkt, daß das Ganze nur Verstellung war, wird er von einem Extrem zum anderen übergehen. Bleibt der Kronprinz auf dem Schauplatz von Berlin, so wird er noch nicht so weit Herr seiner Leidenschaften sein, daß er sich nicht verrät, und hier, vor so

vielen Beobachtern, wird der Vater bald getreulich von allem Bericht erhalten, noch dazu von Leuten, die ganz so tun, als ob sie es mit dem Sohne hielten. Man wird also nichts als Ärgernis erleben. Wohl dem, der nichts damit zu schaffen hat! Denn selbst den sieben Weisen Griechenlands würde ich nicht die Kunst zutrauen, sowohl dem Vater wie dem Sohne es zu Dank zu machen.

Schulenburg[1] und ich, wir haben lange darüber gesprochen und sind übereingekommen, jeder gerade seines Weges zu gehen, sich nicht in Dinge zu mischen, die einen nichts angehen, und mehr denn je Gott zu bitten, daß er uns aus dieser heiklen Lage errette. Wohl Ihnen, daß der kleine Hof Sie verläßt! denn nach Küstrin wird man wohl nicht zurückkehren[2].

Grumbkow an Seckendorff[3]

Berlin, 4. November 1732.

. . . Der Kronprinz hat mich über alle Maßen karessiert. Ich erwiderte es vertrauensvoll; er schien es zufrieden. Der König will ihm 50 000 Taler jährlich für seine Ausgaben geben; er wird zwei Tafeln und viele Dienstboten haben. Von seiner Schönen hat er mir nichts gesagt, und ich habe es vermieden, davon zu sprechen. Kurz, ich glaube, es gibt auf Erden kein solches Paar wie den Vater und den Sohn.

[1] Vgl. S. 47. — [2] Am 26. Februar verließ der Kronprinz Küstrin; am 10. März 1732 fand seine Verlobung und am 12. Juni 1733 seine Vermählung mit Elisabeth Christine statt. — [3] Vgl. Förster, „Friedrich Wilhelm I.“, Bd. 3, S. 127.

Prinz Eugen von Savoyen *

Seckendorff an Prinz Eugen [1]

Berlin, 24. Februar 1731.

. . . Die Pièce Nr. 6 ist ein Schriftwechsel vom Kronprinzen von Preußen, so er mit dem jungen Natzmer, welchen Ew. Durchlaucht kennen, in Küstrin hält[2]. Nach meinem geringen Verstande sind die Folgen von dem Raisonnement nicht in guter Ordnung, allein erkennt man doch daraus dieses jungen Herrn Genie, und daß er tacite[3] des Herrn Vaters Conduite taxiert.

Seckendorff an Prinz Eugen

Berlin, 17. April 1731.

Ew. Durchlaucht empfangen hiebei gelegt dasjenige Projekt nebst zubehörigem Schreiben, so von Küstrin kommen[4] und wovon in meinem letzten Meldung getan. Grumbkow und ich sind der Meinung, daß alles dieses Fallstricke sind, welche der Kronprinz auf Einraten, wenigstens Vorwissen der Königin, uns beiden legen will. Denn kurz vorher, ehe dieses Projekt an Grumbkow kam, lief an mich ein Schreiben ohne Benennung des Orts ein, in welchem Einer, Gotthelf Fleischmann sich nennend, der mir von Namen und Person nicht bekannt, erklärt: daß, weil ihm zu Ohren kommen, wie der König von Preußen seinen Kronprinzen gern aus gewisser wichtiger Absicht zu Annehmung der katholischen Religion bewegen möchte, so wollte er eine sehr gelehrte Person an mich adressieren, welche durch vernünftige Vorstellungen dem Kronprinzen seine Religionsskrupel benehmen und die katholischen Principia sicherlich beibringen sollte, dabei mir die Adresse gegeben wurde, die Antwort an einen Advokaten nach Erfurt, Leichner genannt, zu schicken. Ob nun wohl diesen Brief unbeant-

* Prinz Eugen (1663—1736), Kaiserlicher Generalissimus und Minister. — [1] Der Briefwechsel mit Seckendorff nach Förster, „Friedrich Wilhelm I.", Bd. 3, S. 17 und 26 ff. Die Vorlage ist deutsch. — [2] Es handelt sich um das „Schreiben des Kronprinzen Friedrich an den Kammerjunker von Natzmer" mit dem Programm künftiger Erwerbungen für Preußen (vgl. Ges. Werke, Bd. 7, S. 197 ff.). — [3] Stillschweigend. — [4] Den „Entwurf einer Erklärung des Kronprinzen", betreffend seine Vermählung mit Maria Theresia, vom 11., und Grumbkows Antwort an Hille vom 14. April (vgl. S. 28 und 29).

wortet gelassen, so habe doch nach Erfurt geschrieben, um zu erfahren, ob ein dergleichen Mann, Gotthelf Fleischmann, imgleichen ein Advokat, namens Leichner, sich dort aufhalten. Von dem ersteren will niemand nichts wissen, wegen des andern ist mir noch keine Antwort zugekommen.

Weil nun Grumbkow bald darauf den Brief nebst dem Projekt erhielt und er mir selbige communicierte, so vertraute ihm auch das Erfurt'sche Schreiben



an, dadurch wir beide auf die Gedanken verfielen, man habe durchaus erfahren wollen, ob der König von Preußen jemals die Absicht gehabt oder noch hätte, eine Erzherzogin vor seinen Kronprinzen zu suchen. Wir hielten beiderseits nicht vor ratsam, den König selbst davon zu informieren, damit nicht sein ohnedem gegen den Kronprinzen erhitztes Gemüt noch mehr möchte erbittert werden. Grumbkow aber hat anbei an Hille . . . geschrieben, daß, wenn der Kronprinz sich noch ein dergleichen Projekt würde einfallen lassen, er, Grumbkow, nach seinen Pflichten dem Könige davon Nachricht zu geben, verbunden wäre.

Prinz Eugen an Seckendorff

Wien, 12. Mai 1731.

. . . Das von dem Kronprinzen an Grumbkow geschickte Projekt ist wunderlich, und hat Grumbkow gar wohl getan, die darauf erteilte Antwort auf solche Art eingerichtet zu haben, gestalten es sehr wahrscheinlich, daß der Kronprinz zu Fleiß mit einem solchen Projekt hervorgekommen, um aus der Antwort zu sehen, ob der König auf eine Heirat mit einer Erzherzogin seine Absicht habe. So sehr nun hieraus des Kronprinzen Falschheit und aus demjenigen, so er durch Hille an Grumbkow wieder antworten lassen, was maßen er sich bei einem solchen Antrag Gewalt antun müssen, seine dem Erzhaus annoch wenig zutragende Lieb anzunehmen[1], so sehr erhellet doch aus diesem neuen, gleich aus dem vor einigen Monaten eingelaufenen Projekt [an Natzmer][2], was vor weitaussehende Ideen dieser junge Herr habe, und wiewohl selbige annoch flüchtig und nicht genug überlegt sein, so muß es ihm doch an Lebhaftigkeit und Vernunft gar nicht fehlen, mithin er so gefährlicher seinen Nachbarn mit der Zeit werden dürfte, wo er von seinen dermaligen Prinzipien nicht abgebracht wird, so außer der Bevernschen Heirat[3] schwer oder gar nicht zu hoffen, vielmehr zu besorgen ist, daß, je härter der König mit ihm umgeht, je mehreres er darauf beharren und alles, so der Vater tut, zu seiner Zeit ändern wird.

Prinz Eugen an Kaiser Karl VI.[4]

Hauptquartier Heidelberg, 4. September 1734.

Euer Kais. Maj. habe von des Königs von Preußen aus der Armee annoch angetretenen Abreise alleruntertänigst berichtet, wie allen äußerlichen Anzeichen nach derselbe nicht lang mehr leben würde[5]. Seitdem traf vor drei Tagen ein Kurier nachts allhier ein, wodurch der bei dem Kronprinzen anwesende Medicus[6] eilfertig nacher Wesel berufen wurde, und diesen Morgen ist der als ältester Generalwachtmeister bei dem preußischen Corps allhier dienende Prinz Leopold von Dessau[7] mit der Nachricht zu mir gekommen, daß die durch einen anderweiten Kurier diese Nacht eingelaufene Briefe fast alle Hoffnung zu des Königs Genesung benehmen und selber etwa wirklich gestorben sein dürfte. Prinz Leopold, der seines Vaters, des alten Fürsten, Favorit ist, contestierte darbei, wie sie beide nichts mehrers wünschten, als ihre Devotion Euer Kais. Maj. zu bezeigen, und habe er dem zufolge sogleich nach eingelaufener Nachricht dem

[1] Vgl. S. 31. — [2] Vgl. S. 60. — [3] Vgl. S. 59. — [4] Nach der Urschrift im Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien. Die Vorlage ist deutsch. — [5] Als nach dem Tode König Augusts des Starken 1733 eine Doppelwahl in Polen erfolgte und es darüber zum Kriege zwischen Österreich und Frankreich kam, hatte König Friedrich Wilhelm I. vertragsmäßig dem Kaiser ein Hilfskorps von 10000 Mann gestellt, das 1734 zum kaiserlichen Heer unter Prinz Eugen am Rhein stieß. Der Kronprinz begleitete das Korps. Nach dem Besuch des Feldlagers war der König am 15. August nach Wesel abgereist und kurz darauf schwer erkrankt. — [6] Johann Theodor Eller. — [7] Leopold Maximilian (1700—1751), der zweite Sohn des Alten Dessauers.

Kronprinzen zugesprochen, daß er seines Hauses Interesse erkennen und an Euer Kais. Maj. sich festhalten müßte, der Kronprinz ihm auch darauf geantwortet habe, er seie bereit, die bisherige Freundschaft mit Euer Kais. Maj. fortzusetzen, wann auch Allerhöchstdieselbe eben die sentiments vor ihm wie vor seinen Herrn Vatern bezeigen würden. Wonebst Prinz Leopold nicht undeutlich


Marquis de la Chetardie
Französ. Ministr am Preuß. Hofe.

zu vernehmen gegeben, wie er nicht anrate, den Seckendorff, als deme der Kronprinz nicht hold seie, wann er König würde, als Minister bei ihm zu lassen, welcher Meinung auch ich bin, und eine unumbgängliche Notwendigkeit zu sein vermeine, sobald der Fall geschehen, jemand anders als Minister zu ihm zu schicken, der von guet und lustigem humeur, auch dépensen zu machen im stand seie, umb sich in des Kronprinzen Genie zu schicken und selben vor Euer Kais. Maj. Interesse zu gewinnen, vor welches er wenige Neigung bishero

bezeuget, wie der alte Dessau vor seiner Abreise (wie es bereits alleruntertänigst berichtet) es mir selbst anvertrauet hat. Das Schlimmste ist, daß La Chétardie[1] so wohl bei ihm stehet und selber eine personnelle Abneigung wider den König von Polen[2] haben solle, doch hoffe, da die Dessau besonders gut bei ihm seindt, wann diese, wie nun auf alle Weis zu sehen ist, gewonnen werden, daß mit ihrer Beihülf auch der Kronprinz auf bessere principia zu bringen sein wird, und ist dieses eine deren vornehmsten Ursachen, wegen welchen nicht anraten könnte, den Seckendorff, nachdem selber mit dem alten Dessau in gar keinem guten Vernehmen ist, zu Berlin zu lassen. Einmal lieget unendlich viel daran, diesen jungen Herrn zu gewinnen, der sich mehrere Freund als der Vater in der Welt machen und ebensoviel schlimm als gutes wird tuen können. Dahero auch ich, solang er noch allhier bleibet, nichts unterlassen werde, sowohl selben vor Euer Kais. Maj. zu gewinnen, als auch die Anhalt gänzlichen herbeizuziehen; desgleichen den allhier anwesenden Erbprinzen von Bayreuth zu kultivieren trachte, dessen Gemahlin[3] eine große Hand über den Kronprinzen, ihren Herrn Bruder, bishero zu haben geschienen. Und wird endlichen bei sich ereignendem Fall nicht wenig beitragen, wann Engelland einen dem Kronprinzen angenehmen Minister nacher Berlin schicket, damit dieser durch der Königin und Euer Kais. Maj. Minister, durch deren Anhalt Beihülf, die Sachen nach und nach auf den rechten Weg bringe. . .

Elisabeth Christine*

Rheinsberg, 3. Oktober 1736.

. . . Hier ist ein Gelehrter namens Jordan[4]. Er hat viel Geist und Wissen. Er disputiert glänzend. Er speist stets mit, und es ist ein Vergnügen, ihn reden zu hören; er disputiert über alles und gibt von allem einen richtigen Begriff. Mit der Zeit wird er ein großer Mann werden.

Will man Kunst, wahre und richtige Philosophie und Geist finden, so muß man sicherlich hierher kommen. Man findet sie in höchster Vollendung; denn unser Herr und Gebieter steht an der Spitze. Ich habe ihn noch nie so fleißig gesehen wie jetzt. Von sechs Uhr morgens bis ein Uhr beschäftigt er sich mit Lektüre, Philosophie und allen schönen Dingen. Von halb zwei bis drei Uhr ist Mittagstafel, danach trinken wir bis vier Uhr gemeinsam Kaffee; dann

[1] Joachim Jakob Trotti, Marquis de La Chétardie, 1733—1738 französischer Gesandter in Berlin. — [2] August III. — [3] Wilhelmine. — * Aus einem Schreiben der Kronprinzessin an ihre Großmutter Christine Luise, geb. Prinzessin von Öttingen, Gemahlin des Herzogs Ludwig Rudolf von Braunschweig-Wolfenbüttel (abgedruckt im Hohenzollern-Jahrbuch, Jahrg. 1916, S. 61f.). — [4] Charles Etienne Jordan (1700—1745), der Freund, Sekretär und literarische Berater Friedrichs, der im September in seinen Dienst getreten war. Vgl. Friedrichs „Gedächtnisrede" in den Ges. Werken, Bd. 8, S. 211ff., und die ihm gewidmeten Gedichte ebenda, Bd. 9, S. 163ff.; Bd. 10, S. 36ff., 48, 58ff., 71f. und 76f.



Friedrich Heinrich Graf Seckendorff

setzt er sich bis sieben Uhr wieder an die Arbeit. Hierauf beginnt die Musik; sie dauert bis neun Uhr. Dann schreibt er und kommt zum Spiel; die Abendtafel ist gewöhnlich um halb elf oder elf Uhr. So vergeht die Zeit sehr rasch mit mannigfacher Beschäftigung. Wahrlich, man kann sagen: er ist der größte Fürst unserer Zeit, nicht nur als Fürst, sondern als Zeitgenosse. Er ist Gelehrter, besitzt Geist, soviel wie man haben kann. Er ist gerecht, hilfsbereit, mag niemandem etwas Böses tun, ist großmütig, mäßig, liebt keine Ausschweifung, weder im Wein noch sonstwie. Er hat das Herz auf dem rechten Fleck. Kurz und gut, er ist ein Phönix unserer Zeit, und ich bin selig, die Frau eines so großen Fürsten mit so vielen guten Eigenschaften zu sein. Wer ihn kennt, muß ihn lieben. Wäre ich auch nicht seine Frau, ich müßte ihn wegen seiner guten Eigenschaften und seiner großen Gaben lieben. Der liebe Gott, der alles gut macht, hat auch dies wohl getan, daß er so große Gaben einem Mann verliehen hat, der sie so gut zu gebrauchen weiß wie er.

Da ich hier geschildert habe, wie das Leben des Kronprinzen im einzelnen verläuft, will ich jetzt auch meine Lebensweise schildern.

Um sieben Uhr stehe ich auf, nachdem ich gebetet und meine Andacht verrichtet habe. Dann lese ich noch in dem Buche von Reinbeck[1] und schreibe. Danach lese ich ein gutes französisches Buch, und nachdem ich zu Mittag gespeist und Kaffee getrunken habe, arbeite ich und lasse mir bis sieben Uhr vorlesen. Hierauf spiele ich Schach, und dann geht es hinaus zum Spiel. Ich kann wohl sagen, die Zeit verstreicht blitzschnell, und man weiß nicht, wo sie bleibt. Stets bedauere ich es, wenn der Tag vorüber ist. Man ist lange wach und schläft wenig; denn ich komme vor zwei Uhr nie zu Bett und stehe um sieben auf. Dabei geht es mir ausgezeichnet. So viel von dem Leben, das wir hier führen.

[1] Johann Gustav Reinbeck (1683—1741), Propst und Konsistorialrat in Berlin. Sein Hauptwerk sind die „Betrachtungen über die in der Augsburgischen Konfession enthaltenen und damit verknüpften göttlichen Wahrheiten", 4 Teile (Berlin 1731 ff.).



Rheinsberg

Nach der Darstellung von Bielfeld *

Rheinsberg, 30. Oktober 1739.

Rheinsberg ist ein sehr freundliches Städtchen, obwohl in der unfruchtbarsten Sandgegend an der Mecklenburgischen Grenze gelegen. Es zählt etwa 1000 Einwohner und gehörte früher einem französischen Edelmann, einem Réfugié [von Béville]. Der König hat es angekauft und hat es seinem Sohne, dem Kronprinzen, geschenkt[1], nebst dem Schloß, den Gärten, den Wäldern und einigen zugehörigen Feldern. Das Schloß war sehr verfallen und die Gärten fast garnicht vorhanden, als der Kronprinz dies Geschenk erhielt, das für ihn um so wertvoller ist, als sein Regiment in Ruppin steht, das nur zwei deutsche Meilen von hier entfernt ist, und die Garnisonen hierzulande nie wechseln. Auch die Lage des Schlosses ist sehr schön. Ein großer See bespült beinahe seine Grundmauern, und jenseits dieses Sees steigt ein sehr schöner Eichen- und Buchenwald amphitheatralisch auf.

Das alte Gebäude bildete nur einen Hauptbau mit einem Flügel, den ein alter Turm abschloß. Dies Gebäude und diese Lage genügten dem Kronprinzen, um seinen Geist und Geschmack zu entfalten, und dem Freiherrn von Knobelsdorff[2], dem Bauintendanten, um seine Begabung als Baumeister zu zeigen. Das Hauptgebäude wurde ausgebessert und außen durch gewölbte Fenster,

* Jakob Friedrich Bielfeld (1717—1770), Sohn eines Hamburger Kaufherrn, später geadelt, kam auf Einladung Friedrichs, der ihn anläßlich seiner Aufnahme in den Freimaurerbund 1738 in Braunschweig kennen gelernt hatte, im Herbst 1739 nach Rheinsberg, siedelte 1740 nach Preußen über, wo er in mannigfachen Stellungen, als Diplomat und Prinzenerzieher, bis 1755 blieb. Seine Denkwürdigkeiten, die er 1763 in Briefform unter dem Titel „Lettres familières" veröffentlichte, entwerfen ein anschauliches, obwohl durchaus nicht immer zuverlässiges Bild der Ereignisse. Das obige nach Bielfelds „Lettres familières", Bd. 1, S. 40ff. (Haag 1763). — [1] November 1733, anläßlich eines Besuches in Ruppin. — [2] Hans Georg Wenzeslaus Freiherr von Knobelsdorff (1699—1753), Baumeister und Maler. Vgl. Friedrichs „Gedächtnisrede" in den Ges. Werken, Bd. 8, S. 222ff.

Statuen und sehr elegante Ornamente verschönert. Ein zweiter Flügel wurde angebaut, ähnlich wie der schon stehende, und an seinem Ende ein Turm als Gegenstück zu dem alten errichtet. Beide Türme wurden durch eine doppelte Säulenstellung verbunden, deren Plattform eine mit Vasen und Kindergruppen geschmückte Verbindungsgalerie darstellte. Durch diese Anordnung bildet das ganze Gebäude jetzt ein völliges Viereck.

Man betritt das Schloß auf einer mit Statuen geschmückten Brücke; die Statuen stellen die sieben Planeten dar und halten in ihrer Hand je eine Laterne in Kugelform. In den Innenhof gelangt man durch ein schönes Portal, über dem man ein großes Schild mit der folgenden Inschrift sieht, die Herr von Knobelsdorff hat einmeißeln lassen: Friderico tranquillitatem colenti[1]. Das Innere dieses Schlosses ist noch hervorragender als das Äußere, sowohl durch seine Schönheit und die Anordnung der Zimmer wie durch den Geschmack und den Reichtum der Möbel. Wohin man auch blickt, überall sieht man nur Bildhauerei und Vergoldung; jedoch sind alle Ornamente geschmackvoll und mit Maß angebracht, und ihre Zeichnung ist herrlich. Da der Kronprinz nur zarte Farben liebt, sind mehrere Zimmer in Leingrau, Seladonblau und Fleischfarbe ausgestattet, die Einrahmungen und Ornamente in Silber. Das alles ist von reizender Mannigfaltigkeit und gibt dem Schloß ein ebenso heiteres wie galantes Aussehen. Der schönste Raum ist noch nicht vollendet, aber man arbeitet eifrig daran. Es ist ein prächtiger Saal[2], dessen Wandschmuck aus Marmorimitation, Spiegeln und Bronze besteht. Der berühmte Pesne[3] malt gegenwärtig das Deckengemälde. Es stellt den Sonnenaufgang dar. Auf der einen Seite flieht die Nacht, in ihre Schleier gehüllt, von ihren unheimlichen Vögeln umgeben und von ihren Horen gefolgt, um der Morgenröte Platz zu machen, die die Mitte der Decke einnimmt und vom Morgenstern in Gestalt der Venus begleitet ist. Weiterhin sieht man die Schimmel vor Apollos Wagen und den Gott selbst, der die ersten Strahlen entsendet. Dieser Gegenstand scheint allegorisch zu sein und auf ein Zeitalter anzuspielen, das vielleicht nicht sehr fern ist. Von der Ausführung will ich schweigen. Die Kenner in Frankreich, selbst in Italien, bewundern Pesnes Pinsel zu sehr, als daß er meines Lobes bedürfte.

Die Gärten von Rheinsberg, die sich längs des Sees hinziehen, sind noch nicht zur Vollendung gediehen, da sie erst vor wenigen Jahren begonnen sind. Der Plan ist großzügig und schön. Die Hauptallee endet mit einem Obelisken, der mit ägyptischen Hieroglyphen bedeckt ist. Es gibt da sehr reizvolle Boskette, Laubengänge und Lauben von schönen Verhältnissen. Der Kronprinz läßt daselbst nach Zeichnungen von Knobelsdorff eine prächtige Orangerie[4] von ganz neuem Geschmack herrichten. Auch wird der Boden vorbereitet, um dort im nächsten Jahre ein Labyrinth anzulegen, das zu einem in der Mitte stehenden Bacchustempel führen soll. Zwölf Satyrn von riesigen Verhältnissen sollen die

[1] Friedrichs Feierstille. — [2] Vgl. für die Beschreibung des Konzertsaales unten S. 76f. — [3] Antoine Pesne (1683—1757), Hofmaler in Berlin. Vgl. Friedrichs Gedicht an ihn vom November 1737 in den Ges. Werken, Bd. 10, S. 29ff. — [4] An dieser Stelle steht heute der „Salon".

Säulen dieses Tempels bilden und eine umgestülpte Schale oder Punschbowle tragen, die die Kuppel bilden wird. Alle Alleen sollen mit Efeu, Weinreben, Weinspalieren, Eiben und Zypressen bepflanzt werden. Zwei schöne Barken, die der Kronprinz bauen läßt, stehen zur Verfügung für diejenigen, die Wasserfahrten unternehmen oder nach dem Walde sich begeben wollen, der Bubero heißt.

Wir kamen im Oktober um 10 Uhr vormittags in Rheinsberg an und stiegen bei der Post ab, aber der Kronprinz ließ uns nicht lange dort. Er ließ unser Gepäck holen und wies uns zwei schöne Zimmer im Schlosse an. Sobald wir uns umgekleidet hatten, wurden wir in einen ganz mit gelbem Marmor getäfelten Billardsaal geführt, dessen zwei Kamine ebenso wie die übrigen Ornamente aus Bronze sind. Dieser Saal liegt im Erdgeschoß und hat die Aussicht einerseits auf die große Allee des Gartens, andrerseits auf den Hof. Dort fanden wir die Mehrzahl der Kavaliere und Offiziere, die den Hofstaat des Kronprinzen bilden. Sie empfingen uns sehr höflich.

Ehe ich weitergehe, muß ich Sie mit den Kavalieren und Damen bekannt machen, aus denen der Hofstaat des Kronprinzlichen Paares besteht. . .

Der Hofmarschall Herr von Wolden[1] versieht dies Amt mit allem Eifer, aller Würde und aller Höflichkeit. Er ist schon in reiferen Jahren, sieht äußerlich weder glänzend noch imponierend aus, besitzt aber viel gesunden Verstand und ein rechtschaffenes Herz. Seine junge Gattin aus dem erlauchten Geschlecht von Borcke[2] verbindet die Anmut der Erscheinung mit den Reizen des Geistes, und ihre Gegenwart trägt viel zu den Annehmlichkeiten der Rheinsberger Gesellschaft bei.

Herr von Senning[3], Major im Ingenieurkorps, hat dem Kronprinzen früher Unterricht in Mathematik und Ingenieurwissenschaft gegeben, und dieser zollt ihm den Tribut der Dankbarkeit, indem er ihm an seinem Hofe Wohnung und Unterhalt gewährt. Er ist alt, aber noch heiter und liebenswürdig, trotzdem er das Unglück hatte, in den letzten Kriegen in Flandern ein Bein zu verlieren. Ein geschickter Mechaniker hat dies Unrecht des Mars wieder gutgemacht; sein mit einer weißen Gamasche bekleidetes Holzbein ist so kunstvoll hergestellt, daß es der Natur völlig gleichkommt; ja man merkt beim Gehen nicht einmal, daß das Bein des Majors künstlich ist.

Der Chevalier von Chasot[4] ist ein junger normannischer Edelmann, der früher im französischen Heere gedient und den der Kronprinz im letzten Rheinfeldzug von 1734 kennen gelernt und gewonnen hat. Wie Sie wissen, hatte der König damals 10 000 Mann seiner Truppen dem Kaiser und dem Reich zu Hilfe gesandt und wollte sie unter seinen eigenen Augen gegen den Marschall von Berwick[5] kämpfen sehen. Er wollte Augenzeuge der letzten Heldentaten des berühmten Prinzen Eugen von Savoyen sein, der damals noch die Reichsarmee

[1] Vgl. S. 12. — [2] Vgl. S. 26. — [3] Johann Wilhelm von Senning (1677—1743). — [4] Isaak Franz Egmont von Chasot (1716—1797) folgte 1734 dem Kronprinzen nach Preußen, trat 1740 in das preußische Heer, dem er bis 1752 angehörte, und wurde 1759 Stadtkommandant von Lübeck. — [5] Jacques Fitz-James, Herzog von Berwick, Marschall von Frankreich.

befehligte. Sein Sohn, der Kronprinz, befand sich in seiner Begleitung. Als aber der König von Preußen sah, daß der siebzigjährige Kriegsheld mehr von seinem Alter als von den Franzosen besiegt wurde und mit einer sehr starken Armee das französische Heer nicht anzugreifen wagte, das vor seinen Augen Philippsburg einnahm[1], verließ er das Kaiserliche Heer und kehrte wenig befriedigt in seine Staaten zurück. Der Kronprinz folgte ihm bald nach und nahm den jungen Chevalier von Chasot mit, den er zu seinem Dienst verpflichtet hatte. Chasot ist von lebhaftem Geist, heiterer Laune, angenehmen Gaben und hat, wenn ich mich nicht täusche, viel Anlage dazu, eines Tages ein tüchtiger Heerführer zu werden, wenn anders er je im Kriegsdienst verwendet wird, wie ich annehme.

Der Freiherr von Knobelsdorff ist ein Mann von etwas rauhem Wesen und Ansehen, aber von großem Verdienst. Sein Äußeres hat nichts Galantes noch sehr Verfeinertes, aber darum ist er nicht minder schätzbar. Ich vergleiche ihn mit einer sehr schönen Eiche, und wie Sie wissen, brauchen nicht alle Bäume wie die Laubengänge von Marly beschnitten zu sein. Knobelsdorff ist der verkörperte gesunde Verstand; seine Unterhaltung ist lehrreich, und er besitzt seltene Begabung für Bau-, Zeichen- und Malkunst. Um sich in diesen schönen Künsten zu vervollkommnen, hat der Kronprinz ihn vom Militär fortgenommen, wo er es bis zum Hauptmann gebracht hatte, und ihm eine Reise nach Italien ermöglicht (1736). Er kam mit den schönsten theoretischen Kenntnissen zurück, und der Kronprinz gibt ihm täglich Gelegenheit, sie in die Praxis umzusetzen. Ich sehe hier schon überall Denkmäler seines guten Geschmacks; er hat die schönsten Landschaften auf der Welt und die Porträts seiner besten Freunde gemalt, die von sprechender Ähnlichkeit sind. Sein Charakter ist sehr fest und seine Redlichkeit über jede Probe erhaben.

Herr Jordan[2] ist klein und wohlgebaut. Er ist von angenehmer Erscheinung und hat sehr lebhafte Augen; seine Gesichtsfarbe ist gebräunt, und seine langen Wimpern sind ebenso schwarz wie sein Bart[3]. Er besitzt viel Geist und noch mehr Kenntnisse. Sein Vater hatte ihn zum Geistlichen bestimmt, und als solcher ist er bereits Seelsorger der Frommen in Potzlow und Prenzlau in der Uckermark gewesen. Mag nun seine zu schwache Lunge ihm verboten haben, seine Stimme für die Erbauung seiner Gemeinde anzustrengen oder mag er im Herzensgrunde gefühlt haben, daß ein tönernes Gefäß wie er des kostbaren Inhalts, der ihm anvertraut war, nicht würdig sei, jedenfalls hat er auf sein Amt verzichtet und ist aus der Kutte gesprungen. Da er seine Studien auf alle schönen Wissenschaften ausgedehnt hat und noch mehr Schriftsteller als Theologe ist, hat er sich nach Verlassen des Altars in die Arme der Musen geworfen und unter ihrer Obhut eine Reise nach Holland, England und Frankreich gemacht. Bei seiner Heimkehr hat er Mittel und Wege gefunden, bis zum Kronprinzen zu gelangen. Dieser hat ihn an seinen Hof gezogen, ihm den Degen gegeben, und er zeichnet ihn durch seine besondere Gunst aus, deren er durch seine Verdienste

[1] Vgl. Ges. Werke, Bd. 1, S. 155f. — [2] Vgl. S. 64. — [3] Bielfeld irrt; alle Porträts zeigen Jordan bartlos.

wie durch seine grenzenlose Anhänglichkeit an seinen erlauchten Wohltäter würdig ist. In der Republik der Wissenschaften hat er sich durch drei Werke bekannt gemacht, nämlich ein „Mélange de Littérature et de Philosophie“, eine „Vie



de M. La Croze“ und eine „Histoire d'un Voyage littéraire“. Man darf Herrn Jordan jedoch nicht sowohl nach seinen Büchern als nach seiner Unterhaltung beurteilen. Er entwickelt ungleich mehr Geist mit der Zunge als mit der Feder. Er ist lebhaft wie Quecksilber, und man kann sagen, daß Geist und Wissen stets von seinen Lippen sprudeln. Was ihn aber noch schätzenswerter macht, ist ein

treffliches Herz, die Sicherheit und der Reiz seines Umgangs, die Sanftheit und Wohlanständigkeit seiner Sitten. So wird er denn auch von allen übrigen Höflingen geliebt, und das will viel sagen.

Noch nicht gesehen hatte ich den Freiherrn von Keyserlingk[1], einen kurländischen Edelmann, der in preußischen Kriegsdiensten steht und der Person des Kronprinzen zugeteilt ist. Meine Augen suchten ihn überall. Ich hatte so viel von ihm gehört, hatte im voraus eine so günstige Meinung von ihm, daß ich vor Ungeduld brannte, ihn kennen zu lernen. Plötzlich stürmte er geräuschvoll herein wie ein Wirbelwind, gleich Boreas im Rosenballett. Er kam von der Jagd zurück, und ich war ziemlich überrascht, ihn im Schlafrock und mit einer Flinte über der Schulter zu sehen. Er sprach mich sehr ungezwungen an. Seine ersten Worte ließen mich fast glauben, als wäre ich seit lange sein Busenfreund; er nahm mich beim Arm und führte mich in sein Zimmer. Während er sich ankleidete, sagte er mir Stücke aus der „Henriade“[2] und deutsche Gedichte auf, sprach von Pferden und Jagd, machte einige Tanzsprünge und ging dann auf Politik, Mathematik, Malerei, Baukunst, Literatur und Kriegswesen über. Ich war starr; ich hörte ihm stillschweigend zu; ich bewunderte alles, bis zu den glücklichen Übergängen, mit denen er so schnell den Gesprächsstoff wechselte. Indes glaubte ich zu erkennen, daß seine außerordentliche Lebhaftigkeit nicht ganz natürlich war, und daß sie nicht stets aus der fruchtbaren Quelle des Genies floß. Obgleich die Zeit diesen ersten Verdacht nicht ganz zerstört hat, fand ich in Herrn von Keyserlingk in der Folge doch einen liebenswürdigen Mann, dessen Geist schöne Kenntnisse zieren, der gut spricht und schreibt, ja Verse macht, von heiterem Gemüt ist und ein treffliches Herz hat. Seine Erscheinung ist nicht sehr elegant. Er ist klein und gedrungen, hat kleine Augen, breite Nase, einen unschönen Mund, gelbe, gebräunte Haut. Sein Benehmen ist zwanglos, er hat das Auftreten und durchaus den Ton und die Manieren eines Mannes von Stand. Seine Neigungen hat er durch den Verkehr mit dem Kronprinzen gewonnen. Er liebt Musik, Baukunst, Malerei, Dichtkunst usw., hat aber nicht so große Fortschritte gemacht wie sein Herr.

Außer diesen Höflingen hat der Kronprinz noch einige Offiziere seines Regiments in seiner Umgebung; sie wohnen im Schloß und speisen an seiner Tafel. Es sind sehr verdienstvolle Kavaliere, die militärische Begabung mit der Liebe für Kunst und Literatur, Höflichkeit und geselligen Eigenschaften verbinden.

Frau von Katsch[3] bekleidet die Stellung einer Oberhofmeisterin bei der Kronprinzessin. Ich kenne nichts Achtbareres als diese Dame. In ihrem Antlitz paaren sich Ernst und Sanftmut, Anstand und Frohsinn, Würde und Höflichkeit. Sie ist die Beschützerin aller anständigen Leute.

Fräulein von Schack[4], die erste Hofdame der Kronprinzessin, ist nicht gerade schön zu nennen, aber ihre Züge haben nichts Abstoßendes noch Widriges.

[1] Vgl. S. 46. — [2] Von Voltaire. — [3] Christine Elisabeth von Katsch (gest. 1748), geb. Freiin von Wolfskehl-Reichenberg, Witwe des Etatsministers Christoph von Katsch. [4] Anna Elisabeth Auguste von Schack (1715—1759).

Rosen und Lilien sind nicht über ihre Haut gestreut, aber sie ist gutgebaut, hat gutgeschnittene Hände und sehr schöne Füße. Sie wissen ja, daß die Damen sich darauf verstehen, ihre Vorzüge zur Geltung zu bringen. Selbst wenn sie nichts Schönes hätten als den Ohrzipfel, würden sie noch versuchen, ihn hervorzuheben. Sie können sich also denken, daß Fräulein von Schacks Füße nicht stets unter einem bis zum Boden reichenden Reifrock eingekerkert bleiben. Nein, sie sind mehr als einmal meinen verwegenen Blicken ausgesetzt gewesen, und ich fand sie des Tageslichts würdig. Im übrigen gehören sie einer Dame von liebenswürdigem Charakter, die zwar nicht mehr im ersten Lenze steht, aber höchst aufgeräumt und gescheit ist.

Ihre Gefährtin, Fräulein von Wallmoden[1], ist groß und gut gewachsen, eher hübsch als von regelmäßiger Schönheit; ihr Gesicht gefällt, ohne aufzufallen. Sie hat schönen Teint und freundliche Augen, ist blond, aber nicht fade. Ihr Wesen ist sanft, ihre Höflichkeit natürlich. Ich glaube, sie wird eines Tages eine treffliche Frau und sehr gute Mutter sein; denn sie besitzt viele sehr schätzenswerte Eigenschaften.

Außer diesen zum Hofstaat gehörenden Damen lädt der Kronprinz noch mehrere der liebenswürdigsten Damen aus Berlin ein, die durch die Reize ihres Geistes oder ihres Gesichts dazu beitragen, diesen Hof ebenso glänzend wie angenehm zu machen.

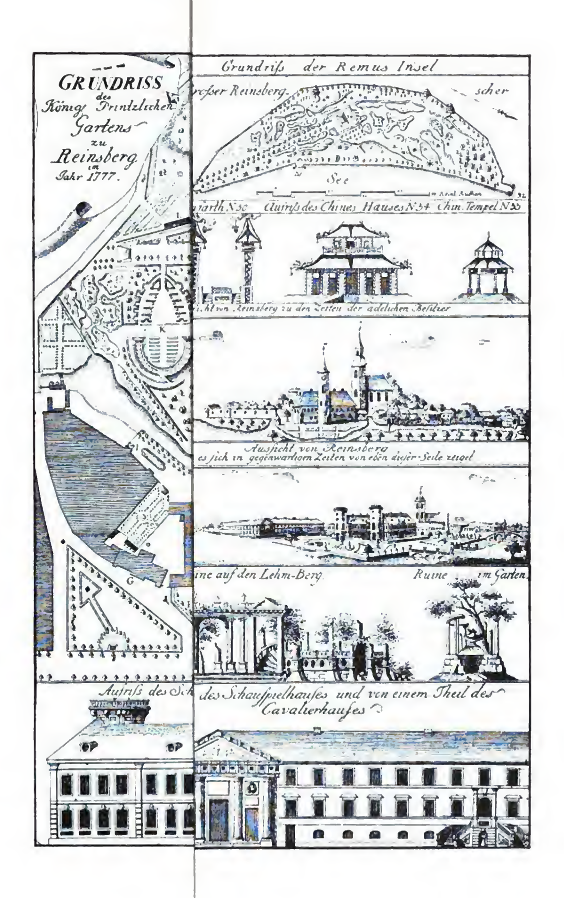
Der erste Kammerdiener des Kronprinzen, Herr Fredersdorff[2], ist ein großer, schöner Mann, der Geist und Klugheit besitzt. Er ist höflich, zuvorkommend, gewandt, schmiegsam, hängt an seiner Habe und ist doch prachtliebend. Ich glaube, er wird eines Tages eine große Rolle spielen.

Herr Des Champs[3] ist Hofkaplan des Kronprinzen, ein gewandter Prediger und gesellschaftlich liebenswürdig. Man kann annehmen, daß er sich in der Republik der Wissenschaften einen Namen machen wird.

Die Liebhaber der schönen Künste, die ein Urteil über die hervorragenden Meister haben, finden hier noch Herrn Pesne, einen Maler ersten Ranges und sehr galanten Mann, Herrn Dubuisson[4], einen sehr geschickten Blumenmaler, Herrn Graun[5], den Kapellmeister des Kronprinzen, und dessen Bruder[6], den Konzertleiter, sowie Herrn Benda[7], einen der ersten Violinspieler Europas. Alle diese seltenen Menschen verbinden mit hervorragender Begabung in ihren Künsten eine reizende Gefälligkeit ihres Wesens, und man besucht sie mit unendlichem Vergnügen in den Zwischenpausen der Zeit, die dem Kronprinzenpaare und den Hofpflichten gewidmet ist.

Das ist das Bild dieses reizenden Hofes und der Charakter der Personen, die das Glück haben, ihn zu bilden.

[1] Juliane Dorothea Friederike von Wallmoden (1714—1767), seit 1740 mit Major Hans Jobst Heinrich Wilhelm von Buddenbrock vermählt. — [2] Michael Gabriel Fredersdorff (1708—1758), ursprünglich Hoboist, war dem Kronprinzen von Küstrin nach Rheinsberg gefolgt; er wurde 1740 Geheimer Kämmerer und Verwalter der Schatulle. — [3] Jean Des Champs (1709—1767). — [4] Augustin Dubuisson (1700—1771). — [5] Karl Heinrich Graun (1701—1759). — [6] Johann Gottlieb Graun (um 1698—1771). — [7] Franz Benda (1709—1786).



GRUNDRISS
des
König. Printzlichen
Gartens
zu
Reinsberg
im
Jahr 1777.
Grundriß der Remus Insel
See
Aufriß des Chines. Hauses N.34
Chin. Tempel N.35
Ausjicht von Reinsberg
Ruine auf den Lehm-Berg
Ruine im Garten
des Schauspielhauses und von einem Theil des Cavalierhauses

Alle, die im Schloß wohnen, genießen die völligste Freiheit für ihre Beschäftigungen oder Vergnügungen. Sie sehen den Kronprinzen und die Kronprinzessin nur bei Tafel, bei Spiel und Tanz, beim Konzert oder bei anderen Vergnügungen, an denen die Herrschaften teilnehmen. Die Zeit, die für denkende Wesen so kostbar und für nichtdenkende so lang ist, vergeht hier nicht damit, daß man bis in den hellen Tag hinein schläft, frühstückt, seine Gläubiger beschwichtigt und fortschickt, ernste Unterredungen mit seinem Schneider oder einem anderen Verschönerungskünstler hat, lange Toilette zu machen und sich dann in ein Vorzimmer zu begeben, um sich dort die Beine in den Leib zu stehen und während des übrigen Tages seichte Reden zu führen. Ein jeder denkt, liest, malt, zeichnet, spielt irgend ein Instrument und vertreibt sich die Zeit oder beschäftigt sich in seiner Wohnung und kleidet sich zur Stunde der Mahlzeit gut, aber nicht prunkhaft, um.

Alle Arbeiten und Vergnügungen des Kronprinzen sind die eines geistvollen Mannes. Gegenwärtig beschäftigt er sich damit, die gefährlichen politischen Hirngespinste Machiavellis zu widerlegen[1]. Seine Unterhaltung bei Tafel ist reizend; er spricht viel und sehr gut. Über alles hat er ein Urteil, und seine Einbildungskraft bringt über alles neue und richtige Gedanken hervor. Sein Geist gleicht dem Feuer der Vestalinnen, das nie verlischt. Er duldet bescheidenen und höflichen Widerspruch, besitzt die so seltene Gabe, den Geist der anderen leuchten zu lassen, und versteht sehr gut, denen den Ball zuzuwerfen, die ihren Geist leuchten lassen sollen, indem er ihnen Gelegenheit gibt, eine feine Bemerkung anzubringen. Er scherzt oft und neckt bisweilen, aber ohne Schärfe und ohne sich an einer geistvollen Antwort zu stoßen. Antithese und Vergleich scheinen seine bevorzugten Redefiguren zu sein. Kurz, glauben Sie nicht, der Glanz eines Kronprinzen blende mich; ich schwöre Ihnen, wäre er ein einfacher Bürger, ich ginge gern ein paar Meilen zu Fuße, um wenigstens einmal in der Woche den Genuß zu haben, an seinen köstlichen Soupers teilzunehmen.

Nichts ist hübscher als die Bibliothek des Kronprinzen; sie befindet sich in einem der schon genannten Türme mit dem Blick auf See und Gärten[2]. Eine nicht große, aber gewählte Sammlung der besten französischen Bücher steht in Glasschränken mit Schnitzwerk und sehr schönen Vergoldungen. Voltaires Bildnis nimmt einen Ehrenplatz ein. Das ist der Lieblingsautor des Kronprinzen, der überhaupt viel von den guten französischen Dichtern und Prosaschriftstellern hält. Sie begreifen, daß diese Bibliothek kein bloßes Prunkstück für den Kronprinzen ist, und daß die Bücher nicht nach der Elle gekauft sind, um die Fächer der Bücherschränke genau auszufüllen und mehr als Ausstattung eines Arbeitszimmers als eines Kopfes zu dienen, sondern daß ihr Besitzer einen großen Teil des Tages darin verbringt, um angenehme oder nützliche Studien zu treiben.

[1] Vgl. Friedrichs „Antimachiavell" in den Ges. Werken, Bd. 7, S. 1 ff. — [2] Vgl. dazu unten S. 75.

Nach der Hauptmahlzeit begeben sich alle Kavaliere in das Zimmer einer der Damen, die hier der Reihe nach, mit der Oberhofmeisterin beginnend, den Kaffee geben, selbst die fremden Damen nicht ausgenommen. Der ganze Hofstaat versammelt sich bei der, die an der Reihe ist. Da wird geplaudert, gescherzt, ein Spielchen oder ein Spaziergang arrangiert, und diese Stunde ist nicht die übelste am Tage. Das Kronprinzenpaar nimmt seinen Kaffee zusammen in seinen Zimmern.

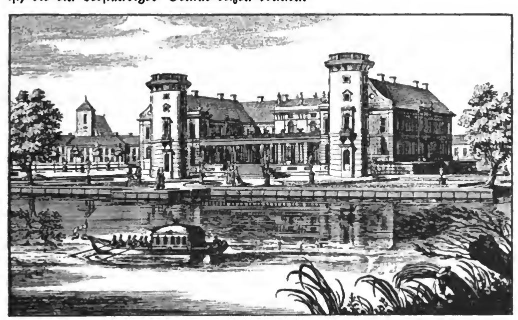
Die Abende sind der Musik gewidmet. Der Kronprinz hat sein Konzert in seinem Salon, und dazu eingeladen zu werden ist eine besondere Gunst. Gewöhnlich spielt er eine Sonate und ein Flötenkonzert; er ist Meister im Flötenspiel. Sein Ansatz ist wunderbar, seine Fingerfertigkeit groß, seine Musikbegabung bedeutend. Er komponiert auch selbst Sonaten. Mehrmals hatte ich die Ehre, hinter ihm zu stehen, während er spielte. Ich war entzückt von seinem Geschmack, besonders für das Adagio. Das ist eine fortwährende Neuschöpfung von Ideen.

Er tanzt mit Adel und Grazie. Schließlich liebt er alle vernünftigen Vergnügungen außer der Jagd, die ihm ebenso unerfreulich und nicht nützlicher dünkt als das Essenkehren. . .

Die Frau Kronprinzessin ist stattlich und vorzüglich gebaut. Nie sah ich ein ähnliches Ebenmaß aller Glieder. Ihr Busen, ihre Hände und Füße könnten einem Maler als Modell dienen. Ihr Haar, auf das ich besonders acht gab, ist vom schönsten Aschgrau, das es gibt. Es spielt etwas ins Blonde und schimmert wie Perlen, wenn es nicht gepudert ist. Ihr Teint ist sehr schön, und in ihren großen blauen Augen sieht man Lebhaftigkeit mit Sanftmut vereint, was ihrem Blick etwas sehr Geistreiches gibt. Sie hat eine offene Stirn und schön geschwungene Brauen, eine kleine, spitze, aber sehr schön gezeichnete Nase, einen lieblichen Mund und rote Lippen; Kinn und Hals sind reizend. Güte spricht aus ihrem Gesicht, und ihre ganze Gestalt scheint von den Händen der Grazien gebildet, um eine große Fürstin zu schaffen. Selbst die kleinen Nachlässigkeiten in ihrem Putz und in ihrer Haltung sind glücklich, obwohl ihre Haartracht und Kleidung im allgemeinen tadellos und geschmackvoll sind. Keine Prinzessin in Europa hat schönere Diamanten, und keine weiß sie besser anzubringen als sie. Ich sah sie mit einer Garnitur großer Brillanten, mit Amethysten vermischt, deren Glanz meine Augen kaum ertrugen. Sie spricht wenig, namentlich bei Tisch, aber alles, was sie sagt, ist geistvoll. Sie scheint hochbegabt und verschönert ihre Anlagen durch emsiges Lesen der besten französischen Schriftsteller. Wie Frau von Katsch mir versicherte, hat sie ein treffliches Herz und einen himmlischen Charakter. Immerfort läßt sie Züge davon erscheinen, die mich entzücken. Allabendlich spielt sie eine Partie Quadrille oder Triffet, und zwar mit größter Selbstlosigkeit. Nach meiner Meinung tanzt keine Prinzessin besser als sie. Ihre Haltung und Miene sind majestätisch, regelmäßig und doch ganz ungezwungen; sie tanzt die Figuren und reicht die Hand nach den Regeln der Kunst, doch ohne Zwang. Man sieht auf den ersten Blick, daß sie mehr als eine gewöhnliche Dame ist.

Neulich hatten wir einen Ball, der mich entzückte. Der Kronprinz, der sonst nur die Uniform seines Regiments trägt, erschien in grünem Moirérock mit breiten silbernen Aufschlägen und beweglichen Quasten oder Eicheln an den Rändern und reichbetreßter Weste aus Silbermoiré. Alle Kavaliere seines Gefolges trugen fast die gleiche Kleidung, nur weniger prächtig. Diese Art von Uniform wirkte sehr hübsch, doch ich hatte nur Augen für den Tanz der Kronprinzessin.

So verfließen hier die Tage in einem Frieden, der mit allen Freuden gewürzt ist, die ein verständiges Gemüt reizen können.



Rheinsberg

Nach der Darstellung von Hennert *

Das Turmzimmer

Eine vortreffliche Aussicht zeichnet dieses Gemach vor vielen andern aus. Der Plafond desselben ist von Pesne gemalt und stellt die Ruhe beim Studieren vor. Ein Genius überreicht einer sitzenden und mit dem Peplo bekleideten Minerva ein Buch, worin die Namen Horaz, Voltaire geschrieben sind; in der andern Hand hält er ein geflügeltes Stundenglas. Im Hintergrunde siehet man einen Genius mit dem Schwert des Mars sich entfernen, noch andere aber liegen gruppenweise um das Hauptbild und haben Beziehung auf die Dichtkunst und Weltweisheit. Über den Schlußsteinen der Türe und Fenster sind, in vergoldeter und flach erhobner Bildhauerarbeit, die Attribute der Meß-, Bau-, Ton- und Kriegeskunst angebracht.

* Vgl. Hennert, „Beschreibung des Lustschlosses und Gartens Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Heinrichs, Bruders des Königs, zu Rheinsberg", S. 19 f., 23 ff. und 81 ff. (Berlin 1778). Diese Schrift des Leutnants Hennert, des Baumeisters des Prinzen, enthält die erste authentische Darstellung von Rheinsberg. Die Vorlage ist deutsch.

Der Konzertsaal

Ein Gang führet in eine Reihe sehenswürdiger Zimmer. Das erste ist eine Vorkammer, worin die Wände von weißem Gipsmarmor sind. In demselben siehet man zwei Gemälde von Knobelsdorff, die ein Fest von Bauern und Schäfern in galanten Bauerkleidern vorstellen. Das Gemälde an der Decke ist von Pesne. Es stellet die Liebesgötter vor, welche die Tauben an den Wagen der Venus anspannen wollen. Eine von diesen Tauben entfliehet und wird von einem Liebesgott verfolgt; die andere bemühet sich, ihr zu folgen, wird aber von den Amors zurückgehalten.

Aus diesem Zimmer tritt man in einen Saal von 40 Fuß lang und 32 Fuß breit, welcher einen großen Teil dieses Flügels einnimmt. Die Wände sind von Gipsmarmor, die Schäfte zwischen den Fenstern aber ganz mit Spiegeln und vergoldetem Laubwerk von Bildhauerarbeit ausgeschmückt. Besonders aber hat Pesne sich hier in dem großen Gemälde am Plafond rühmlichst gezeiget, welches eine umständlichere Beschreibung verdienet. Er malte es kurz vor dem Antritt der Regierung des jetzigen Königs, damaligen Besitzers von Rheinsberg.

Hierauf zwecket sein Hauptgedanke ab, den er durch die Hauptgruppe in diesem Gemälde ausdrücket. Sie stellt die am Horizont hervortretenden Pferde am Wagen der aufgehenden Sonne vor. Sie nimmt die Mitte von der Breite des Gemäldes ein, stehet aber näher am Eingange des Saales. Am Ende dieses Saales siehet man im Dunkeln die Nacht, mit Blumen bekränzt, entfliehen. Sie ist sehr schön gebildet, und mit Widerwillen würde man ihre Entfernung empfinden, wenn nicht der Künstler die Kennzeichen eines der freudenvollesten und schönsten Tage darneben geschildert hätte. Denn sie, die anmutsvolle Nacht, schließet selbst den Liebesgott in ihr dunkles Gewand ein, der, berauscht von Vergnügen, bei den ersten Strahlen der Morgenröte auf Bogen und Köcher einschläft, und vor ihm schwebet der schönste Traum, der alle schrecklichen Bilder ruhestörender Träume zu Boden tritt. Diana treibet die flüchtigen Rehe vor ihrem Wagen an und scheinet sich, voll Verwunderung über den Anbruch dieses blendenden Lichtes, mit Ungestüm in den Ocean zu stürzen, in dessen Armen noch Amphitrite ruhet. Andere Nereiden aber werden durch den Schall der Trompete von der Fama aufgeweckt, die, mit Blumen gekrönet, diesen Freudentag ankündiget. Mit ausgestrecktem Arm, den ein palmentragender Genius unterstützet, zeiget sie den Lorbeerkranz und wecket die Elemente zum Dienst des anbrechenden Tages auf. Mit Blumen bekränzte Nymphen gießen aus goldenen Gefäßen Tau auf die Erde, und in der Entfernung zeiget sich Aeolus geschäftig, die Dünste des Horizontes durch die Winde zu vertreiben, und gebeut dem Zephir, den Tag zu erfrischen. Der Liebesgott sieht froh und hoffnungsvoll diesem Tage der Freuden entgegen und versuchet Pfeile und Bogen. Die Götter der Freuden, bekränzt mit Blumen, folgen frohlockend und tanzend der Fama und tragen ihr Blumengehänge nach. Amor vertreibet die Schatten der Nacht mit der Fackel des Lucifers. Vor dem Sonnenwagen erhebt sich Venus; auf ihrer Stirn

glänzet der Morgenstern und strahlet auf das Gewand der Liebesgöttin. In diesem Glanze schwinget sie sich mit zwiefachen Schmetterlingsflügeln empor. Die Morgenröte zeigt nur noch das Hinterteil ihres goldenen Wagens und will den mit Rosen bestreuten Horizont verlassen. Eine Hora öffnet die Tore des Himmels und will der mit Blumen bestreuten Sonnenbahn folgen. Liebesgötter regieren die Sonnenpferde, wovon eines sich bäumet und den Liebesgott abwirft; er hält sich an dem herabhängenden Zügel, und alle seine Pfeile fallen aus dem Köcher auf die Erde. Von allen Himmelsgegenden bringen Genien Blumen zu den Freuden dieses Tages.

Ein vergoldeter Rand, von einer breiten, mit Basreliefs gezierten Hohlkehle umgeben, ruhet auf dem Hauptgesimse des Saales und umgibt dieses Deckengemälde. Das Hauptgesimse wird durch kannelierte Pilaster von korinthischer Ordnung getragen, an welchen die Kapitäler vergoldet sind. Auf jeder Seite der zwei marmornen Kamine im Saal stehen antike Büsten von Marmor auf Hermen, und in den Füllungen der Türen sind vergoldete Basreliefs aus der mythologischen Geschichte. . .

Am Ende des Konzertsaals führet eine große Glastüre in ein rundes Kabinett. Es ist in einem der Türme angebracht. . . Die Wände sind in selbigem von weißem Gipsmarmor, und über den Schlußsteinen der Fenster und Türen liegen Gebinde mit den Attributen des Bacchus, von vergoldeter Bildhauerarbeit. Sie haben eine Beziehung auf den Hauptgedanken in dem Deckengemälde dieses Saales, das gleichfalls von Pesne ist. Ganymedes, auf dem Adler des Jupiters sitzend, zeigt der Venus eine goldene Schale. Diana befindet sich in der Nähe bei der Göttin, weil schöne Nächte die Freude des Weins und der Liebe vermehren. In einiger Entfernung raget hinter einem Liebesgott ein lächelnder Satyr hervor, und noch weiter hin siehet man die Götter des Olymps.

Die Aussicht in diesem Kabinett über die See ist eine der schönsten des Schlosses, und diese drei Zimmer sind noch so, wie sie der Kronprinz hat machen lassen.

Die Remus-Insel

Mitten im See erhebt sich ein Berg, auf dessen Gipfel ein chinesisches Haus erbauet ist, welches man in dieser Entfernung nur dunkel wahrnimmt. Dieses ist die sogenannte Remus-Insel, von welcher fast schon vor 200 Jahren ein Gelehrter eine Abhandlung schrieb[1], worin er beweisen wollte, daß der Bruder des Romulus, nachdem er Rom verlassen müssen, die Gegend dieser Insel den Ufern der Tiber gleich geschätzt und deshalb hier seinen Aufenthalt genommen, ja selbst auch seine Grabstätte hier gefunden hätte. Er hat dieses aus einem auf dieser Insel gefundenen Stein beweisen wollen und solches für die Ursache gehalten, weshalb die Insel den Namen Remus-Insel oder Remus-Berg bekommen haben soll.

[1] Es handelt sich um die Abhandlung des Professors Lubin in Rostock: „Sepulcrum Remi, fratris Romuli, in monte Remi, vulgo Remsberg, nuper detectum", die einem Herrn von Bredow, dessen Familie bis 1618 Rheinsberg besaß, gewidmet war. Auch Kronprinz Friedrich bezieht sich in einem Schreiben an Voltaire vom 7. April 1737 (vgl. „Briefe", Bd. 1, S. 99) auf diese Sage.

Ohne Rücksicht auf den Grund oder Ungrund dieser Nachricht zu nehmen, so hat diese Insel eine so angenehme Lage, daß sie verdient hat, zum Vergnügen genutzt und bequem gemacht zu werden. In dieser Absicht wurde 1771 ein Haus in chinesischem Geschmack auf der Spitze des Berges dieser Insel von zwei Stockwerk erbauet, und das oberste Stockwerk wurde mit einer bedeckten Galerie von chinesischem Gitterwerk umgeben, im untern aber verschiedene Kammern und ein großer Saal angelegt. In den folgenden Jahren wurde diese Insel mit besonderem Fleiße bearbeitet und durch verschiedene Pflanzungen und Anlagen ungemein verschönert. An der nördlichen und Morgenseite der Insel wurden bequeme Anfahrten gebauet. Auf beiden Seiten von jeder Anfahrt sind hohe, mit chinesischen Figuren ausgezierte Fanale aufgerichtet und die Anfahrten mit chinesischem Gitterwerk umgeben. Die Pflanzungen und die Bearbeitung der Insel selbst sind im englischen Geschmack. Sobald man auf der Anfahrt ausgestiegen ist, tritt man auf eine Wiese, über welche eine Allee von großen Bäumen gerade auf die Mitte des Hauses führet. Gleich am Fuße des Berges findet man rechter Hand einen schattigen Gang, welcher längs dem Wasser am Fuße des Berges herumführet. Am Ende desselben stehet an einem Gehölze ein offener chinesischer Tempel. Das Wäldchen ist mit den schönsten Bäumen bewachsen und liegt auf der nördlichen Spitze der Insel. Aus demselben gehet der Weg am Fuße des Berges auf der Mittagsseite der Insel fort; er ist mit schattigen Büschen und Bäumen bewachsen und endiget sich an der großen Allee bei einem Kabinett von Gitterwerk, über welches sich ein Parasol [Schirm] erhebt. Die ganze Fläche des Berges ist mit verschiedenen Holzarten in englischen Abteilungen bepflanzet[1]. Von der Galerie, welche das oberste dieses Hauses umgibt, hat man eine schöne Aussicht auf die umliegende Gegend.

[1] Anmerkung von Hennert: „Diese Insel war bis 1771 ein wild bewachsener Ort. . . . Das chinesische Haus wurde auf selbiger 1771, der chinesische Tempel, die Fanale an den Balustraden der Auffahrten aber 1773, nach der Zeichnung des Leutnants Hennert, gebauet.“

Marquis de Valory*

Berlin, 18. März 1740.

. . . Im Charakter gleicht der Kronprinz ganz seinem Vater, dem König, nur ist er verstellter. Von seiner Verstelltheit spreche ich nach dem Urteil derer, die ihn am genauesten kennen und die ihm am nächsten stehen wollen. Nach ihrer Überzeugung muß man mit dem Studium seines Charakters von vorn anfangen, da er als König anders sein wird denn als Kronprinz. Doch wissen sie nicht, was er tun wird, wem er seine Zuneigung schenken, ob er sein Vertrauen in den Staatsgeschäften auf die gleichen Leute setzen, ob er dem Adel Einfluß verstatten oder ob er sich auf seine Minister verlassen wird, deren Begabung der regierende König nicht nach Verdienst zu würdigen scheint.

Thulemeier[1], dessen Einsicht und Klugheit ich sehr hoch schätze, will zwar kein Urteil über die Zukunft fällen, ist aber überzeugt, daß der Kronprinz auf dem Throne ganz anders sein wird, als man denkt. Nach seiner Ansicht täuschen sich viele, die jetzt auf seine Gunst rechnen. Die großen Aufgaben, die seiner harren, das Bedürfnis nach geschickten Mitarbeitern, um die von seinem Vater in der inneren Politik begangenen Fehler wiedergutzumachen und sein reiches Erbe auszunutzen, werden ihn unabweislich zwingen, die Wissenschaften zu vernachlässigen und sein Vertrauen denen zu schenken, deren Einsicht ihm nützlich sein kann, und er wird versuchen, diejenigen aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, die man bei ihm angeschwärzt hat.

Man erwartet von diesem Fürsten große Dinge; er könnte bald die Liebe seiner Untertanen und die Bewunderung seiner Nachbarn erringen. Die Unzufriedenheit mit der jetzigen Regierung ist allgemein, und man erntet schlechten Dank, will man die Leute an die guten Eigenschaften des jetzt regierenden Königs erinnern. Selbst die Furcht vor ihm unterdrückt die schroffsten Äußerungen nicht. Zeigt also sein Nachfolger nur etwas Milde und Selbstlosigkeit, so wird man über seine anderen Fehler hinwegsehen, falls er solche hat. . .

* Marquis Guy Louis Henri de Valory (1692—1774), französischer Brigadegeneral und Gesandter in Berlin. Nach dem Abdruck seines Berichtes bei Lavisse, „Le grand Frédéric avant l'avènement, S. 365 (Paris 1893). — [1] Wilhelm Heinrich von Thulemeier (1683—1740), Minister im Departement der Auswärtigen Affairen.

Legationssekretär Jessen*

Berlin, 23. März 1740.

Am Vorabend der großen Umwälzung, die diesem Hofe droht, wäre es zweifellos angezeigt, etwas über die Veränderungen zu melden, die sich daraus ergeben könnten, aber ich stehe nicht allein mit der Meinung, daß fast alles, was sich darüber sagen ließe, gewagt wäre. Bekanntlich verstellt sich der Kronprinz von Preußen so tief und besitzt solche Selbstbeherrschung, daß man seine mutmaßlichen Absichten noch nicht mit Sicherheit hat ergründen können. Es ist sogar anzunehmen, daß dies auch nicht sogleich nach der Thronbesteigung der Fall sein wird. Nachdem er ostentativ keine Notiz von den Staatsgeschäften, zumal von den auswärtigen, genommen hat, wird er sich natürlich zunächst über die wichtigsten unterrichten wollen. Deshalb ist auch anzunehmen, daß er einstweilen das jetzige Ministerium behalten wird. . .

Suhm**

Petersburg, 2. April 1740.

Da ich oft die Ehre hatte, dem Kronprinzen von Preußen meine Aufwartung zu machen, und mir sogar schmeicheln kann, in seiner Gunst zu stehen, habe ich wohl einen richtigen Begriff von der allgemeinen Denkweise dieses Prinzen erlangt. Doch hüte ich mich wohl, sein Bild zu zeichnen, und bezweifle sehr, daß dies jemandem gelingt. Auch wenn er nicht als großer Fürst geboren wäre, hätten sein Unglück und seine Lage ihn gelehrt, seine Gesinnung zu verbergen. Infolgedessen haben seine Charakterschilderer sich bisher oft getäuscht und haben auf ein hingeworfenes Wort hin Urteile über das Wesen eines Prinzen gewagt, der nie unüberlegt spricht und nur soviel sagt, als er will. Um nicht in den gleichen Fehler zu verfallen, will ich nur in allgemeinen Wendungen von seinem Charakter sprechen, der bisher als undurchdringlich anzusehen ist. Um sicher zu gehen, begnüge ich mich, lediglich von den Eigenschaften zu reden, die ich ihm auf Grund der Ansichten zuschreibe, zu denen er sich mir gegenüber stets bekannt hat.

Ich glaube, seine größte Leidenschaft ist Ruhm und guter Ruf. Dieser besteht nach ihm darin, daß man stets so handelt, wie die strengste Vernunft es gebietet, alle Vorurteile sorgfältig vermeidet und sich von ihnen möglichst wenig beein-

* Dänischer Geschäftsträger in Berlin. Nach seinem Bericht im Königl. Reichsarchiv zu Kopenhagen. — ** Ulrich Friedrich von Suhm (1691—1740), bis 1736 kursächsischer Gesandter in Berlin, seit 1737 in Petersburg. Er stand dem Kronprinzen persönlich nahe und unterhielt mit ihm bis zu seinem Tode einen freundschaftlichen Briefwechsel. Der obige, auf Befehl seines Hofes entworfene Bericht nach dem Abdruck bei Tröger, „Aus den Anfängen der Regierung Friedrichs des Großen", S. 47 ff. (Berlin 1901). Vgl. in den „Gesprächen" (S. 1 ff.) seinen Bericht über die Feier des Hubertusfestes am 17. Oktober 1728.



Decke des Konzertsaales zu Rheinsberg

flussen läßt. Hat er nach reiflicher Überlegung einen Entschluß gefaßt, so hält er unerschütterlich daran fest. Beweise seiner Standhaftigkeit und Seelengröße hat er unter den traurigen Umständen gegeben, in denen er gelebt hat und in denen er sich keinen Augenblick untreu geworden ist. Er ist gut, hochherzig, freigebig, gefühlvoll, mitleidig mit dem Unglück anderer und voller Abscheu gegen Ungerechtigkeit.

In seiner frühen Jugend bemerkte ich an ihm die Neigung, die Fehler und Lächerlichkeiten seiner Nächsten hervorzukehren[1]. In dieser Hinsicht fand ich ihn


Ulrich Friedrich von Suhm.

seitdem stark verändert; er ist der erste, der Leute mit solchen Neigungen tadelt. Besonders verabscheut er Verleumdung und Verleumder.

Ich will nicht näher auf die guten Eigenschaften dieses Prinzen eingehen. Er arbeitet ernstlich daran, möglichst alle Vorzüge zu erwerben. Das veranlaßte mich einmal, ihm zu sagen, er strebe nach einem Ziel, das er nie erreichen werde, nämlich nach Vollkommenheit. Worauf er antwortete, es sei damit wie mit dem Stein der Weisen; wer ihn suche, der werde für seine Mühe durch viele gute Dinge belohnt, die er unterwegs fände. Und als ich lachend hinzusetzte, wenn er sich nur die Hälfte all der großen Gesinnungen bewahre, die ich bei ihm kenne, werde er stets ein großer König sein, entgegnete er, er wäre verzweifelt, wenn er jemals seine Denkweise ändern sollte. Aber das sei noch kein Beweis für das, was ich sagte, und bescheidentlich schloß er mit diesem Verse Voltaires:

> Gar mancher glänzt wohl auf der zweiten Stufe,
> Doch auf der ersten lischt das Licht ihm aus[2].

[1] Vgl. S. 48. — [2] Aus Voltaires Epos „Die Henriade" (1. Gesang, Vers 31).

Er hält sehr auf große Treue in seinen Freundschaften und Beziehungen. Als ich ihm bei meiner letzten Verabschiedung (Dezember 1736) sagte, ich hätte bemerkt, daß eine gewisse hochstehende Persönlichkeit[1] nicht mehr bei ihm in Gunst stände, begründete er diese Entfremdung und setzte huldvoll hinzu, er sei mir diese Aufklärung schuldig, da er mir keinen Zweifel an der Festigkeit seiner Freundschaft lassen wolle.

Während des Rheinfeldzuges[2] hat man seinen Mut wohl beachtet. Einmal, als er mit einem ziemlich starken Gefolge die Philippsburger Linien erkundete und bei seiner Rückkehr durch ein sehr lichtes Gehölz ritt, begleitete das Geschützfeuer der Linien ihn immerfort und zerschoß Bäume dicht neben ihm, ohne daß er sein Pferd antraben ließ, und ohne daß die Zügelfaust die geringste ungewöhnliche Bewegung machte, obwohl man scharf darauf aufpaßte. Vielmehr sprach er ununterbrochen sehr ruhig mit ein paar Generalen, die ihn begleiteten; sie bewunderten seine Haltung in einer Gefahr, an die er doch noch nicht gewöhnt sein konnte. Diese Anekdote habe ich vom Fürsten Liechtenstein[3].

Von seinem Geist will ich nicht reden. Es ist bekannt, daß er ihn durch Lektüre und starkes Nachdenken ausgebildet hat. Daher auch seine Vorliebe für die Unterhaltung, bei der er sich aber nie auf Staatsgeschäfte einläßt, weil solche Dinge ihn noch nichts angehen. Wer ihm Haß oder Liebe für die Interessen bestimmter Fürsten zuschreibt, läßt sich durch falschen Schein irreführen und zieht daraus seine Fehlschlüsse. So zum Beispiel, wenn man sagen wollte: weil er freundschaftlich von einem Fürsten spricht, werde er, wenn er könnte, für ihn die Waffen ergreifen. Das wäre ein wenig stichhaltiges Argument bei einem Fürsten, der nicht aus Laune handeln, sondern von der Vernunft sich leiten lassen will. Eines Tages äußerte er sogar vertraulich zu mir: wenn er König wäre, könne er sehr wohl einen Herrscher bekriegen, den er auf Erden am höchsten schätze und liebe; ebenso könne er das engste Bündnis mit einem Herrscher eingehen, den er persönlich gar nicht schätze.

Was sein Urteil betrifft, so ist es um so richtiger, weil er es nicht übereilt, es sei denn, daß er es auf der Stelle rechtfertigen kann. Ein kleines Beispiel dafür. Ich entsinne mich, daß bei einem Souper beim Feldmarschall von Grumbkow von dem jungen Prinzen Eugen die Rede war, der am Rheine starb[4]. Man erörterte die Frage, ob dieser Prinz mit der Zeit große Eigenschaften erlangt hätte und ein großer Mann geworden wäre. Der Kronprinz verneinte es, weil er

[1] Graf Ernst Christoph Manteuffel (1679—1749), früher kursächsischer Minister, seit 1730 in Berlin, wo er schöngeistigen und wissenschaftlichen Studien lebte und 1735 dem Kronprinzen näher trat, mit dem er einen regen schriftlichen Verkehr pflog. Doch trat bereits im Herbst 1736 eine starke Entfremdung ein, die nie wieder ganz wich. Vgl. eine Unterredung mit Manteuffel vom Juli 1736 in den „Gesprächen", S. 19ff. — [2] Im Sommer 1734 (vgl. S. 62). — [3] Fürst Joseph Wenzel von Liechtenstein, österreichischer Generalfeldwachtmeister. Im Frühjahr 1735 überbrachte er die Glückwünsche seines Hofes zur Genesung König Friedrich Wilhelms I. (vgl. S. 62). — [4] Prinz Eugen von Savoyen, Neffe des Generalissimus, österreichischer Generalfeldwachtmeister, starb am 23. November 1734.

nie einen Freund zu gewinnen gewußt habe, der ihm die Wahrheit zu sagen gewagt hätte.

Ich glaube, das Obengesagte reicht hin, um den Kronprinzen so kennen zu lernen, wie ich ihn zu kennen glaube. Obwohl mein Brief wie eine Lobschrift aussieht, muß ich versichern, daß weder die zärtliche Zuneigung, die ich seit seiner Kindheit für ihn gehegt habe, noch das Wohlwollen, mit dem er mich jederzeit beehrt hat, und das er mir noch während meines hiesigen Aufenthaltes bewiesen hat, mich über ihn blind machen. Nach meiner festen Überzeugung wird er eines Tages das bewahrheiten, was ich ihm zuschreibe. Daraus schließe ich, daß man in Zukunft, wenn man es richtig anfängt, außerordentlich gut mit ihm fahren wird, aber sehr schlecht, wenn man es falsch anfängt.

Kammerherr Baron Poellnitz

An Kronprinz Friedrich[1]

[Potsdam, 10. Mai 1740.]

Zu meiner größten Freude kann ich Ihnen melden, daß Billigkeit, Hochschätzung, Liebe und die gute Gesinnung endlich die Oberhand erlangt haben. Man[2] hat heute von Ihnen wie von einem Menschen gesprochen, den man kennt und dem man Gerechtigkeit widerfahren läßt. „Ich sorge mich nicht darum", so sagte man, „zu leben; denn ich hinterlasse einen Sohn, der alle Gaben für eine gute Regierung besitzt. Vor fünf Jahren würde ich so nicht gesprochen haben: er war damals noch zu jung, aber Gott sei Dank hat er sich geändert, und ich bin darüber beruhigt. Er hat mir versprochen, die Armee beizubehalten, und ich bin versichert, er hält mir sein Wort. Ich weiß, daß er die Soldaten liebt; er hat Verstand, und alles wird gut gehen." Das sind die eigenen Worte, deren man sich bediente, und die ich mit der Treue eines Evangelien-Schreibers wiederhole.

[1] Vgl. Hohenzollern-Jahrbuch, Jahrg. 1904, S. 24 Anm. 5. — [2] Gemeint ist König Friedrich Wilhelm I. Er war am 27. April von Berlin nach Potsdam übergesiedelt, angeblich mit den Worten: „Adieu Berlin! in Potsdam will ich sterben."

Abdankung und Tod Friedrich Wilhelms I.

Nach Schreiben des Ministers von Podewils *

Podewils an Thulemeier

Potsdam, 28. Mai 1740.

. . . Ich machte dem König heute morgen sogleich meine Aufwartung, und ich kann sagen, ich war betroffen von dem traurigen Zustande, in dem ich Se. Majestät fand. Er war sehr verschieden von dem, in dem wir ihn bei der letzten Zusammenkunft in Berlin sahen. Er wiederholte mir im Großen den Inhalt des beiliegenden, an uns gerichteten Schreibens, aber es fiel ihm schwer, zu sprechen und sich auszudrücken, so beklemmt war seine Brust. Dabei hatte er eine Art von dauerndem Fieber mit besonders starken Anfällen, so daß er eine äußerst schlimme Nacht verbracht hat und man von 10 Uhr abends bis 2 Uhr morgens glaubte, daß der Tod eintreten würde. Das glaubten sowohl Herr Eller[1] wie die anderen Ärzte, die ihn während seiner ganzen Krankheit behandelt haben; sie meinten, noch nie wäre es ihm so schlecht gegangen.

Gestern sandte er einen Kurier an den Kronprinzen, um ihn schleunig herzubeordern; man erwartet ihn jeden Augenblick, ebenso den Fürsten von Anhalt. Se. Majestät gab mir zu verstehen, daß ich noch ein paar Tage hierbleiben müsse; somit ist meine Rückkehr ungewiß. Ich wünsche, daß alles gut geht, aber mir scheint, man steht am Ende seines Lebens, wenn nicht ein Wunder geschieht. . .

„Discurs" des Königs an Kronprinz Friedrich[2]

[28. Mai 1740.]

Se. Königl. Majestät ließen mich den 28. Mai 1740 des Nachmittags umb halb 4 Uhr ohngefähr zu sich in Dero Zimmer hereinrufen, woselbst Höchstdieselbe nebst des Kronprinzen Königl. Hoheit ganz allein sich befanden.

* Heinrich von Podewils (1695—1760), Minister im Departement der Auswärtigen Affairen, nach Potsdam berufen, richtete die obigen Mitteilungen an seinen Kollegen Thulemeier (vgl. S. 79). Nach dem Abdruck im Hohenzollern-Jahrbuch, Jahrg. 1904, S. 28ff. — [1] Vgl. S. 62. — [2] Der Bericht, in der Vorlage deutsch, ist vom 30. Mai datiert.

Sie fingen darauf an, Sr. Königl. Hoheit die Ursach zu eröffnen, warum Sie vor nötig gehalten, des Königl. Etats-Ministri H. von Thulemeier Exzellenz und mir gnädigst aufzutragen, Sr. Königl. Hoheit eine vollständige Information von der itzigen Situation, worin sich die Staatsaffairen des Königl.



Kurhauses anitzo befinden, von den Maximen, so hiebevor und anitzo von Sr. Königl. Majestät bei Dero Königl. Regierung [en] tendieret worden, von den Juribus[1] des Königl. Kurhauses, von desselben Interesse ratione[2] der sämtlichen benachbarten Höfe, und wie solche gegen Se. Königl. Majestät gesinnet wären, item[3] was mit denselben seit Dero Königl. Regierung hauptsächlich wegen Allianzen traktieret worden, und warum Se. Königl. Majestät in den allerwichtigsten Sachen sich zu dieser oder jener Partei geschlagen oder diese

[1] Rechten. — [2] Hinsichtlich. — [3] Ebenso.

und jene Final-Resolution ergriffen, schriftlich zu communicieren, auch die benötigte Eclaircissements darüber Sr. Königl. Hoheit allenfalls mündlich zu geben und Höchstderoselben auch die Königl. Marginalia und Resolutiones in den allerimportantesten Sachen, als zum Exempel wegen der Acquisition von Stettin[1], warum Se. Königl. Majestät aus der Hannöverschen Allianz[2] geschieden und warum Sie sich mit dem kaiserlichen Hofe anno 1728 gesetzet[3], item warum Dieselbe bewogen worden, mit der Kron Frankreich den secreten Traktat von 1739 wegen der Jülich- und Bergischen Successionssache zu schließen[4], etc. etc. Sr. Königl. Hoheit zu communicieren, damit Dieselbe daraus sehen können, was Höchstdieselbe vor Motiven gehabt, diese oder jene Démarche zu tun und diese oder jene Resolution zu fassen, weil Sie sich in allem, was Sie getan, die Gloire und das Agrandissement Ihres hohen Königl. Kurhauses und die Wohlfahrt Ihrer Länder zu Ihrem einzigen Augenmerk und zum Ziel aller Ihrer Aktionen und Verrichtungen gesetzet.

Ihre Hauptmaxime wäre gewesen, die Hände allemal so lange möglich frei zu behalten, Ihre Macht nicht zu trennen und durch verschiedene Allianzen, viel Hingebung separierter Korps von Auxiliair-Truppen zu schwächen und hier ein Korps von 6000, da eins von 8000 und an einem andern Ort eines von 4000 zu promittieren, weil Sie sonst bei so geteilten Kräften keine andre Figur machen zu können geglaubt, als etwa ein Herzog von Gotha oder von Württemberg oder ein Landgraf von Kassel tun können. Diese Maxime recommandierten Sie auch Sr. Königl. Hoheit und sagten, daß Sie sich dabei wohl befinden und beständig formidabel bleiben würden.

In Schließung der Allianzen müsse man sehr behutsam umgehen. Dieselben wären zwar gut vor die Ministres, so dazu gebrauchet würden, wegen der Präsenten, so es dabei setzte, aber selten convenable vor ihre Prinzipalen, weil die wenigste Traktaten und Bündnisse gehalten und man dadurch in viele unnütze Händel eingeflochten würde.

Den fremden Ministris, so an dem Königl. Hofe wären, müßte man alle ersinnliche Politessen und Distinctiones antun, ihnen aber im geringsten nicht trauen, noch weniger aber immediate mit ihnen traktieren, sondern ihre Vorträge schriftlich in wichtigen Sachen tun lassen und sie dann an das Ministerium zur reifen Überlegung adressieren. Se. Königl. Majestät wüßten aus eigener Erfahrung, wie leicht ein großer Herr hintergangen und betrogen würde, wenn er mit fremden Ministris immediate traktieren wollte, weil letztere privilegierte Espions und davor bezahlet wären, daß sie betrügen sollten, „sei es auch nur, um die Würmer aus der Nase zu ziehen".

Was den Krieg und Frieden anbeträfe, wäre es eine bekannte Sache, daß letzterer dem ersteren auf alle Weise vorzuziehen. Se. Königl. Hoheit würden

[1] Vgl. Ges. Werke, Bd. 1, S. 123 f. Stettin kam durch den Frieden von Stockholm (1720) an Preußen. — [2] Bündnis von Herrenhausen, 1725 zwischen Preußen, England und Frankreich gegen Österreich geschlossen (vgl. Ges. Werke, Bd. 1, S. 144). — [3] Bündnis von Berlin, 23. Dezember 1728 (vgl. Ges. Werke, Bd. 1, S. 147 f.). — [4] Vgl. Ges. Werke, Bd. 1, S. 161 f.

auch am besten dabei fahren, wenn Sie zu Erhaltung Ihres Etats, zum Besten und Aufnahme Ihrer Untertanen und zu Ihrer eignen Beruhigung den Frieden so lange als möglich zu erhalten suchten und keinen Krieg légèrement anfingen, weil man nicht allemal Meister wäre, denselben zu endigen, wie man wollte; inzwischen aber, wenn es nicht anders sein könnte und es die Notwendigkeit erforderte, würden Sie schon Ihre Partei, wenn alles wohl und reiflich überleget, unter des Höchsten Beistand und Segen zu ergreifen und Ihre Macht so viel möglich beisammen zu halten, die einmal ergriffene Partei auch so viel, als es Dero Interesse erfordert, mit Fermeté zu soutenieren wissen.

Nach diesen Generalien fingen Se. Königl. Majestät an, ad specialia und mit großer Connexion en détail zu gehen und über die meiste europäischen Höfe Ihr Sentiment kürzlich zu eröffnen[1]. . .

Se. Königl. Majestät, welche bei Dero Unpäßlichkeit von diesem langen Discurs etwas fatiguieret schienen, brachen hierauf ab und sagten, daß unser Departement das übrige Sr. Königl. Hoheit alles deutlicher und en détail, jedoch so kurz als möglich, sowohl schriftlich als mündlich communicieren und Höchstderoselben von allen Secretis nichts verschweigen würde, welches Ihr expresser allergnädigster Befehl und Willensmeinung wäre.

Dieses ist es, was ich, soviel mein Gedächtnis mir darunter zu Hülfe kommen können, von Sr. Königl. Majestät an des Kronprinzen Königl. Hoheit erteilten mündlichen Instruction hierdurch gehorsamst zu communicieren nicht ermangeln sollen.

Podewils an Thulemeier

Potsdam, 30. Mai 1740.

Der Zustand Sr. Majestät ist stets bemitleidenswürdig, so viel hat der König zu leiden. Er scheint völlig ergeben, und die Schwäche nimmt zusehends zu. Letzten Sonnabend (28. Mai) unterhielt sich der König mit dem Kronprinzen in meiner Gegenwart anderthalb Stunden über die Lage der auswärtigen Politik im Großen[2]. Ich werde mir erlauben, Ew. Exzellenz diesen Überblick heute oder morgen im Auszug zu übersenden, soweit ich ihn im Gedächtnis behalten habe.

Gleich darauf waren wir Zeugen der rührendsten, aber zugleich erbaulichsten Szene. Nachdem der König seine gewohnte Gesellschaft hatte abtreten lassen, sagte er: „Aber tuth mier Gott nicht viel Gnade, daß er mier einen so braven undt würdigen Sohn gegeben!“[3] Bei diesen Worten stand der Kronprinz auf und küßte zärtlich die Hand Sr. Majestät, die er mit Tränen netzte. Der König umarmte ihn und hielt seinen Hals umklammert, während er ausrief: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger habe.“

[1] Im folgenden werden die europäischen Höfe einzeln durchgenommen. — [2] Vgl. den „Discurs“ (S. 84 ff.). — [3] In der Vorlage deutsch.

Wir brachen alle in Tränen aus, als wir diese glückliche Einigkeit und diesen Akt väterlicher Liebe sahen.

Gestern zeigte uns der König seinen Holzsarg und übergab dem Kronprinzen eine Vorschrift, wie er begraben zu werden wünschte, und bat ihn, sie buchstäblich zu befolgen. . .

Podewils an Thulemeier

Potsdam, 31. Mai 1740, 11 Uhr vormittags.

. . . Wir haben den denkbar traurigsten Morgen verbracht. Dem König ging es die ganze Nacht so schlecht, daß man jeden Augenblick fürchtete, er möchte ersticken. Gegen 5 Uhr morgens ließ Se. Majestät den Kronprinzen, dessen Bruder Prinz August Wilhelm, den Fürsten von Anhalt, den General Buddenbrock[1], die Herren von Derschau[2], von Weyherr[3], Einsiedel[4], Hacke[5], Bredow[6], Poellnitz[7], Exzellenz von Boden[8] und mich, die Herren Schumacher, Eichel und Lautensack[9] rufen. Se. Majestät sprach mit so schwacher Stimme, daß man ihn kaum verstehen konnte. Neben ihm stand der Major von Bredow, dem er mit schwacher, aber deutlicher Stimme sagte, was Herr Schumacher, der an einem Tischchen vor dem König saß, nach Diktat zu Protokoll nehmen sollte. Auf der anderen Seite saßen der Kronprinz und der Fürst von Anhalt, die übrigen standen.

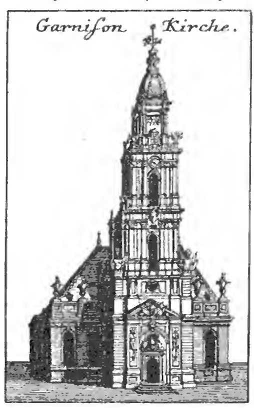
Der Inhalt dessen, was der König sagte, war meines Erinnerns, wie folgt: „Daß, weil es schiene, daß der Höchste über Sie gebieten wollte und Sie Sich aller weltlichen Geschäfte zu entschlagen gedächten, Sie hiermit alles und jedes, Ihren Etat an Land und Leuten, mit völliger Pouvoir und Gewalt, auch der vollkommenen Souveränität an Ihren legitimen Successorem und Erben, des Kronprinzen Königl. Hoheit, völlig resignierten und überließen, so und solchergestalt, als wenn selbige schon zehn Jahre Todes verblichen und Se. Königl. Hoheit seit der ganzen Zeit in dem völligen Besitz der Königl. Regierung gewesen wäre, worauf noch eine weitläufige mündliche Instruction über verschiedene Punkte, so zu weitläuftig hier anzuführen halten würde, folgete"[10].

Darauf erhob sich Se. Kgl. Hoheit, beugte sich über die Hand Sr. Majestät, die er mit Tränen benetzte, und beschwor ihn, ihn bei seinen Lebzeiten von der Annahme dessen, was er ihm übertragen, zu entbinden. Er werde stets ein getreuer Sohn und Diener des Königs sein, solange er lebe, wolle aber vor seinem

[1] Generalleutnant Wilhelm Dietrich von Buddenbrock. — [2] Oberst Christian Reinhold von Derschau. — [3] Oberst Adam von Weyherr, Kommandeur des Königsregiments. — [4] Oberstleutnant Gottfried Emanuel von Einsiedel vom Königsregiment. — [5] Oberst und Generaladjutant Hans Christoph Friedrich von Hacke. — [6] Major Asmus Ehrentreich von Bredow im Königsregiment. — [7] Kammerherr Baron Karl Ludwig von Poellnitz. — [8] August Friedrich von Boden (gest. 1762), Minister im Generaldirektorium. — [9] Elias Schumacher, August Friedrich Eichel und Julius Gebhard Lautensack, die drei Kabinettssekretäre. — [10] In der Vorlage deutsch.

Tode nicht die Regierung antreten. Der König blieb bei seinem Willen und sagte: „daß er ihm alles übertragen hätte und sich mit nichts melieren wollte, sondern ein jeder sollte sich an Se. Königl. Hoheit adressieren, auch es überall bekannt machen"[1].

Darauf sagte Se. Majestät zum Kronprinzen, er solle mit Exz. Boden in sein gewöhnliches Arbeitszimmer gehen und dort alle Depeschen öffnen und unterzeichnen. Nach einer Pause sagte Se. Majestät in aller Gegenwart zu mir, ich sollte es in Berlin bekannt geben. Um also des Königs Befehlen zu gehorchen,



beehre ich mich, Ew. Exzellenz hiervon in Kenntnis zu setzen, aber nur in Form einer einfachen Mitteilung; denn um einem so wichtigen Akt Rechtskraft zu verleihen, bedarf es ganz anderer Zeremonien und Feierlichkeiten. Ferner ist einerseits der König zu schwach, um diesbezügliche bestimmte Befehle von ihm zu erbitten, und andrerseits glaubt der Kronprinz und ebenso andere, daß es bei seinen Abdankungsabsichten nicht bleiben wird, ist erst der schwere Anfall dieser Nacht vorüber.

Sollte Se. Majestät jedoch durchaus darauf bestehen, so ist die Angelegenheit von zu großer Tragweite, als daß ich sie allein übernehmen könnte. Ich würde dann Se. Majestät bitten, Ew. Exzellenz und die übrigen Herren Minister kommen zu lassen, „weil ohne eine förmliche Erlassung der bisherigen Eidespflicht, Anweisung und Vereidigung an den Successorem und Agnaten sich niemand durch dergleichen simple Declaration wird irre machen lassen können"[1]...

[1] In der Vorlage deutsch.

Se. Königliche Hoheit der Kronprinz hat mit mir gestern über die Auskünfte gesprochen, die wir ihm geben sollen, und war sehr dafür, daß es nach und nach und abschnittsweise geschieht. Zugleich aber sagte er, die Angelegenheit von Jülich und Berg[1] und ihr jetziger Stand erschiene ihm als das Bedeutsamste, und es wäre ihm daher lieb, wenn damit begonnen würde. . .

Podewils an Thulemeier

[Berlin] 31. Mai 1740.

Ich komme soeben aus Potsdam zurück, mit gepreßtem Herzen und Tränen in den Augen über den Tod unseres geliebten und allergnädigsten Herrn. Es hat Gott gefallen, ihn heute nachmittag um $3^1/_4$ Uhr abzuberufen. Seine verstorbene Majestät glorreichen Andenkens ließ uns heute morgen schon nach 5 Uhr zu sich kommen und gab Herrn Schumacher eine Art Abdankung zu Protokoll. Darin übergab er alles unserem jetzigen erlauchten Herrn, in dem Glauben, daß es noch nicht so schnell zu Ende ginge. . .

Friedrich Wilhelm I.

Nach der Darstellung von Poellnitz[2]

Friedrich Wilhelm besaß einen hervorragenden Verstand, und er war sehr geschickt in der inneren Regierung seiner Lande, aber nicht gleichmäßig in seinen politischen Zielen. Gern verfiel er von einem Extrem ins andere. Für gewöhnlich war er übermäßig zurückhaltend und bisweilen von grenzenloser Naivität. Die gleichen Kontraste zeigten sich bei seinen Tugenden, wie bei seinen Fehlern. Er war ein besserer Sohn als Vater und Gatte. Er liebte wohl Frau und Kinder, behandelte sie aber hart.

Schon von klein auf hatte er eine ausgeprägte Vorliebe für die Soldaten und eine große Abneigung gegen die Wissenschaften. Diese ging so weit, daß er nach seiner Thronbesteigung am liebsten gesehen hätte, daß alle Welt den militärischen Beruf erwählte, aber nicht das Studium. So kam es, daß er für die Erziehung seiner Söhne keine Sorge trug. Er verheiratete seine Töchter unbekümmert um ihr künftiges Glück.

Die enge Freundschaft, in der er mit König August von Polen lebte, brachte ihm nichts ein, und auch das Bündnis mit dem Kaiser[3], das er mehr aus Haß gegen die Franzosen als gegen Frankreich geschlossen hatte, war für ihn weder nützlich

[1] Die Herzogtümer Jülich und Berg waren 1614 bei der Teilung der Klevischen Erbschaft an das Haus Pfalz-Neuburg gefallen. Kurfürst Karl Philipp von der Pfalz, der Letzte dieser Linie, war hochbetagt. Mit seinem Tode lebten nach preußischer Auffassung die Ansprüche auf jene Gebiete, denen der Große Kurfürst im Klevischen Erbvergleich 1666 entsagt hatte, wieder auf, während nach pfälzischer Ansicht die weibliche Deszendenz galt. Vgl. Ges. Werke, Bd. 1, S. 32ff., 58, 67, 121, 152, 161f.; Bd. 2, S. 54f. — [2] Vgl. Poellnitz, „Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg", Bd. 2, S. 379ff. (Berlin 1791). — [3] Vgl. S. 86.

noch ruhmvoll. Er sah es erst ein, als es zu spät war. Er erhob viel mehr Gelder in seinen Landen, als seine Vorgänger, aber einzig zu dem Zweck, um ein großes Heer zu unterhalten und Schätze aufzuhäufen, die er verscharrte. . . Er bewahrte nicht bloß seine Lande, sondern vermehrte sie sogar durch die Eroberung von Stettin und durch andere Erwerbungen. Vielleicht hätte er ihnen noch Polnisch-Preußen hinzufügen können, wofern er sich nach dem Tode König Augusts (1733) in den polnischen Streit eingemischt hätte; aber da er den Frieden liebte, wollte er nichts wagen. . .

Seinem Verstande nach gebührt Friedrich Wilhelm der Platz unter den klügsten Fürsten, die je gelebt haben. Er besaß leichte Auffassungsgabe, starke Einbildungskraft und ein wunderbares Gedächtnis. Persönlich bearbeitete er unglaublich viel Sachen. Alle Regierungsgeschäfte mußten ihm vor Augen kommen und durch seine Hände gehen. Seine Minister wagten nicht, wie anderswo, seine Unterschrift unter irgendein Aktenstück zu setzen; vielmehr zeichnete er alles selbst, ohne sich auf sie zu verlassen, wie sehr er auch sonst auf ihre Verschwiegenheit und Rechtschaffenheit baute. Die von ihm eigenhändig unterschriebenen Orders an Offiziere und Beamte gingen manchmal an einem Tage in die Hunderte.

Allein die Strenge, in der er bis an sein Lebensende nicht nachließ, hatte zur Folge, daß seine Untertanen ihn nicht betrauerten: er errang wohl ihre Bewunderung, aber ihre Liebe konnte er sich nicht erwerben.

Nach Schlözers Briefwechsel[1]

König Friedrich Wilhelm I., einer der größten Könige, — der aber auch, welches wohl zu merken ist, die größten Minister hatte, Männer von weit umfassendem Geiste, die von unten auf dienten und erst durch Verdienste geadelt wurden, Ilgen[2], Kraut[3], Katsch[4], andrer braven Minister, die auch alle bürgerlicher Extraction gewesen waren, zu geschweigen — hatte von 1713 bis 1740 das große Staatsproblem, ein faules Volk arbeitsam, ein üppiges Volk sparsam und einen verschuldeten Staat reich zu machen, aufgelöst. Aber ganz Europa sah nur, daß er anstatt einer majestätischen Perücke einen steifen Zopf trug und, anstatt Leckerbissen, Erbsen und Speck aß. Man hielt ihn für lächerlich, nebenher auch für tyrannisch, wegen seiner (freilich höchst zu tadelnden) auswärtigen gewaltsamen Werbungen und für geizig, weil er Geld in den Schatz legte. In dasjenige, was seine Regierung wahrhaftig groß machte, drang nicht ein einziger europäischer Hof ein, bloß weil ungezwungenerweise von keiner einzigen Sache etwas öffentlich geschrieben wurde. Hätte man die wahre Staatskunde von Preußen nur halb eingesehen, so hätte König Friedrich II. nicht so schnell Schlesien erobern und behalten können. Dies ist offenbar.

[1] Vgl. „August Ludwig Schlözers, Professors in Göttingen, Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts", Teil 2, S. 12f., 2. Aufl., (Göttingen 1778). — [2] Vgl. S. 9f. — [3] Johann Andreas von Kraut (1661—1723). — [4] Christoph von Katsch (1665—1729).

Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth

An König Friedrich[1]

[Bayreuth, Juni 1740.]

Liebster Bruder! Nachdem ich dem König gegeben habe, was des Königs ist, erlaube mir, etwas offenherziger mit einem Bruder zu sprechen, der mir tausendmal teurer ist als mein eigenes Ich, um Dir zu sagen, wie sehr ich für Deine Zufriedenheit in Deinem neuen Stande bete. Ich muß gestehen, daß der Tod des Königs mir sehr nahe gegangen ist, obwohl er gegen mich vielleicht nicht immer mit väterlicher Liebe gehandelt hat. Doch sei es Vorurteil der Erziehung, Regung der Natur oder schuldige Ehrfurcht vor einem gewiß großen Fürsten, der Verlust hat mich tief getroffen, und ich kann sagen, ich empfinde ihn stark. Aber die Freude, Dich aus Deiner traurigen Lage befreit zu sehen, beruhigt meinen Geist, und dann fühle ich, daß der Bruder in meinem Herzen allem anderen vorgeht. Der Himmel belohne Dich jetzt durch jedwedes Glück für all den Kummer, den Du früher erlitten hast. Schon sehe ich eine der glorreichsten Regierungen voraus, die wir seit lange gehabt haben, und mein Vaterland als das glücklichste Land der Welt. . .

[1] Nach der Urschrift im Hausarchiv zu Charlottenburg. Vgl. die Charakteristik der Markgräfin in den Ges. Werken, Bd. 3, S. 152f., und die ihr gewidmeten Gedichte ebenda, Bd. 9, S. 94ff.; Bd. 10, S. 7ff., 18ff., 111ff., und dazu das Gedicht an Lord Marschall (Bd. 10, S. 154ff.). Die dem Jahre 1735 eingereihte „Epistel" gehört dem Jahre 1739 an.



Thronbesteigung



Münchhausen*

Juni 1740

An König Georg II.

Berlin, 7. Juni 1740.

... Etwas Veränderliches ist noch zur Zeit, so viel ich vernehme, nicht vorgefallen; jedermann verspricht sich sehr viel Gutes von dem neuen König, und scheinet alles erfreuet und aufgelebet zu sein. Derselbe hat sich bishero in Charlottenburg aufgehalten und ist nur wenige Male auf eine Stunde anhero gekommen; dahingegen sowohl die neue als Ihro Maj. die verwittibte Königin allhier auf dem Schloß sich befinden.

* Freiherr Gerlach Adolf von Münchhausen (1688—1770), Präsident des hannöverschen Geheimen Rates, war von König Georg II. von England nach Berlin gesandt worden, um die Erneuerung des 1693 auf ewige Zeiten abgeschlossenen Bündnisses zwischen Hannover und Preußen zu beantragen. Am 6. Juni traf er am Berliner Hof ein, den er bereits am 22. wieder verließ, da die Verhandlungen zu keinem Ziele führten. Seine Berichte nach dem Abdruck bei Frensdorff, „G. A. v. Münchhausens Berichte über seine Mission nach Berlin im Juni 1740" (Berlin 1904). Die Vorlage ist deutsch.

Berlin, 10. Juni 1740.

Dasjenige, so mir bis hierher von des Königes in Preußen Verfügungen bekannt worden, betrifft das Arrangement des Landes, welches er in gar vielen Stücken eines Soulagements und Verbesserung nötig zu haben wohl erkennet.

Die Expektanzien, womit vorhin ein großer Mißbrauch vorgegangen, sind insgesamt, insoferne sie noch nicht fällig gewesen, aufgehoben, jedoch [ist] einigen dafür eine Erstattung mit Geld verwilliget worden.

Der bekannte Eckart[1], welcher unter dem Namen von Plusmacher das Land sehr gedrucket, hat seine Demission erhalten und ist zugleich aus dem Land geschaffet worden, welches als eine außerordentliche Gnade vor diesen Menschen, der nach jedermanns Urteil ein härteres wohl verdienet hätte, angesehen wird...

In militaribus will der König, was die Subordination, gute Ordnung und Disziplin anbelangt, nichts ändern, sondern fernerhin darüber genau gehalten wissen; hat jedoch ausdrücklich verordnet, daß die gezwungenen Werbungen gänzlich cessieren und die in großer Menge aussеiende Werber zuruckkommen sollten; wobei auch denen Ober- und Unter-Offiziers ernstlich verboten worden, gegen die gemeine Soldaten sich alles ruden Traktaments zu enthalten und selbigen dagegen glimpflich zu begegnen.

Bei dem gegenwärtigen Notstand der Untertanen, da es denen mehresten an Korn fehlet, hat er seine mitleidige Vorsorge dadurch zu Tage geleget, daß er befohlen, das Getreid, à quel prix que ce soit[2], aufzukaufen und denen Untertanen vor ein billiges wiederum zu überlassen, mit dem Beifügen, daß er lieber vieles verlieren als einen einzigen seiner Untertanen in Hungersnot wissen wollte. Nicht weniger hat er veranstaltet, daß das Wild, so überall sehr häufig ist und die Untertanen ungemein beschweret hat, weggeschossen und, ob es gleich jetzo außer der Zeit sei, dennoch sofort ein Anfang damit gemachet werden solle, um es [einzu]schüchtern und die Untertanen des unerträglichen Bewachens ihrer Ländereien zu entheben.

Seinen Ministris hat er bezeiget, daß, wie er sich von ihnen einer gleichen Treue verspräche, als sie seinem Herrn Vater erwiesen, also er ihnen insonderheit seine Untertanen so sehr und noch mehr als sein eigenes Interesse recommandierete und, falls von ihm wider Vermuten eine Ordre ausginge, so deme zuwider, er von ihnen Gegenvorstellung verlange, um selbige ändern zu können[3].

Die Vornehmung der Torturen bei Inquisitionen will er künftig nicht mehr dulden, sondern, ob solche gänzlich abzuschaffen, ein Gutachten des Kriminal-Kollegii erfordern.

Wie nun diese von mir mit Zuverlässigkeit in Erfahrung gebrachte Anekdoten von des Königes lobwürdigen Gemüts-Beschaffenheit genugsame Anzeige tun, und man sich mit großer Wahrscheinlichkeit promittieren kann, daß er ein gerechter, gütiger und vor seine Untertanen sehr portierter Herr sein werde,

[1] Der Geheime Finanzrat Johann Gottlob von Eckart. — [2] Um jeden Preis. — [3] Vgl. die Ansprache des Königs vom 2. Juni in den „Gesprächen", S. 24.

also habe mich verpflichtet erachtet, Ew. Königl. Maj. davon vorgängig allerunvertänigsten Bericht zu erstatten.

Inzwischen kann noch niemand mit Grund urteilen oder sagen, wohin des Königs Confidence sich hinlenken werde. Er soll sich große Mühe geben, die Kenntniß von Affären, davon er zuvor excludieret gewesen, zu erlangen, und sind viele der Meinung, er werde, zumal in publicis[1], alles selbst tun und andere Consilia eben nicht verlangen.

Man meinet nicht, daß er vor Frankreich sehr portieret und am wenigsten die Person des französischen Ministers Valory[2] ihm angenehm sei, dahingegen man ihn vor Schweden und zu einer Allianz mit dieser Kron geneigt, aber keinen Freund von Rußland zu sein glaubet. Soviel ist gewiß, daß der schwedische Minister[3] von ihm goûtieret wird, und werde ich auf diesen Punkt alle erdenkliche Aufmerksamkeit nehmen und selbigen weiter zu éclairciren ohnermangeln.

Den Geheimen Rat Podewils[4] soll er als Kronprinz gar nicht haben leiden können; einige wollen aber davor halten, daß es jetzt besser sei, nachdem der verstorbene König in denen letzteren Tagen vor seinem Ende, da er einen tendren Abschied vom nunmehrigen König genommen und die vergangene widrige Dinge bereuet, jenen als einen treuen und zelierten Minister recommandieret habe. . .

An einen der Geheimen Räte in Hannover

Berlin, 12. Juni 1740.

. . . Es ist hier überaus übel, zu negociieren, weil man nicht weiß, wer Koch oder Kellner ist und gegen wen man sich offenbaren kann. Die Ministri wollen alles schriftlich haben; ich glaube also, man muß dem König einige Zeit lassen, um sich selbst zu fassen und erst eine Idee von denen Affären zu erhalten. Alle Précipitation und Instance[5], so vor jetzo geschiehet, wird vergebens und mehr schädlich sein! . . .

Der Herr Podewils scheinet in Kredit zu kommen, vielleicht aus Notwendigkeit, weil sonst niemand ist, der dem König von Affären etwas sagen kann. Ich zweifle aber sehr, ob er jemals unser Freund sein werde. . .

An König Georg II.

Berlin, 12. Juni 1740.

. . . Das hiesige Ministerium kann so, wie es jetzo ist, wohl nicht bleiben, da der Feldmarschall von Borcke[6] fast kindisch und zu Affären nicht mehr geschicket und der von Thulemeier[7] ebenfalls abgängig ist, mithin der einzige Podewils übrig bleibet, der aber, so viel ich noch zur Zeit abnehmen können, mehr Worte und eine vermeintliche Suffisance als Solidität hat. Der Graf von Schulen-

[1] In der auswärtigen Politik. — [2] Vgl. S. 79. — [3] Karl von Rudenschöld. — [4] Vgl. S. 84. — [5] Übereilung und Drängen. — [6] Graf Adrian Bernhard von Borcke (1668—1741), Feldmarschall und Kabinettsminister. — [7] Thulemeier (vgl. S. 79) starb am 4. August 1740.

burg[1], der ein vernünftiger, geschickter Mann, auch vor Ew. Kgl. Maj. Interesse sehr wohl portieret ist, hat sich flattieret, ins Ministerium gezogen zu werden; und ob er schon kurz vor des verstorbenen Königes Tod durch eine allzu frühzeitige Démarche es in etwas verdorben haben soll, so vermeinet man doch, er werde die vorige Confiance bald wieder erhalten und eine gute Figur machen.

Der König wird aber schwerlich einem Ministro eine völlige Confidence zuwenden, sondern in publicis alles selbst dirigieren wollen, auch in Ansehung derer Domesticorum[2], da insonderheit in denen Zivil-Bedienungen mehrenteils sehr böse und schlechte Leute employieret sind, vermutlich erst einige Monate vorbeigehen lassen, ehe eine Veränderung geschiehet, zumalen der verstorbene König ihn mit großer Tendresse ersuchet, sich darunter nicht zu übereilen. . .

Berlin, 18. Juni 1740.

Ew. Kgl. Maj. haben mir unter andern in Gnaden aufgegeben, dahin bemühet zu sein, um des Königes von Preußen persönliche Inclinationes sowohl als dessen eigentliche Sentiments in Ansehung Ew. Kgl. Maj. und anderer Puissancen zu erforschen. Was ich nun in der wenigen Zeit meines hiesigen Aufenthalts hiervon bemerken können, solches bestehet in folgendem:

1) wird nach allen sich zeigenden Datis der Militärstand beim jetzigen König von Preußen eine solche Prédilection behalten, daß dessen meiste Application darauf gerichtet bleiben wird, wie denn auch solches wohl nicht anders sein kann, indem der König darin Goût und Vergnügen findet, mit lauter Offiziers umgeben ist und noch zur Zeit kein anderer eine sonderliche Admission bei ihm hat.

Obgleich das Land eine Verminderung der Truppen sehr wünschet und benötiget wäre, so hält man doch vor gewiß, daß daran nicht, sondern vielmehr darauf gedacht werde, wie noch einige neue Regimenter zu errichten[3]. . .

Über die gewaltsame Werbungen hat der König bisher bei aller Gelegenheit ein ungemeines Mißfallen verspüren lassen; nicht weniger machet sich jedermann die Hoffnung, er werde auf außerordentlich große Leute nicht bestehen. Ob aber die in seinen eigenen Landen mit denen Werbungen sonst vorgegangene Exzesse völlig nachbleiben werden, daran wird sehr gezweifelt, weiln die vor jedes Regiment établierte Kantons bleiben, die Offiziers stets um und bei ihm sein und allerhand ihren Absichten gemäße Insinuationes zu machen Gelegenheit haben.

2) scheinet des Königes von Preußen Hauptpassion noch zur Zeit auf die Musik zu gehen, welche dann, wie man vermutet, die Einführung der Opern und Komödien nach sich ziehen dörfte. Daß er aber außer diesen bei Hof große Magnificence sollte sehen lassen wollen, solches wird um deswillen nicht vor wahrscheinlich gehalten, weiln Se. Majestät zu denen wieder anzurichtenden Hofchargen, der allgemeinen Vermutung nach, nichts als Offiziers gebrauchen

[1] Vgl. S. 47. — [2] In der inneren Politik. — [3] Noch 1740 wurden ein Husarenregiment und sieben Infanterieregimenter im Lande und zwei aus fremden Truppen neu errichtet.


GERLACH ADOLPH L.B. de MVNCHHAVSEN
in Strausfurth cet.
Ser. M. Brit. Reg. a Consil. Int. et per Duc. Cell. Magn. Aduocat.
Zopyre, dic, quis hic est? Aut est MVNCHHVSIVS, aut est
Musarum templo pictus Apollo. Tenes.
adscr.
Io. Matthias Gesnerus.
Eques de Rusca pinxit.

dörften, welche so wenig als sonst jemand allhier in dergleichen Dingen die geringste Kenntnis haben, wie ich denn zuverlässig in Erfahrung gebracht, daß der verstorbene König von Preußen alle vordem beim Marschall-Amt geführte Akten und Nachrichten vom Hof-Zeremoniell verbrennen lassen. Überdem ist mir auch von guter Hand versichert worden, daß dem jetzt regierenden König von Preußen dergleichen Zeremonialia und die Gala-Täge unangenehm wären und er sich in der vorigen Zeit, wenn er gleich öfters ein Festin mit großem Verlangen gewünschet, gar bald dabei ennuyieret hätte, auch überhaupt in solchen Dingen ziemlich veränderlich sei.

3) zeiget sich aus verschiedenen Umständen, daß der König von Preußen vor der Hand von seiner Person selbst embarrassieret sei und deswegen mit fremden Ministris sich in einen Discours von Affären einzulassen vermeide, sondern lieber mit seinen Konfidenten in particulari[1] sein wolle. Mit diesen gehet er mit der größten Douceur um, und haben sie bei dem Séjour zu Rheinsberg und Charlottenburg auf seinen ausdrücklichen Befehl die Freiheit gebrauchen müssen, im Néglige zu ihm in die Kammer zu kommen und also bei ihm oder in der Antichambre bis zu Mittag zu bleiben. Weiln aber diese Lebensart wohl noch von denen vorigen calamiteusen Zeiten herrühret, so ist sehr zu vermuten, daß solches mit der Zeit sich um so mehr ändern werde, als

4) der König von Preußen eine große Ambition hat und auf seine hohe Dignität sehr attent zu sein scheinet.

5) ist er ein großer Liebhaber von der Lektüre und denen belles lettres, worauf er vermutlich viele Zeit wenden und gelehrte Leute, insonderheit die sogenannten esprits forts anhero zu ziehen suchen wird, gestalten bereits außer dem Professor Wolff aus Marburg[2] der Voltaire und verschiedene andere Franzosen, unter Versprechung ansehnlicher Pensionen, anhero invitieret worden.

6) Dieses und gewisse philosophische Sentiments mögen vielleicht mit die Ursache sein, daß bei diesem Herrn noch zur Zeit auf das Sujet der Religion eine ziemliche Indifferenz verspüret wird.

7) Zum Bauen scheinet er auch Lust zu haben, doch mehr in Ansehung seiner eigenen sehr verfallenen Palais und Gärten, als ratione[3] derer hiesigen Bürgerhäuser, deren ohnedem weit mehrere erbauet sind, als Bewohner vorhanden...

8) Da der König von Preußen sich selbst raten zu können vermeinet und diesfalls eine große Opinion von sich hat, solche auch durch die um sich habende Courtisans ungemein vermehret und unterhalten wird, so wird er schwerlich jemand von seinen Ministris eine völlige Confiance geben, sondern nach dem Gebrauch seines Herrn Vaters, wie er auch schon jetzo tut, lauter schriftliche Rapports von ihnen sich zustellen lassen und seine Résolution dabei jedesmal markieren, welche Methode jedoch vor Herrn und Diener sehr beschwerlich ist, auch viele andere denen Affären selbst schadende Inconvenienzien mit sich führet.

[1] Unter vier Augen. — [2] Der Philosoph Christian Wolff (1679—1754) war 1723 aus Preußen ausgewiesen und nach Marburg gegangen. Auf Friedrichs Ruf kehrte er am 6. Dezember 1740 wieder auf seinen Lehrstuhl nach Halle zurück. — [3] Im Hinblick.

Noch zur Zeit wird zwar Podewils von dem König aus denen letzthin schon berichteten Ursachen distinguieret, zumalen der Feldmarschall Borcke gar nicht mehr ausgehen kann und fast imbécile ist, ingleichen Thulemeier ebenfalls unbehülflich und vor einen so munteren Herrn nicht mehr aufgeleget ist, ob er gleich in seinem Haus die meiste Arbeit und Aufsätze machet, indem er ohnstreitig eine große Geschicklichkeit besitzet und darinnen sowohl als in der Finesse vor Podewils einen großen Vorzug hat.

Wohin des Königs von Preußen eigentliche Sentiments in Ansehung Ew. Königl. Maj. und anderer Puissancen gerichtet seien, hat mein kurzes Hiersein und die große Retenue des Königs und seiner Confidenten mit Zuverläßigkeit zu approfondieren nicht verstattet.

Wenn ich jedoch alle mir bisher zugekommene Data, und was ich bei dem König und der verwittibten Königin Maj. wahrgenommen, in Betrachtung ziehe, als von welcher letzteren ich die gegen mich bezeigte Offenherzigkeit und vor Ew. Königl. Maj. tragende tendre und ergebene Sentiments nicht genugsam zu rühmen vermag, so kann ich nach meinen Pflichten, bestem Wissen und Erkenntnis nicht anders vermuten, als daß der König von Preußen gegen Ew. Kgl. Maj. eine ausnehmende Prédilection habe und mit Deroselben auf das genaueste sich zu uniren gewillet sei.

Nachdem aber Ihro Maj. bis hierher mit überaus vielen Domestik-Sachen unablässig beschäftiget, anbei auch genötiget sind, sich erst von dem gegenwärtigen Zustand der Affären zu informieren, wovon Sie in vorigen Zeiten wohl zuweilen das Gros, aber kein Détail erfahren, so scheinet dieses mit die Ursache zu sein, daß Sie gerne, ehe und bevor Sie sich positivement erklären, noch etwas Zeit gewinnen wollen; worzu auch wohl mit eine Bewegnis abgeben mag, daß man nicht sofort in primo limine[1] der angetretenen Regierung dem französischen, auch vielleicht dem Kaiserlichen Hof Ombrage geben und etwa erst absehen will, was vor Passus diese Höfe tun und was sie anbringen werden...

Was Frankreich betrifft, so scheinet der König von Preußen die Nation, ihre Manieren, Bücher und insonderheit die Sprache, darüber Sie fast Dero Muttersprache vergessen und solche ungerne reden, nebst anderen dergleichen äußerlichen Dingen sehr zu lieben, von welchen Umständen freilich Frankreich zu profitieren und seine Intriguen eher anzubringen Gelegenheit hat. Ich will jedoch nicht vermuten, daß solches in das Hauptwerk Influenz haben und der König von Preußen denen französischen Verleitungen Gehör geben sollte...

Gegen den Kaiserlichen Hof ist man noch immer sehr piquieret und saget ohne Schen, daß daselbst schlechte Consilia und gar kein Systema mehr zu finden sei. Demohngeachtet wird man doch anjetzo in Wien das Terrain zu sondieren suchen, um zu sehen, ob sich daselbst dermalen eine bessere Situation vor die hiesigen Affären finde...

[1] Sofort zu Beginn.

Berlin, 22. Juni 1740.

Von denen Umständen des hiesigen Hofes habe ich noch folgendes beizufügen, daß des Königes von Preußen Maj. resolvieret, noch 14 Bataillons Infanterie in 7 Regimentern zu errichten, davon die Obristen Camas und Münchow[1] bereits zu Chefs ernennet sind und die übrigen Offiziers aus dem Potsdamischen Corps genommen werden sollen.

Die Ursache, warum der König auf die Vermehrung der Truppen gehet, da die vorhandene das Land schon mehr als zuviel drücken, kann man nicht zuverlässig wissen, außer daß man weiß, daß der verstorbene König kurz vor seinem End ihm den Rat gegeben, das große Corps[2], so ihm monatlich 23000 Taler außer der Montierung, Gewehr, Anwerbung und dergleichen gekostet, nicht zu behalten, sondern ihm vorgerechnet, daß er statt dessen mit wenigeren Kosten 10 Bataillons halten könne.

Da aber diese Leute im Lande nicht zu finden, so vermeinen des Königes von Preußen Majestät, die gemeine Soldaten auswärts zu erhalten, und hat dahero nach Wolfenbüttel und verschiedene kleine Höfe schreiben lassen. Die meisten aber zweifeln, ob dieses Project, oder wenigstens so bald nicht, als der König sich solches vorstellet, zum Stand kommen werde.

Gegen die Königin Frau Mutter Majestät bezeiget der König von Preußen eine ungemeine Veneration, hat ihre Tafelgelder und Wittum vermehret und läßet in Monbijou Deroselben ein neues schönes Palais bauen. Man vernimmet zwar nicht, daß dieselbe sich eben von etwas melieren, jedoch habe ich selbst so viel wahrgenommen, daß sie dasjenige, was Ihro gesaget worden, an des Königes Maj. zu schreiben übernommen.

Was die regierende Königin[3] betrifft, so hat der König mit derselben gar wenigen Umgang, indem sie in Berlin und der König in Charlottenburg ist und, wenn der König auch nach Berlin kommet, sie außer der Tafel nur auf einen Moment siehet, wie er denn auch bei der Tafel selbst mit ihr gar nicht sprechen soll. Die Ursache mag wohl sein, daß die Königin nicht von solcher Lebhaftigkeit ist noch so insinuant ist, daß sie den König, der voller Vivacität ist, auf eine angenehme Art unterhalten könnte, zumalen sie wegen des Stotterns sich sehr undeutlich explicieret. Diejenige, so sie vorher gekennet, finden sie auch in ihrem Aussehen sehr verändert, und jedermann kommt damit überein, daß sie niemals bei dem König Kredit haben und erlangen werde.

Den Fürsten von Dessau[4] kann der König zwar nicht leiden, sondern hasset ihn vielmehr. Gleichwohl soll dieser jetzo alle ersinnliche Intriguen gebrauchen und insonderheit durch seine Freunde vorstellen lassen, daß, wenn es dereinst zum Krieg käme, niemand außer ihm die Armee kommandieren könnte, damit er sich bei dem König wiederum wohl setze. Man hält jedoch davor, daß, wenn er auch auf eine Zeit lang darinnen réussieren sollte, solches nicht lange währen dörfte, weiln der Haß gegen ihn beim König gar zu groß und der Fürst selbst das Gubernieren nicht lassen kann.

[1] Paul Heinrich Tillo de Camas (1688—1741) und Gustav Bogislav von Münchow. — [2] Die Riesengarde. Sie tat zum letztenmal beim Leichenbegängnis Friedrich Wilhelms I. am 22. Juni Dienst. — [3] Elisabeth Christine. — [4] Den Alten Dessauer.



König Friedrich und sein Hof

Nach der „Relation“ des Hofrats König *

Dresden, 16. Juli 1740.

Der Charakter des Königs von Preußen bestehet aus unendlich vielem Guten, welches aber annoch mit mancherlei Zweideutigkeiten vermenget ist. Er hat sich gleich anfangs verlauten lassen, daß er vor allen Dingen seine Armee, sein Finanzwesen und das Ministerium in Stand setzen, nicht weniger die Wissenschaften wieder emporheben wolle.

Dabei hat er lauter vaste Ideen. Das alte Schloß will er vorerst gar nicht bewohnen, vielleicht mehr aus einem Widerwillen gegen dasselbe, weil er in

* Der kursächsische Hofrat und Zeremonienmeister Johann Ulrich König (1688—1744), zugleich Schriftsteller und Hofpoet, befand sich zur Zeit des preußischen Thronwechsels in geheimer Sendung in Berlin. Seine Erlebnisse und Beobachtungen legte er nach seiner Rückkehr nach Dresden in zwei Denkschriften vom 16. Juli 1740 nieder, der oben mitgeteilten „Relation, wie der Königl. Preußische Hof und besonders der Gemütscharakter des itzt regierenden Königs Friedrichs II. beschaffen ist“, und der „Relation“ über Keyserlingk (vgl. S. 118ff.). Der obige Abdruck nach der Urschrift in der Sächsischen Landesbibliothek zu Dresden. Die Vorlage ist deutsch.

seinem Leben so vielen Verdruß darin ausstehen müssen, als weil, wie er sagt, doch nichts Gescheutes daraus zu machen sei, wieviel er auch daran wenden würde. Also soll ein sehr großes neues Schloß, nicht weit von dem alten, nebst einem kostbaren Garten, und nahe dabei die große Königl. Akademie erbauet werden, damit der König selbst dahin gehen kann, um bisweilen öffentlich lesen zu hören; dann er will, wie er spricht, keine Académie dormante, wie die in Petersburg sei, sondern eine Académie vivante[1] haben[2], da die Professores öffentlich lesen und dozieren sollen. Daher werden die Professores große Besoldungen haben, damit sie nicht von den Zuhörern ihren Unterhalt suchen dürfen und sich nicht darum zu bekümmern haben, ob viel oder wenig Auditores[3] vorhanden sind.

Dem Hofrat Wolff[4] in Marburg sind gleich anfangs 2000 Taler geboten worden zu seinem jährlichen Gehalt, ohne frei Quartier in der Akademie und dergleichen. Einige sagen, daß er in seiner Antwort versprochen, gewiß zu kommen. Andere behaupten, er habe das Gegenteil getan und sich damit entschuldiget, er könne dergleichen nicht annehmen, ohne für den undankbarsten Menschen in seines Herrn, des Königs von Schweden[5], Augen, zu passieren: maßen Ihro Schwedische Majest. ihn wider seine Verfolger in seiner größten Drangsal so liebreich beschützt und aufgenommen, auch mit Wohltaten solchergestalt überhäuft, daß er nicht nur sein reichliches Auskommen habe, sondern auch noch jährlich ein paar tausend Taler zurücklegen könne. Es würde ihm, wie er sagt, in der ganzen Welt einen üblen Namen machen, wenn er so undankbar an seinem itzigen Herrn handeln und dennoch, wie bisher, in seinen Lektionen und Schriften fortfahren wollte, wider das Laster der Unerkenntlichkeit zu eifern.

Signor Algarotti[6], der schon würklich angekommen, kriegt jährlich 800 Taler, bouche en cour[7] und frei Quartier, ist auch meistens um den König und wird von demselben von Zeit zu Zeit beschenkt.

Die Anatomie-Kammer und das Observatorium, wie auch das Stallgebäude[8], wo die Sozietät der Wissenschaften sich sonst versammelte, werden alle weggerissen, sollen weit prächtiger erbauet und mit den besten dazu gehörigen mathematischen, optischen und physikalischen Instrumenten aus Frankreich, Engelland und Italien versehen werden.

Außer diesem will der König einen hortum medicum[9] anlegen, dem keiner in ganz Europa gleichen und in welchem man das besondere Gute eines jeden

[1] Keine schlafende, sondern eine lebende Akademie. — [2] Die von König Friedrich I. 1700 errichtete Akademie wurde erst 1744 von seinem Enkel neu begründet und mit feierlicher Sitzung am 24. Januar 1744 eröffnet. Vgl. Friedrichs Ode „Die Erneuerung der Akademie" in den Ges. Werken, Bd. 9, S. 18ff. — [3] Hörer. — [4] Vgl. S. 100. — [5] Friedrich I. (1676—1751), regierender Landgraf von Hessen-Kassel, seit 1720 auch König von Schweden. — [6] Francesco Algarotti (1712—1764), venezianischer Kaufmannssohn und Schriftsteller, hatte den Kronprinzen 1739 in Rheinsberg besucht. Sofort am 2. Juni 1740 nach Berlin berufen, trat er in Friedrichs Freundeskreis. Vgl. Friedrichs Gedichte an ihn in den Ges. Werken, Bd. 9, S. 111ff.; Bd. 10, S. 54f. — [7] Unterhalt am Hofe. — [8] Auf dem Platz der heutigen Preußischen Staatsbibliothek. Das Akademie-Gebäude verbrannte 1743 und wurde 1745 neu errichtet. — [9] Arzneigarten.

allein gleich beisammen finden kann; wie mir dann der Königl. Leibmedicus, Hofrat Dr. Eller, den ganzen Plan davon vorgesagt, welcher so nützlich als sinnreich eingeteilt und kostbar ist.

Ferner soll ein Opernhaus zu italienischen Singspielen, dergleichen noch keines gewesen, ein Komödienhaus zu Tragödien und Komödien für die besten französischen Acteurs, nicht weniger ein großer Saal erbauet werden, worin alle Wochen ein- oder mehrmal öffentlich Konzert sein und nicht nur dem Adel beiderlei Geschlechts, sondern auch den bürgerlichen Töchtern erlaubt sein soll, zu erscheinen und zuzuhören.

Die Königl. Bibliothek soll mit großen Kosten vermehrt und eine besondere Königl. Buchdruckerei von den auserlesensten Schriften angeleget, kurz, alle Künste und Wissenschaften auf das beste befördert und geschützt werden. Wie dann der König eine gewisse französische und eine andere teutsche Berliner Zeitung[1], die der vorige König verboten, allsofort wieder fortzusetzen anbefohlen, auch dem Verfasser die dazu nötige Nachrichten selber mitteilen zu lassen, verheißen hat.

Zum Beweis, daß der König einen trefflichen goût, wie in allem, also auch im Bauen habe, ziehet man die beiden Schlösser Rheinsberg und Ruppin zum Exempel an, woselbst der König schon als Kronprinz, obgleich nur im Kleinen, lauter Meisterstücke von Gärten, von Salons, darinnen die Plafonds von Mr. Pesne[2] gemalt sind, und von kostbaren Ameublements, Schildereien-Sammlungen und anderen Auszierungen angebracht habe.

Man prätendieret, der König habe sich seit zehen Jahren zu Rheinsberg solchergestalt auf die Philosophie, Historie, Politik, Poesie und französische Sprache nebst der Musik geleget, daß er es in allen diesen Stücken dem größten Meister gleich, wo nicht zuvor tue. Wahr ist's, daß Baron von Keyserlingk[3] mir viele und darunter einige sehr lange französische Poesien von des Königs Arbeit vorgelesen, die man ohne Widerrede für Meisterstücke erkennen muß. In Prosa schreibt er ebenso gut und weiß, im Reden sehr zierlich und mit Nachdruck, auch ohne langes Bedenken, sich auszudrücken. Der König soll einen „Antimachiavell"[4] geschrieben und diese Pièce mit so vielen herrlichen und gründlichen Regeln, Reflexionen und moralischen Maximen ausgearbeitet haben, daß dieser Traktat der politische Katechismus aller Potentaten sein könne.

In der Mechanik besitzt er auch sehr große Einsicht und hat daher den Mr. Vaucanson[5] aus Paris verschrieben, welcher alldort bekanntermaßen die berühmte, selbstspielende Statue des Querpfeifers verfertiget hat und ein Mitglied der französischen Académie des Sciences, auch der habilste Mechanicus itziger Zeit und allbereits nach Berlin abgereiset ist. Überhaupt will der König 40 000 Taler jährlich, wie man versichert, zu seiner obgedachten Akademie destinieren, und man schmeichelt sich zu Berlin, die gelehrtesten

[1] Das „Journal de Berlin" und die „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" des Buchhändlers Haude. — [2] Vgl. S. 67. — [3] Vgl. S. 46. — [4] Vgl. S. 73. — [5] Jacques de Vaucanson (1700—1782), berühmter Mechaniker.

Leute aus ganz Europa, insonderheit den Mr. Maupertuis[1] aus Paris, die Herren s'Gravesande[2] aus Leiden und den Herrn Professor Euler[3] aus Petersburg dahin zu ziehen.

Zum Anfange der vorhabenden Gebäude soll er allbereits 60000 Taler haben auszahlen lassen.

Die Direktion aller dieser Gebäude ist einem gewissen von Knobelsdorff[4] aufgetragen, der an dem itzigen Berlinischen Hofe für einen großen Baumeister gehalten wird. Er malt dabei gar sauber in Miniatur, und das Porträt seines Königs, welches neulich hier in Dresden war, ist von seiner Hand und sehr ähnlich.



Aussicht vom Schlosse nach den Linden zu Berlin.
Vue du Château du côté des tilleuls à Berlin.

Es ist derselbe schon viele Jahre um den König als damaligen Kronprinzen gewesen. Er soll itzt eine Reise nach Paris tun, um die vornehmsten Gebäude daselbst in Augenschein zu nehmen. Zu seiner Equipage hat ihm der König 100 Louisdor zahlen lassen. Sonst bekommt er nunmehr, wie ein jeder von den neuen Königl. General-Adjutanten, jährlich 2400 Reichstaler.

Außer obbesagten Gebäuden wird auch an das Schloß zu Charlottenburg ein Flügel angebaut und bereits alle Anstalt dazu gemacht, auch der Grund schon gegraben, wie ich selbst gesehen und mir auch vorher schon Knobelsdorff selber den Riß davon gewiesen.

Nicht weniger hat der König noch einen großen Garten nahe bei Monbijou kaufen lassen, um seiner Frau Mutter zuliebe solchen Ort zu erweitern und noch schöner zu machen; der vielen Häuser zu geschweigen, die auf des Königs Kosten und Befehl alle schon um hundert und etlich und siebenzigtausend Taler erkauft

[1] Pierre Louis Moreau de Maupertuis (1698—1759), berühmter Naturforscher, der auf einer Nordlandreise durch Gradmessungen die Abplattung der Erdkugel bewies. Er siedelte 1745 nach Berlin über und wurde 1746 Präsident der Akademie der Wissenschaften. Vgl. Friedrichs Gedichte an ihn in den Ges. Werken, Bd. 9, S. 25ff. und 54ff. — [2] Wilhelm Jakob s'Gravesande (1688 bis 1742), Philosoph und Mathematiker. — [3] Leonhard Euler (1707—1783), Mathematiker. Er kehrte 1766 nach Petersburg zurück. — [4] Vgl. S. 66.

und zum Niederreißen bestimmt sind, damit das Gebäude der Königl. Akademie desto größer und geräumlicher werden kann.

Sein Kapellmeister, namens Graun[1], ist verschiedene Male bei mir gewesen, von welchem ich, weil er sich mir besonders verpflichtet zu sein glaubt, vieles erfahren. Denn ich habe denselben ehemals, als er noch Kreuz-Schüler in Dresden war, zu dem Herrn Feldmarschall Grafen von Wackerbarth[2] in Dienst als Sänger gebracht, hernach aber an den Wolfenbüttelschen Hof geschickt, woselbst er in weniger Zeit Kammer-Kompositeur und bei Gelegenheit der Vermählung des itzigen Königs von Preußen als Kronprinzen (1733) von demselben goûtiert und nach Rheinsberg gezogen worden. Dieser erzählte mir jüngsthin, der König habe ihn vor der zuletzt getanen Reise nach Ruppin[3] in Charlottenburg zu sich rufen lassen und ihm gesagt: „Nun habe ich auch für Ihn gesorget, Er soll künftighin 2000 Taler jährlichen Gehalt und jede Opéra besonders bezahlt bekommen." Als der Kapellmeister darauf mit innigster Bewegung geantwortet: „Ei! Ihro Majestät, das ist gar zu viel!" habe Baron von Keyserlingk, der dabei gestanden, mit Lachen zum König gesagt: „Das ist der erste, der eine solche Sprache führet." Worauf der König gelächelt und gegen Graun fortgefahren: „Ich werde Ihm auch lassen Geld zur Reise nach Italien auszahlen, wohin Er gleich nach meiner Abreise nach Preußen[4] abgehen soll, mir Sänger und Sängerinnen zu suchen und heraus zu bringen." Es sollen 3 bis 4 Sängerinnen, und diese dabei jung und schön, alle aber, sowohl diese als die Sänger, von gutem Gehör, schöner und reiner Stimme, auch geschickte Acteurs und habile Musici, ingleichen, wo möglich, annoch in keines andern Herrn Dienst gewesen, ja allenfalls lieber noch ganz junge Leute sein, die man zuziehen könne. Unter anderen schriftlichen Anfragen des Kapellmeisters Graun war auch diese: wieviel einem Virtuosen Geld zur Zurückreise zu bewilligen, wann er allenfalls dem König nicht anständig sein würde? Dazu ließ der König durch den Fredersdorff[5] an den Rand schreiben: „Sie sollen so sein, daß man sie nicht wieder zurücksenden darf." Gleichwohl will der König einer Person zum höchsten mehr nicht als 2000 Taler jährlich accordieren. Die ganze Summe, so er dazu ausgesetzt, beträgt jährlich wohl nicht 10 000 Taler und 3000 Taler zur Herausschaffung überhaupt. Von Decorateurs oder Maschinisten und dergleichen ist noch die Frage gar nicht vorgekommen. Metastasio[6] soll eine Opéra nach des Königs Gusto verfertigen, die vor allen Dingen sehr kurz sein soll.

Die meisten Leute zu Berlin sind in dem Wahn gestanden, der itzige König werde nach seines Herrn Vaters Ableben die vorhandenen Schätze verschwenderisch weggeben, und viele von denen vormaligen Kronprinzlichen Favoriten haben getrost ansehnliche Schulden gemacht, in Hoffnung, der junge König werde solche gleich nach seines Vaters Tod bezahlen und die

[1] Karl Heinrich Graun (vgl. S. 72). — [2] Graf Christoph Wackerbarth (1662—1734). — [3] 1. bis 3. Juli. In Nauen und Ruppin wurde das Regiment Garde aus der Riesengarde (vgl. S. 102) und dem alten Regiment des Kronprinzen zusammengestellt. — [4] Zur Erbhuldigung in Königsberg am 20. Juli. — [5] Vgl. S. 72. — [6] Pietro Metastasio (1698 bis 1782), italienischer Dichter.

bisher verborgenen Geldsäcke reihenweise unter seine Lieblinge austeilen; sie haben sich aber merklich geirret.

Der alte Kammerdirektor von Münchow[1] hat dem König als ehemaligen Kronprinzen in dessen Arrest zu Küstrin auch mit Aufsetzung seines Vermögens sehr beträchtliche Dienste geleistet. Einer von dessen Söhnen hat mehr als 20000 Taler in dem Vertrauen auf des Königs Liberalität vertan, jedoch mehr nicht erhalten als eine Zulage von wenig hundert Talern zu seiner bereits gehabten jährlichen Besoldung.

Man beschuldiget den König auch einer Neigung zur Kargheit, die sich mit den Jahren noch mehr an ihm äußern werde. Die Collegia waren sehr übel darauf zu sprechen, daß er ihnen keine Trauergelder verwilliget, da doch sein Herr Vater, ungeacht seiner bekannten Sparsamkeit, nach Absterben König Friederichs I. denen Collegiis 30000 Taler zu Trauerkleidung auszahlen lassen.

Nicht weniger ward es dem Könige verarget, daß er gleich nach seines Vaters Ableben Befehl erteilet, in allen Kassen die Restanten mit Exekution einzutreiben, welches zu vielem Nachteil und Schaden des Publici Anlaß gegeben. Man beklaget sich auch, daß ungeacht der schönen Versicherungen in öffentlichen Königl. Reskripten die Akzise dennoch so wenig vermindert worden, daß man vielmehr ihre Erhöhung befürchtet.

Als der junge König dem General Sydow[2] sein Haus abkaufen und solches zum Gouvernementshause machen, der General aber nach des Königs Meinung allzuviel dafür haben wollte, fuhr der König mit Ungeduld heraus und sagte: „Ich weiß ja, daß Ihm mein Vater so viel an Materialien dazu geschenkt hat, und Er will mich so sehr übersetzen; es ist schon gut, Er kann sein Haus behalten und hingehen, wo Er will.“ Seit solcher Zeit hat ihn auch der König nicht mehr angesehen, ungeacht er ehmals in dessen Hause zu gewissen Partien des plaisirs öfters eingekehret haben soll.

Einige wollen den König nebst dem Geiz auch der Undankbarkeit beschuldigen. Man erzählet unter andern zu dessen Beweis folgendes: Wie der König ehmals zu Küstrin als Kronprinz gefänglich und sehr hart gehalten, auch von dem verstorbenen König ausdrücklich anbefohlen worden, nach 9 Uhr abends bei dem Prinzen das Licht auszulöschen, damit solcher die Mortification haben möge, keine Bücher in der Nacht lesen zu können, welches damals sein einziger Trost und Zeitvertreib war, so habe ein gewisser Rittmeister von der dasigen Landgarnison, namens Graurock[3], welchem desfalls die Visitation aufgetragen worden, zwar würklich dem Kronprinzen das Licht um vorbesagte Zeit vor der Nase ausgelöschet, mit der Entschuldigung, als der Kronprinz ganz ungeduldig nach der Ursache gefragt, daß es des Königs Befehl sei. Kurz hernach aber, als der Prinz allbereits voller Unwillen über dieses Verfahren des Rittmeisters gewesen, sei solcher wieder mit dem von neuem angesteckten Licht in des Kronprinzen Gemach

[1] Vgl. S. 14. — [2] Ägidius Ehrenreich von Sydow. — [3] Capitän Gottfried von Graurock. Nach anderer Version soll es Fouqué gewesen sein. Vgl. [Büttner], „Mémoires du baron de La Motte Fouqué“, Bd. 1, S. 5 Anm. (Berlin 1788).

zurückgekommen und habe, da der Kronprinz auch hievon die Ursache zu wissen begehret, ehrerbietigst geantwortet: „Der König hat mir zwar Ordre gegeben, um 9 Uhr bei Euer Königl. Hoheit das Licht auszulöschen, aber dabei nicht verboten, solches wieder anzustecken.“ Durch dieses, zumal da der Rittmeister ungeacht der ihm deswegen androhenden Gefahr beständig damit fortgefahren, solange der Prinz daselbst arretiert gewesen, sei Se. Königl. Hoheit dermaßen gerühret worden, daß Sie dem Rittmeister, welcher ohnedem arm und mit vielen Kindern beschweret war, in Zukunft eine reichliche Versorgung zugesaget und ihm würklich auch anfangs nach Dero eigenem, damals geringen Vermögen monatlich zwar 5 Taler zugelegt, einige Jahre hernach aber solche nicht weiter an denselben auszahlen lassen.

Nicht weniger legen es einige dem König als einen Undank aus, daß er neulich dem General Dönhof[1] das Regiment genommen, ungeacht dieser der einzige gewesen, der ehmals in dem dazu niedergesetzten Kriegsgerichte das Todesurteil wider den Kronprinzen nicht unterschreiben wollen[2]; sie verschweigen aber dabei die andern Übeltaten dieses Mannes, wodurch er sich den Haß aller rechtschaffenen Leute zugezogen hat.

Man wollte auch vermuten, daß der König an vielen Personen, die Gut und Blut für ihn gewagt, als er zu Küstrin gefangen gesessen, sonderlich an Münchow und Rohwedelln[3], seine freigebige Erkenntlichkeit außerordentlich ausüben werde; allein es ist bisher noch so wenig erfolgt, daß ich im Gegenteil einen eigenhändigen Brief von Rohwedell an einen seiner vertrauten Freunde gesehen, darin er sich dieser Ausdrückung bedienet, daß er noch eine kurze Zeit zusehen, alsdann aber, wann der König nichts für ihn tun werde, eher quittieren und lieber um Brot betteln als einem Undankbaren länger dienen wolle. Allein der Kgl. Kammerdiener Fredersdorff hat mich versichert, daß sein Herr den von Rohwedell nicht vergessen werde; nur müsse er sich noch ein wenig gedulden, der König habe seine Ursachen dazu.

Nun kann auch in der Tat nicht in Abrede sein, daß der König allbereits mancherlei Großmut und Freundlichkeiten ausgeübet habe. Dann außer dem, was schon in den vorigen Relationen gemeldet worden, da er, unter andern, dem Geheimen Rat von Boden[4] das Eckartische Haus[5] mit allen Möbeln von beinahe 80 000 Talern zusammen, seinem Kammerdiener Fredersdorff ein Landgut, der abgebrannten Stadt Rheinsberg so manchen baren ansehnlichen Betrag, dem jungen Markgrafen Wilhelm, der vorhin ganz négligieret war, 10 000 Taler Zulage, sein ehemaliges Kronprinzliches Regiment, das Schloß zu Ruppin mit allen Möbeln nebst einer freien Tafel auf 12 Couverts[6], nicht weniger seinem

[1] Generalmajor Graf Alexander Dönhof, Chef eines Infanterieregiments. — [2] Die Angabe ist irrig; denn das Kriegsgericht erklärte sich insgesamt für unzuständig, einen Wahrspruch über den Kronprinzen zu fällen, und empfahl ihn lediglich der Gnade des Königs. — [3] Vgl. S. 16. — [4] Vgl. S. 88. — [5] Für Eckart vgl. S. 96. — [6] Es liegt eine Verwechslung zwischen dem Markgrafen Wilhelm von Schwedt, der als Kommandeur des I. Bataillons Garde 1744 vor Prag fiel, und dem jüngsten Bruder des Königs, Prinz Ferdinand, vor. Dieser erhielt als Chef das neuerrichtete Regiment, dessen Stamm das II. Bataillon des Kronprinzlichen Regiments bildete.

eigenen älteren Herrn Bruder[1] sein Kronprinzliches Palais zu Berlin und freie Tafel auf eine gewisse Anzahl Personen gegeben: so hat er auch dem Generaladjutanten von Hacke[2] den kleinen Stall, unterschiedlichen Geistlichen zu Berlin 5 bis mehr hundert Reichstaler geschenket und jedem zugleich einige hundert Dukaten zugeschickt, um solche unter Hausarme auszuteilen.

Außer dem, daß er auch des vorigen Königs Bedienten mit einträglichen Diensten versehen, ist seit seines Herrn Vaters Absterben fast kein Tag verstrichen, daran er nicht seinen Prinzessinnen Schwestern und Herrn Brüdern, die er überhaupt mit ordentlichen Pensionen versorgt, annoch einige Präsente gemacht hat.



Dann man kann sich kaum einbilden, wie armselig diese Königlichen Kinder vorhin gehalten worden, sonderlich was ihre Garderoben betrifft, da die Prinzessinnen keine weite Reifröcke tragen dürfen, damit desto mehr Zeug an den Kleidern ersparet werden mögen, von Spitzen aber und dergleichen mehr so wenig an sie gekommen, daß auch die Prinzen kaum jemals ein ganz Dutzend Hemde gehabt, und auch diese noch von geringer Leinwand. Der andern schlechten Erziehung nicht zu erwähnen, da unter andern derjenige mit dem Strange bedrohet war, welcher sich unterstehen würde, einen Königlichen Prinzen in der lateinischen Sprache zu unterrichten. Daher hat der neue König sich ein besonderes Vergnügen daraus gemacht, seine Königlichen Geschwister anitzt nicht nur besser erziehen zu lassen, sondern auch mit dem Notwendigen zu versehen und Tag für Tag mit mancherlei Nippes an Ringen, Uhren, Tabatieren, Fächern, Stock, Degen, Petschaften und dergleichen zu beschenken, welches bei denselben desto mehr Freude verursacht hat, als sie zuvor fast gar nichts von allen solchen Dingen in Besitz gehabt; daher ihnen auch das Vergnügen aus den Augen leuchtet, so oft sie nur den König, ihren Herrn Bruder, erblicken.

Es hat auch der König alles, was er an dergleichen Nippes in den Schränken zu Charlottenburg vorrätig gefunden, an seine Lieblinge ausgeteilt und darunter nebst vielen andern Stücken eine ganze Tabagie, welche teils von Gold, teils

[1] Prinz August Wilhelm, 1744 zum Thronfolger erklärt. — [2] Vgl. S. 88.

vergüldet, teils von Porzellan und über 1000 Dukaten wert ist, dem Baron von Keyserlingk geschenkt.

Hingegen hat er einen ansehnlichen Vorrat von dergleichen Galanterien von dem Berlinischen Kaufmann Gotzkowski[1] und andern dasigen Kaufleuten von neuem erhandelt und solchen in dieser Absicht mit nach Preußen genommen, um daselbst Präsente davon auszuteilen.

Er soll auch dabei die schöne Gabe besitzen, seine Geschenke und andre Gnadenbezeignungen mit so guter Art auszuteilen, daß der Preis seiner Wohltaten um ein Großes dadurch erhöhet wird. Ein Beweis davon ist die leutselige Weise, womit er den Prinzen von Holstein[2] jüngsthin avancieret hat. Der König sagte dem Prinzen, er habe ihn zum Generalleutnant bei der Armee erklärt, und als der Prinz sich dieserwegen freudigst bedankte, fügte der König hinzu, indem er dem Prinzen ein Papier einhändigte, er wolle ihm hiemit eine schriftliche Instruktion darüber zustellen. Als aber der Prinz hernachmals diese Schrift zu Hause eröffnete, fand er ein Patent darinne, vermöge dessen er zum General der Infanterie creieret ward, dergleichen Gnade er sich keinesweges vermutet hatte.

Wiewohl an andern Höfen ein Zeremonienmeister sich nicht um die Unkosten bekümmert, die zu seinen Veranstaltungen erfordert werden, so hatte doch Pöllnitz[3] dem König aus interessierten Absichten vorgeschlagen, daß er alle Begräbnisunkosten, soviel in das Zeremoniellwesen läuft, mit 6000 Talern bestreiten wolle. Ihro Majestät accordierten ihm solche. Ungeacht er nun sehr viele in der Königl. Rüstkammer schon vorhandene Dinge dabei employierte, so gab er doch bald hernach vor, er habe sich verrechnet und um 2000 Taler Schaden getan. Gleichwohl hatte er nicht das Herz, solche zu fordern. Als aber der König solches erfuhr, ließ er ihm nicht nur auch diese Summa nachzahlen, sondern schenkte demselben noch dazu alles, was bei besagten Königlichem Leichenbegängnis gebraucht worden. Und dieses war um so viel genereuser von dem Könige, als Ihro Majestät eben an dem Begräbnistage einigen Unwillen über die Pöllnitzischen Anordnungen gegen den von Pöllnitz selbst öffentlich von sich geäußert, wie mir Fredersdorff umständlich erzählet hat. In der Tat waren dabei viele Fehler vorgefallen, und unter andern dieser essentielle Schnitzer, daß Pöllnitz aus allzu großer Unwissenheit in der Historie und dem Zeremoniell das Reichspanier als eine Fahne angeordnet hatte, da es doch eine Standarte sein muß, weil dergleichen von alters den meisten Königen in der Schlacht zu Pferde vorgetragen worden. Vieles von des von Pöllnitz Zeremoniell-Entwurf hatte auch der König selbst ausgestrichen und hingegen einige seltsame und wider einander laufende Dinge veranstaltet, welches eben nicht den besten goût anzeiget. . .

Dieses alles rühret daher, daß der König sich annoch einbildet, er wisse alles besser als andre Leute und sogar auch besser als die Kunstverständigen selbst; und daher kommt seine allzu große Suffisance, deren man ihn nicht mit Unrecht

[1] Johann Ernst Gotzkowski (1710–1775), Verfasser der „Mémoires d'un négociant patriote". — [2] Friedrich Wilhelm, Herzog von Holstein-Beck (1687—1749), seit 1733 Generalleutnant, wurde im Juli 1740 zum General der Infanterie befördert. — [3] Vgl. S. 88.

beschuldiget. Ein Beweis davon ist sein Bezeigen gegen den einen von unsern beiden Virtuosen[1], den Signor Annibali. Es sei nun, daß dieser, wie einige gemeinet, durch sein allzu hautaines oder allzu familiäres Wesen sich gleich anfangs bei dem Könige mißfällig, Venturini hingegen sich dadurch allsofort beliebt gemacht, daß, sobald Ihro Majestät nur gefragt, ob man ihnen wohl, da sie erst von der Reise kämen, etwas zu singen anmuten dürfte, dieser sich sogleich willig dazu bezeigt, Annibali hingegen sich mit dem vielen Sand entschuldigen wollen, der ihm während der Reise in den Hals gekommen: so ist doch gewiß, daß der König zu weit gegangen, wenn er von Stund an nicht nur den Venturini dem andern in allen Stücken sehr merklich vorgezogen, sondern auch, ungeacht der Kapellmeister Graun, der mir alles dieses selbst erzählt, den Annibali würklich damit zu entschuldigen gesucht, daß er erst von der Reise komme, dennoch der König, als Annibali das erste Mal in Charlottenburg gesungen, zu wiederholten Malen zu besagtem Kapellmeister fast überlaut gesagt: „Hört Er dann nicht, daß der Mensch falsch singt? Hört Er nicht, wie er herunterzieht? daß er kein Ohr hat? daß er kein Tempo hält?“ und dergleichen mehr, worüber besagter Kapellmeister Graun, wie er mir selbst bekannt, weil der König ganz nahe bei ihm und dem Annibali gestanden und dieser es daher unumgänglich hören müssen, vor Angst sich nicht zu lassen gewußt, auch den König immer an den Falten gezupft und durch flehentliche Mienen ein dergleichen ferneres Raisonnement abzuwenden gesucht. Gleichwohl erachte ich nicht, daß in diesem Fall der König von Preußen juge compétent[2] sein könne; dann, ob man ihm gleich das Lob eines guten Komponisten und eines großen Virtuosen auf der Traversière[3] nicht absprechen kann, so ist doch auch gewiß, daß er noch allzu wenig andre als seine eigene Musik gehöret, die sich noch dazu nach seinem eigenen Gutbefinden richten muß. Inzwischen hatte doch dieses Vorurteil des Königs so viel Einfluß über das Publikum, daß Venturini dem Annibali généralement vorgezogen wird.

Weil auch der König allzu jaloux von seiner Autorität ist, so verleitet ihn solches öfters zum Eigensinn; daher müssen es auch sogar seine Favoriten auf das allerbehutsamste anfangen, wann sie etwas bei ihm anbringen wollen.

Der russische Minister Baron von Brackel[4] erzählte mir hierüber nachfolgendes Exempel. Der Geheime Staatsrat Marschall[5], ungeacht er selbst ehmals der Erfinder und Angeber der Rekrutenkasse gewesen, nahm dennoch anitzt aus politischer Vorsichtigkeit Anlaß, dem jungen König die Abschaffung bemeldter Rekrutenkassa unter vielen Vorstellungen anzuraten; als aber der König sich eine Zeit lang bedacht, sagte er kurz: „Nein! sie soll bleiben.“ Wie nun der Baron von Keyserlingk nach der Hand gegen den König erwähnt, Ihro Majestät hätten doch gleichwohl als Prinz so sehr wider besagte Kasse geschmähet und dieselbe

[1] Die beiden Kastraten der Dresdner Kapelle, Annibali und Venturini, wirkten bei der Aufführung der von Graun komponierten Trauerkantate zur Feier der Beisetzung Friedrich Wilhelms I. am 22. Juni in Potsdam mit. — [2] Zuständiger Richter. — [3] Querflöte. — [4] Freiherr Kasimir Christoph Brackel, russischer Gesandter in Berlin. — [5] Freiherr Samuel von Marschall (gest. 1749), Departementschef im Generaldirektorium.

als eine landverderbliche Sache sogleich abzustellen gedrohet, sobald Sie den Thron besteigen würden, so antwortete der König: „Ja, ich hätte es auch getan, wann dieser mich nicht dazu bereden wollen."

Ein gewisser Franzose, namens Chasot[1], den der König als Kronprinz sehr wohl um sich leiden können, neulich aber zu Ruppin aus mancherlei Raisons in Arrest setzen lassen, hatte es auch sonderlich dadurch bei dem König verdorben, daß er sich einen Ring mit des Königs Porträt verfertigen lassen und hin und wieder vorgegeben, er habe solchen zum Geschenk von Sr. Majestät erhalten, welches der König sehr übel empfunden, indem er nicht haben will, daß sich jemand der Seinigen dergleichen airs de protection gegen andre geben solle.

Noch weniger kann er die airs de familiarité, wie er sie nennt, gegen seine Person ertragen, und daher ist des Königs noch itzt fortdaurende Kaltsinnigkeit gegen unsern Herrn Grafen von Manteuffel[2] zuerst entstanden, da der König noch als Kronprinz des itztgenannten Herrn Grafen Porträt bei dem Maler Pesne in einer solchen Attitude abgebildet fand, daß er eine Feder in der Hand hatte und einen Brief an des Kronprinzen Königl. Hoheit schrieb.

Gleichwohl läßt er sich durch solche Personen auch wieder lenken, von deren guten Absichten er überzeuget ist, und sonderlich gibt er den Vorstellungen seiner Königlichen Frau Mutter Gehör, wie dann dieselbe noch kurz vor seiner Abreise nach Preußen es dahin gebracht haben solle, daß er von seinem Anschlag, ein ganz neues großes Schloß zu erbauen, wieder abgehen und sich mit Ausbauung und Erweiterung des itzigen Schlosses begnügen, hingegen die im Wege stehende Domkirche auf dem Schloßplatze wegreißen lassen wolle[3].

Nicht weniger besitzt der König ein sehr gutes und mitleidiges Herz. Baron von Keyserlingk hat mich versichert, es besuche der König auf dem Lande den geringsten seiner Domestiken, wann sich einer krank befinde. Er könne mir nicht ausdrücken, wie sehr Ihro Majestät noch als Kronprinz sich über den bevorstehenden Tod seines Herrn Vaters gehärmet, ungeacht der von ihm ausgestandenen Verfolgung.

Besagter Baron gab mir unter andern Schriften auch einen ganzen Band voller Briefe und Poesien im Vertrauen zu lesen, die alle von des König eigener Hand an ihn ergangen sind[4]. In einem von solchen Handbriefen, der noch von dem Kronprinzen an den Baron von Keyserlingk auf das Land geschrieben war, fand ich folgende Stelle: „Ich lebe hier zu Berlin in der äußersten Bekümmernis, ich vergesse einen ehmaligen Feind und Verfolger und sehe nichts als einen sterbenden Vater. Ich bleibe taub bei allen Vorstellungen der Rachbegierde. Ich höre nichts als die Stimme der Natur und bezeige mich nicht rebellisch gegen dieselbe. Ich verstumme bei allen meinen Schmerzen und kann an nichts gedenken als an die Fatalität, die mir in kurzem bevorsteht." In einem andren dieser Briefe gab der Kronprinz dem Baron von Keyserlingk Nachricht von dem zu Rheinsberg

[1] Vgl. S. 68. — [2] Vgl. S. 82. — [3] Der alte Dom wurde 1747 abgerissen und der neue Bau im Lustgarten 1750 eingeweiht. — [4] Der Briefwechsel Friedrichs mit Keyserlingk ist bis heute verschollen.

entstandenen Brand[1], und ich vermag nicht auszudrücken, mit was für beweglichen Redensarten er darinne das Unglück seiner Untertanen als ein wahrer Landesvater auf das allerzärtlichste beklagt hat.

Der Königl. Hofrat und Leibmedicus Dr. Eller, ein sehr ehrlicher und glaubwürdiger Mann, versicherte mich ein Gleiches, was des Königs wahre Traurigkeit über seines Herrn Vaters Absterben anbetrifft. Wie dieser wackere und grundgelehrte Mann bei des verstorbenen Königs Krankenbette bis ans Ende jederzeit zugegen gewesen, so erzählte er mir als ein Augenzeuge, daß, als der vorige König zu dem damals in Tränen schwimmenden Kronprinzen unter andern gesagt: „Mein Fritze, vergib es mir, ich habe Dir viel Leids und Unrecht getan; wollte Gott! ich hätte Dich so gekannt, wie anitzt", so habe sich der Prinz zu seines sterbenden Vaters Füßen in die Knie geworfen und vor Händeküssen, Zähren, Seufzern und Schluchzen kein Wort vorbringen können, worüber alle Anwesende in die äußerste Bewegung und Hochachtung für den Prinzen gesetzt, der sterbende König aber so gerühret worden, daß er, als ihm schon die Sprache entgangen, seinem sich so kläglich gebärdenden Sohne immer noch einige Abschiedsküsse mit der Hand von dem Munde zugeworfen.

Von solcher Zeit an hat der neue König sich ausdrücklich erklärt, daß er nichts mehr von denen ihm ehemals zugestoßenen Verfolgungen hören, sondern das Andenken seines Herrn Vaters verehret wissen wolle. Als auch nach der Hand zu Charlottenburg an des Königs Tafel der Baron von Pöllnitz sich nicht entsah, unbedachtsamer Weise einige stachlichte Worte wider den vorigen König fahren zu lassen, sagten Ihro Majestät mit besonderer Bewegung und überlaut: „Monsieur, ich will das Andenken meines Vaters in Ehren gehalten haben, und wo Er sich dergleichen, wie anitzt, noch einmal untersteht, so werden wir uns auf ewig brouillieren."

Hieraus erhellet ganz deutlich, daß der König von Natur zur Vergebung und Versöhnung geneigt und nicht rachgierig sei; wie er dann noch keinen einzigen von seinen Widersachern außer Brot gesetzt oder völlig verstoßen, wohl aber den meisten ganz und gar vergeben hat. Und was könnte von seiner edlen Seele für ein unumstößlicheres Zeugnis am Tage liegen als seine großmütige Aktion gegen den Oberst von Derschau! Dieser war der einzige, der ehmals in öffentlichem Kriegsgerichte seinem angeborenen Herrn und Kronprinzen das Leben abgesprochen hatte[2]. Alle Welt glaubte daher, daß der neue König solches nunmehr hart an ihm ahnden werde. Der König besah das Derschauische Regiment in Spandau (25. Juni), fand solches in vortrefflichem Stande, redete zwar wenig mit dem Obersten und versagte ihm auch, bei ihm allda zu speisen, bestellte ihn aber auf den Montag (27. Juni) nach Charlottenburg. Hier, dachte jedermann, werde des Königs Ungnade nunmehr gegen ofterwähnten Obristen von Derschau nachdrücklich ausbrechen. Gleichwohl beförderte ihn der König allda mit Beibehaltung seines Regiments zum Generalmajor, und als einige

[1] Am 14. April 1740 hatte ein Brand fast die ganze Stadt eingeäschert. — [2] Diese Angabe über Derschau (vgl. S. 88) ist irrig. Für das Verhalten des Kriegsgerichts vgl. S. 109, Anm. 2.

ihre Befremdung darüber gegen den König nicht bergen konnten, sagte er: „Derschan hat mich noch als Kronprinzen beleidiget, mir auch schon als Kronprinzen solches wieder abgebeten; ich hingegen habe bereits als Kronprinz ihm alles vergeben und werde nun mein Wort als König halten."

Hingegen leuchtet sein Abscheu vor dem Laster nicht weniger in die Augen aus den Exempeln des Fürsten von Dessau, des Generals von Dönhof[1] und des Markgrafen von Schwedt[2], denen der König allerseits seine Gnade insofern entzogen, daß er ihnen wegen ihres lasterhaften Gemütscharakters, tyrannischen Verfahrens, Gelderpressungen, Unterdrückung der Armen und Bedrängten, auch wegen widerrechtlicher Bekränkung so vieler rechtschaffener Leute seine Verachtung bezeiget, sie nicht vor seine Augen kommen läßt und sie von seiner Person entfernt hält. Wie er dann seinem bösartigen Schwager, itztbesagten Markgrafen von Schwedt, allsofort Befehl erteilet hat, seine Schulden in Berlin zu bezahlen und künftig daselbst bei seiner Gemahlin[3] sich aufzuhalten; einesteils, damit derselbe besagter Prinzessin nicht fernerhin so übel mitfahren, anderenteils aber, damit er seine Untertanen nicht mehr so tyrannisch mißhandeln könne.

Sonsten ist der König einer der leutseligsten Herren von der Welt, obgleich, wann er nicht spricht, etwas ernsthaft von Gesichte, wie beiliegendes Kupferbild ausweiset[4], welches ihm ganz ähnlich ist, nur daß die rechte Seite des Angesichts allzu fett vorgestellet worden. Er ist der allerzärtlichste Freund, wie ich aus seinen vielen vertrauten Handbriefen an den Baron von Keyserlingk mit Verwunderung und Zufriedenheit wahrgenommen, und wie aus des Königs würklichem Bezeigen gegen diesen seinen vorzüglich vor allen andern geliebtesten Favoriten tagtäglich zu ersehen ist, wovon ich anderwärts vollständiger zu gedenken Gelegenheit haben werde[5].

Obwohl der König mit keinen Fremden oder Gesandten bisher öffentlich gespeiset, sondern nur mit seiner Königlichen Familie oder höchstens mit einigen Damen bei den Königinnen, so zieht er hingegen zu Charlottenburg die sich bei ihm allda aufhaltende Officiers ohne Unterschied mit zur Tafel. An solcher ist er sehr gesprächsam und aufgeräumt, vergönnet auch einem jeden ein Gleiches, ja befiehlet es vielmehr, daß man scherzhaft und lustig sein solle.

Er gibt die vortrefflichsten Weine von aller Art, sonderlich Rhein- und ungarische Weine, davon er ganze Keller voll von des vorigen Königs Vorrat gefunden; er selbst aber trinkt am liebsten Champagne-Wein, doch niemals zu viel. Hingegen prädominiert der haut-goût in allem Essen, daher auch der Hofrat Dr. Eller sich schon einige Mal die Freiheit genommen, Sr. Königl. Majestät vorzustellen, daß Ihnen dergleichen dereinst ebenso schädlich fallen werde als vormals Dero Herrn Vater die harten und unverdaulichen Speisen.

So oft der König auf diese vertrauliche Weise zu Charlottenburg speiset, ist jedesmal seine erste Gesundheit, wobei er den Hut abnimmt, an die daselbst

[1] Vgl. S. 109. — [2] Markgraf Friedrich Wilhelm (vgl. S. 26). — [3] Markgräfin Sophie (1719—1765), Schwester König Friedrichs. — [4] Die Beilage fehlt. — [5] Vgl. S. 118ff.

gegenwärtige Freimaurer[1] auf diese Art adressiert: „A votre santé, Messieurs mes frères et compagnons", da dann niemand an der Tafel aufsteht, solang er diesen Trunk tut, als allein die daran sitzende Freimaurer. Der König ist Grand-maître von der Loge, der Baron von Keyserlingk ist maître-franc-maçon, und in der zuletzt allda gehaltenen Loge sind unter andern Mr. Jordan[2], ein Gelehrter, der seit vielen Jahren immer um den König ist, wie auch der Kammerdiener Fredersdorff zu Freimaurern aufgenommen, die ganze Liste davon aber mit des Königs Gutbefinden der neuen französischen Berliner Zeitung öffentlich einverleibt worden.

Wie der König leicht und wohl spricht, so ist auch derselbe sehr fähig, eine feine Raillerie vorzubringen, davon noch neulich der holländische Envoyé von Ginkel[3], dem der itzige König von langen Zeiten her nicht allzu günstig ist, folgende Probe erfahren. Als jüngsthin die fremden Gesandten bei Sr. Majestät die letzte Audienz hatten, um Höchstderselben eine glückliche Reise nach Preußen anzuwünschen, auch alle zusammen sonder Ordnung in einer Reihe herum stunden, der König aber zu einem jeden ohne Façon trat und mit ihm sprach, fiel darüber die Rede auf das allzu beschwerliche Etiquette des Wienerischen Hofes, welches der König als ein Feind aller contrainte mißbilligte, dabei aber, indem er den Baron Ginkel ansahe, sagte: „Ich möchte wohl einen Holländer in seinem embarras sehen, wann er Kaiser werden sollte", welches, indem ein allgemeines Gelächter entstand, den guten holländischen Gesandten dermaßen décontenancierte, daß er kein Wort dagegen aufbringen konnte.

Würklich fehlt es dem König nicht an Einsicht, den Charakter eines jeden, an seinem Hofe befindlichen fremden Ministers genau zu erkennen. Ich habe ein sicheres Merkmal davon in seinen obgedachten, an den Baron von Keyserlingk abgelassenen Handschreiben gefunden, da der König in einem gewissen Briefe folgendes setzt: „Nun habe ich auch den französischen und den schwedischen Minister kennen lernen. Valory[4] scheint ein erfahrener Soldat zu sein, der sein Handwerk versteht, außer demselben aber nicht viel brilliert, doch ein honnête homme sein mag, der aber mehr das Herz als den Verstand vergnügt. Rudenschöld[5] ist ein angenehmer Kerl, der vielen Verstand hat, aber dabei fein ist und eine gute Dose vom Machiavélisme besitzen mag." Wenigstens finde ich, daß der König von Preußen in diesem seinem Urteil von Rudenschöld, den ich über 12 Jahre sehr vertraulich kenne, den Nagel auf den Kopf getroffen, ungeacht er ihn damals das erste Mal gesprochen hatte, und mit des Königs Meinung von Marquis de Valory stimmt anitzt ganz Berlin ein.

Der König selbst arbeitet sehr fleißig mit seinen Kabinettssekretärs und läßt sogar noch bis itzt keinen Particulierbrief unbeantwortet. . .

Übrigens bezeigt der König noch jeder Zeit so viel Respekt gegen seine Frau Mutter als Kaltsinnigkeit gegen seine Gemahlin, die weder annoch jemals nach Charlottenburg kommen dürfen noch das Vergnügen gehabt, daß er bei ihr in seinem Palais zu Berlin ein einziges Mal über Nacht geblieben wäre.

[1] Im August 1738 war seine Aufnahme in den Freimaurerbund erfolgt. — [2] Vgl. S. 64. — [3] Freiherr Reinhold van Reede tot Ginkel. — [4] Vgl. S. 79. — [5] Vgl. S. 97.

Schließlich weiß der König gar wohl, daß er es noch nicht allen zu Dank machen oder eines jeden Hoffnung erfüllen kann. Er sagte daher neulich über der Tafel: Man müsse ihm ein Jahr Zeit lassen. Er sehe wohl, daß ganz Europa die Augen auf ihn als einen jungen Regenten richte; aber er müsse und könne auch nicht anders als nur nach und nach seine Sachen in Ordnung bringen. Alsdann wolle er suchen, einen Plan zu finden, wie er seine Untertanen aller Last der Akzise und andrer Plagen entledigen, hingegen seine Magazine und Schätze zum Besten des Vaterlandes aufschließen könne.

In der Tat habe ich nach demjenigen, was ich Zeit meines kurzen Aufenthalts zu Berlin in Erfahrung und Betrachtung ziehen können, ebenfalls Ursache, zu glauben, daß man den König von Preußen annoch Zeit gewinnen lassen müsse, bis dieser junge Herrscher sich völlig in seinen itzigen Stand finden könne.

Da er inzwischen so manche schöne Reden von sich hören und so viel gute Taten allbereits von sich blicken lassen, so kann man nicht ohne Grund in Zukunft viel Rühmliches von ihm hoffen. Anitzt tranet er sich noch allzu viel zu; er hält annoch allzu sehr auf seine eigene Autorität und argwöhnet daher allzu leicht, man wolle ihn wider seinen Willen leiten, welches er für einen Schimpf hält. Wann er aber mit seinem Kopf nicht durchkommen, sondern ein paarmal merklich anstoßen wird, alsdann dürfte ihm der gute Rat eines ehrlichen Mannes nicht mehr so verdächtig und unerträglich sein. Genug, daß nur der König selbst ein gutes Herz hat und in so guten Händen ist, da er den Baron von Keyserlingk vorzüglich liebt und zu seinem beständigen Umgang erwählet, dieser aber allerdings ein honnête homme und unserm Hof, so viel seine Pflicht gegen seinen Herrn nur immer zuläßt, von Grund seiner Seelen zugetan ist.



Keyserlingk

Nach der „Relation" des Hofrats König *

Der Baron von Keyserlingk[1], ein Kurländer und naher Vetter des hiesigen russischen Ministers[2], mit welchem er auch auf Universitäten und Reisen gewesen, ist derjenige, welchen der itzige König von Preußen schon vormals, als er noch Kronprinz war, mit der allerzärtlichsten Freundschaft beehret hat, auch dieselbe noch itzo, da er den Thron bestiegen, nicht nur auf das gnädigste gegen denselben fortsetzet, sondern auch auf das allervorzüglichste öffentlich von sich äußert.

Dieser Baron von Keyserlingk war anfangs Lieutenant und zugleich Stallmeister bei dem Kronprinzen. Sein redliches Herz, sein aufgeweckter Kopf, seine Liebe zur Musik und Poesie, auch andern schönen Künsten und Wissenschaften, worin er ziemlich geübet ist, seine Geschicklichkeit im Tanzen und andern Leibesübungen, seine manierliche Lebensart, sein allezeit aufgeräumter Sinn und sonderlich sein Attachement an des Prinzen Person erwarben ihm diese besondre Zuneigung Seiner Königl. Hoheit.

Der verstorbene König von Preußen, welchem aus mancherlei Ursachen der genaue Umgang dieser beider Personen zuwider war, entfernte den Baron auf einmal von dem Kronprinzen. Aber diese Trennung verdoppelte nur des Kronprinzen Neigung gegen seinen abwesenden Confidenten. Als endlich dem Kronprinzen die Stadt Rheinsberg zu seinem Aufenthalt von dem vorigen König angewiesen ward, erhielt er auch zugleich die Erlaubnis, daß er den Baron von Keyserlingk, welcher inzwischen Rittmeister worden, manchmal auf einige

* Nach der „Relation von dem Gemütscharakter des itzigen Königl. Preußischen Favoriten, Barons von Keyserlingk, und von meinen mit demselben gepflogenen geheimen Unterredungen" in der Sächsischen Landesbibliothek zu Dresden. Vgl. S. 103, Anm. Die Vorlage ist deutsch. — [1] Vgl. S. 46 und 71. — [2] Freiherr Hermann Karl von Keyserlingk, russischer Gesandter in Dresden und Warschau.

Zeit zu sich kommen lassen dürfte. Doch geschah es mehr als einmal, daß der verstorbene König, eh man sich's versah, besagten Baron wieder zu seinem Regiment von dem Kronprinzlichen Hoflager wegschickte.

Währender solchen Zeit unterhielt der Kronprinz die beiderseitige Freundschaft durch einen beständigen Briefwechsel[1], ließ auch wohl manchmal heimlicher Weise den Baron zu sich kommen und behielt denselben so lang als möglich bei sich; wie dann noch neulich, als des verstorbenen Königs Krankheit so sehr überhand nahm, der Baron von Keyserlingk unter dem Namen eines Herrn von Blanckenau incognito zu Berlin und so oft daselbst, als es nur unvermerkt geschehen konnte, um die Person dieses Prinzen war.

Nachdem endlich dieser junge König den Thron bestiegen, war sein erstes, diesen seinen Liebling beständig um sich zu haben und nunmehr denselbigen mit seiner vollkommensten Affection vor allen andern seines Hofes öffentlich zu distinguieren. Seit solcher Zeit hat sich des Königs Gnade gegen diesen Baron sozusagen stündlich vermehret, und es ist nicht auszusprechen, wie zärtlich und herzlich derselbe von seinem Könige geliebet wird. Es ist nicht genug, daß er beständig mit dem König an einem Orte wohnen muß; der König besucht ihn, so oft es die Königlichen Geschäfte zulassen, sozusagen stündlich in des Barons eigenem Zimmer.

Die übermäßige Freude, welche der Rittmeister von Keyserlingk darüber empfand, daß er nunmehr seinen Herrn auf dem Thron und von so mancherlei Verfolgung und Gefahr entlediget sah, übernahm ihn dermaßen, wie er mir selbst gesagt, daß er derselben den Ursprung seiner tödlichen Krankheit zuschreibt, die ihn nämlich zu Charlottenburg befiel und ihn beinahe dem vorigen König in das Grab nachschickte. Die Angst, welche der neue König bei derjenigen Gefahr empfunden, die seinem Keyserlingk bevorstand, ist unbeschreiblich. Er schickte beständig und ließ nach seinem Zustande fragen, war auch bisweilen alle halbe Viertelstunden selbst bei dem Patienten, um sich persönlich nach dessen Aufbefinden zu erkundigen.

Er rühmte öffentlich, daß man es dem Rittmeister von Keyserlingk einzig und allein danken müsse, wann er als Kronprinz in seiner damaligen Verfolgung sich nicht ganz und gar der Verzweiflung überlassen. Keyserlingk sei derjenige, der durch sein aufgeräumtes Gemüte und durch seine erhabene Sentiments ihn zur Gelassenheit in seinem Leiden und zur großmütigen Überwindung seines Unsterns aufgemuntert habe.

An dem Tage, da es sich mit des Barons von Keyserlingk Krankheit am allergefährlichsten anließ, ging der neue König in dem Garten zu Charlottenburg äußerst betrübt herum und sagte zu einigen seiner Officiers, die er vor andern hochschätzt: „Wo ich den Keyserlingk verliere, zu einer Zeit, da ich in den Stand gekommen bin, seine Treue zu belohnen und ihn nunmehr als meinen liebsten Freund beständig um mich zu haben, so verliere ich gar zu viel; ich zweifle, ob ich einen solchen Stoß werde können ausstehen." Als man aber bald hernach

[1] Vgl. S. 113.

die Nachricht brachte, weil die Hitze bei dem Kranken durch die Transpiration sich zu legen anfange und ein Ausschlag hervorkomme, auch der Schlaf sich einstelle, als gäben die Medici wieder Hoffnung, so sagte der König mit einer inniglichen Bewegung: „Gottlob! so werde ich diesen Abend auch meine Mahlzeit essen können." Endlich besserte es sich mit Keyserlingk in wenig Tagen dergestalt, daß er wieder aus dem Bette sein konnte, und da verdoppelte der König seinen fleißigen Besuch, um den Patienten bei seiner angeborenen Lebhaftigkeit zur Geduld anzumahnen, und daß er sich wohl pflegen und seinen Ärzten folgen solle.

Um diese Zeit sprach ich den Königlichen Kammerdiener Fredersdorff zum ersten Mal. . . [Er] ist ein sehr ansehnlicher, munterer und manierlicher Mann, dem es weder an Verstand noch Lebensart fehlet[1]. . .

Da mir der Baron von Keyserlingk hatte sagen lassen, daß er meine Visite mit Ungeduld erwarte, so begab ich mich zu diesem [nach Charlottenburg] und hatte darüber das Vergnügen, von Mittags um eilf Uhr bis wieder um diese Zeit in der Nacht bei ihm zu sein und alsdann erst wieder nach Berlin zurückzufahren. Er entschuldigte sich, daß er mich wegen seiner Krankheit nicht eher sehen können, ob er gleich vor Verlangen, wie er sagte, gebrannt habe, mich einmal wieder zu sprechen.

Unsere erste Bekanntschaft hatten wir bei seinem ersten Hiersein[2] zusammen gemacht, und unsere Freundschaft ward gleich anfangs um so viel vertraulicher, als er in der phrygischen Chevaliergarde des verstorbenen Grafen von Wackerbarth[3] zum Trompeter aufgenommen ward, worunter sich auch sein Neveu, der itzige Geheime Konferenzminister von Bülow[4], befand. Wie wir nun bei itztgesagtem Feldmarschall Grafen von Wackerbarth täglich zusammenkamen und Keyserlingk ein ungemeiner Liebhaber von der teutschen Poesie ist, auch selbst französische und deutsche Verse macht, so warf er schon damals eine besondere Zuneigung auf mich, die hernachmals im großen Campement[5] von neuem fast täglich fortgesetzt ward, indem wir nicht nur im Lager bei dem Feldmarschall, sondern auch zu Zabeltitz[6] sehr oft zusammenkamen, und da über dieses sein und mein Herzensfreund, der berühmte Poete und nunmehr verstorbene Hofrat Pietsch[7] aus Königsberg, auch das Campement zu sehen, allda eingetroffen hatte, so waren wir alle drei sehr öfters in des Baron von Keyserlingk Quartier beisammen, wodurch seine Affection und sein Vertrauen zu mir um so viel mehr bestärkt ward.

[1] Das Folgende betrifft ein Darlehen von 50000 Talern, das der sächsische Hof 1740 dem Kronprinzen zur Bezahlung seiner Schulden gegeben hatte, die Umtriebe des sächsischen Obersten von Carulj, des Überbringers der Gelder, der sich durch Vermittlung von Keyserlingk und Fredersdorff ein Geldgeschenk König Friedrichs, angeblich zur Erstattung der Reisekosten, auszuwirken suchte, sowie endlich die Schritte, die Hofrat König auf Befehl seines Hofes unternahm, um diese Umtriebe aufzudecken. — [2] Die Zeit dieses Aufenthalts von Keyserlingk in Dresden steht nicht fest. — [3] Vgl. S. 107. Über diese „Garde" ist näheres nicht bekannt. — [4] Friedrich Gotthard von Bülow, sächsischer Gesandter in Berlin. — [5] Das berühmte Lager bei Radewitz im Mai und Juni 1730 (vgl. Ges. Werke, Bd. 1, S. 149). — [6] 1 Meile nördlich von Großenhain. — [7] Johann Valentin Pietsch (1690—1733).

Er nahm mich zu Charlottenburg mit eben derselben Cordialität auf, mit welcher er mich schon vor diesem beehret hatte. (Die folgende Unterredung dreht sich um die Umtriebe von Carniz[1].)

„Hierüber machen Sie sich", antwortete Keyserlingk, „gar keine Sorge mehr! Gleichwohl ist es gut, daß Sie mit Fredersdorffen so ausführlich gesprochen haben. Mein König", fuhr er fort, „ist inzwischen von des Königs von Polen großmütiger Art zu denken vollkommen überführt, und der généreuse Beistand, mit welchem Ihro Königl. Polnische Majestät meinem Herrn bei den damaligen Umständen so edelmütig beigesprungen, ist von der allerbesten Würkung gewesen. Mein König", setzte er hinzu, „ist nichts weniger als unerkenntlich und undankbar; er hat das beste Herz von der Welt und heget in der Tat dieselbe dankbegierige Meinung und Zuneigung, die er Sr. Königlichen Majestät von Polen durch den Oberst von Carniz versichern lassen[2]."

Wir setzten uns des Mittags ganz allein zu Tische; er ließ von des Königs bestem Champagne-Wein geben, ob er gleich selbst kaum ein paar Tropfen davon trinken durfte. Er verlangte, daß ich diesen ganzen Tag bei ihm bleiben sollte, weil dergleichen Gelegenheit, so lang alleine beisammen zu sein, so bald nicht wiederkommen würde. Nach Tische mußte ich ... mit ihm spielen, wobei, wie bei dem Kaffee, einige von den Königlichen Officiers und Generaladjutanten ab und zu gingen, denen allen er mich als einen seiner ältesten und wertesten Freunde präsentierte, die dann, wie sie allerseits überaus polite und manierliche Leute sind, mir mancherlei Höflichkeiten erzeigten.

Während meines Aufenthalts bei ihm war bald der Professor Schaarschmidt[3], ein geschickter Kgl. Chirurgus, bald der Kammerdiener Fredersdorff, bald Mr. Jordan, den ich schon vor vielen Jahren, als er auf Reisen ging, zu Leipzig hatte kennen lernen, bald ein anderer von Viertelstunden zu Viertelstunden von Sr. Königl. Maj. in Preußen an den Baron von Keyserlingk abgesendet worden, die ihm von seinem Herrn immer ein anderes gnädiges Kompliment bringen, sich nach seinem Zustand erkundigen und ihn ermahnen mußten, sich im Essen und Trinken in acht zu nehmen, seine Tisane[4] fleißig zu trinken und sich hübsch tranquille zu halten, weil er mit großen roten Flecken noch überall ausgeschlagen war und weder aus der Stube gehen noch sich sonst aus der Transpiration setzen dürfte. Ja, des Nachmittags, da Ihro Majestät ein wenig aus dem Bette bleiben konnten[5], ließen Sie ihm sagen: Sie wünschten, daß er Sie auf dem Canapé sitzen sehen sollte, wie ruhig und unbeweglich Sie sich daselbst hielten, damit er ein Beispiel an Ihnen nehmen und seine Lebhaftigkeit mäßigen lernen möchte. Dann es mochte Ihro Majestät hinterbracht worden sein, daß er sich überaus munter bezeigte. In der Tat ward er gleich bei Tische sehr aufgeräumt, und da die meisten von vorbesagten Herren ihm erklärten, daß sie ihn seit seiner Krankheit noch nie so freudigen Muts als diesen Tag gefunden, gab er zur Antwort, er

[1] Vgl. S. 120, Anm. 1. — [2] In einer Audienz vom 12. Juni. — [3] Samuel Schaarschmidt, Professor am Charitékrankenhaus. — [4] Arznei. — [5] Der König litt an einer Sehnenverrenkung am Fuß.

habe solches der Gegenwart seines guten Frenndes zu danken, wobei er mich jedesmal nmarmte und küßte.

Überhaupt kann man wohl von ihm sagen, was die Munterkeit seines Geistes betrifft, daß er das einzige Original seinesgleichen in der ganzen Welt sei. Er ist bei gesunden Tagen vom Morgen bis in die Nacht von einerlei anfgeränmten Humeur. Er hüpft, er tanzt, er scherzt, er lacht, er lieset, er schreibt, er arbeitet, er nimmt Visiten an, er verrichtet die ernstlichsten Geschäfte, er singt bald französisch, bald italienisch, bald teutsch, er spielt auf der Querflöte, er geigt anf der Viola di Gamba, er komponiert in der Musik, (wie ich dann zwei sehr schöne Menuetts mitgebracht habe, die er ganz kürzlich gemacht hat), er deklamiert, er macht bald teutsche, bald französische Verse, er zeichnet, und dieses alles untereinander, wie es ihm vorkommt, ohne jemals darüber irrig oder ermüdet zn werden.

Dabei schmaucht er gemeiniglich Tobak in seinem Zimmer, und obgleich der König sonsten das Tobakschmanchen von andern nicht wohl leiden, noch weniger gar den Tobakgernch ertragen kann, so hindert doch dieses nicht, daß der König nicht, wie ich schon gesagt, täglich sehr oft auf des Barons von Keyserlingk Stnbe kömmt, der alsdann so lange mit Schmauchen einhält nnd desto fleißiger mit Bernstein räuchern läßt. Er hat mir selbst gesagt, der König habe ihn einmal gefragt, ob er sich nicht zwingen könne, das Tobakrauchen zn unterlassen? Als er aber geantwortet: Er sei von Jugend auf solches gewohnt, es diene ihm zum Zeitvertreib und seiner Leibesbeschaffenheit zur Gesundheit, so habe der König versetzt: „Du weißt wohl, daß ich Dich in keiner Sache genieren will, also kannstu immer in Gottes Namen fortschmauchen.“

Aus diesem Umstand nnd aus so vielen Handbriefen des Königs an den Baron von Keyserlingk, die er mir alle zu lesen gegeben, kann ich am sichersten nrteilen, wie herzlich der König ihn liebe. Es befinden sich in itztbesagten Königlichen Briefen die allerzärtlichsten Ausdrückungen gegen seinen Caesarion, wie er den Keyserlingk sowohl in den Briefen als in den Versen zn nennen pflegt. Es endiget sich fast ein jedes Schreiben des Königs an diesen Baron mit tendren Reprochen, daß er dem König nicht oft genug wiederholte Versicherungen von seiner fortwährenden Frenndschaft gebe, da er doch wisse, daß der König niemals müde werden könne, dergleichen von ihm zu lesen, maßen es die Eigenschaft einer wahren Frenndschaft mit sich bringe, daß man von dem Herzen seines Freundes immer wieder von nenem versichert sein wolle. In einem langen französischen Brief in Versen von etlichen Seiten, die der König an seinen Keyserlingk geschrieben, als dieser das erste Mal mit dem Podagra sehr schmerzhaft angegriffen und lange Zeit zu Bette gehalten worden, finden sich die allerbeweglichsten Versicherungen von des Königs innigstem Beileid und von dem wahren Anteil, welchen er an Keyserlingks vielen Schmerzen nimmt: da er ihn doch im Gegenteil aller Freude und Glückseligkeit der Welt würdig preiset und denselben mit den bündigsten Exempeln und Gründen zur Standhaftigkeit anmahnet, so daß man nicht nur den Philosophen und Poeten, sondern auch den allerzärtlichsten

Freund in der Person des Königs erkennen und dieses schöne poetische Sendschreiben unmöglich ohne Verwunderung, Beifall und Empfindung lesen kann.

In der Tat ist der Baron von Keyserlingk, welchen sein König damals schon zum Obersten und Generaladjutanten erklärt hatte, als ich zu ihm nach Charlottenburg kam, aller dieser vorzüglichen Königlichen Gnade höchst würdig. Sein Gemütscharakter ist vortrefflich. Man findet ihn mitleidig, aufrichtig, freigebig, dienstfertig, uneigennützig, großmütig und gegen den geringsten leutselig und höflich, wodurch er sich die Gewogenheit aller Menschen erwirbt. Weil er die Kunst, mit dem Gelde ratsam umzugehen, nicht lernen kann, so



hat sich der König zu seinem Schatzmeister angegeben, und Keyserlingk soll sich um nichts bekümmern, als sich wohl zu divertieren und sein Leben in lauter Zufriedenheit hinzubringen. Der König gehet daher in die kleinsten Detaillen desselben, und Keyserlingk nimmt weder einen Lakaien noch einen Koch oder sonst irgend einen Bedienten an, welcher nicht zuvor von dem König gesehen und approbiert worden ist.

In diesem vertraulichen und freundschaftlichen Umgange mit dem Oberst von Keyserlingk findet der König seine größte Wollust.

Als Ihro Majestät, nachdem Sie zum Thron gelangten, in Charlottenburg mit ihren vertrauten Offizieren zum ersten Mal speiseten, fanden Ihro Majestät diese Herrn und darunter auch den Baron von Keyserlingk weit eingezogener, behutsamer und respectueuser an der Tafel als zuvor in Rheinsberg und Ruppin, da Sie noch Kronprinz waren. Dieses mißfiel dem König dermaßen, daß er nach der Tafel den Keyserlingk bei der Hand nahm, denselben darüber reprochierte und hinzufügte: „Meinet Ihr Herren, daß ich, seitdem ich König worden, weniger

vergnügt als zuvor leben wolle? Ich bedanke mich für eine solche tiefe Ehrerbietung, die mich selbst geniert. Ich verlange, daß man mit der vorigen Munterkeit, Freiheit und Vertraulichkeit mit mir umgehe. Ich will an meiner Tafel nicht Euer Pagode sein und ewig still schweigen. Ihr sollet Euch daran ohne alles gezwungene Wesen fernerhin ergötzen, und ich will mich mit Euch zugleich erlustigen." Seit solcher Zeit gehet es auf dem Lande an des Königs Tafel wieder auf dem vorigen Fuß zu, nämlich aufgeräumt, scherzhaft, fröhlich und ohne Zwang, wobei der Oberst von Keyserlingk vor allen andern die Gabe besitzt, bei einem Gläsgen Wein die ganze Gesellschaft durch sein Exempel aufzumuntern.

Ehe wir uns des Abends wieder zu Tische setzten, nahm ich Gelegenheit, da wir ganz allein waren, auf den preußischen hiesigen Residenten Ammon[1] zu kommen. Baron von Keyserlingk fiel mir gleich ins Wort und sagte: „Ich weiß wohl, daß Ihr nicht sehr durch dessen Abschickung erbauet seid, aber ich kann gleichwohl auf das teuerste versichern, daß mein König nichts weniger als die Absicht dabei gehabt hat, Eurem Hof einigen Verdruß durch dessen Person zu erwecken. Vielmehr hat er vermeint, Euch einen angenehmen Dienst dadurch zu erweisen, indem er nicht anders geglaubt, als daß Ammon sehr beliebt und entrant bei Euch sei." Dieses stimmte völlig mit andern Nachrichten [über]ein, die ich in Berlin gehöret hatte, und die auch alle dahinaus liefen, Ammon habe das Mittel gefunden, einen Patron zu erlangen, der den König versichert, besagter Ammon könne dem preußischen Hofe sehr nützliche Dienste bei uns leisten, weil er sehr bekannt und wohlgelitten in Dresden sei. . .

Als ich hierauf beklagte, daß Baron Keyserlingk wenigstens nicht auf kurze Zeit zu uns geschickt worden, um die Notifikation en cérémonie bei unserm allergnädigsten König[2] abzulegen, in welchem Fall ich überzeugt sei, daß er vor allen andern beliebt und auf die ersinnlichste Weise würde distinguiert gewesen sein, so gestand er mir aufrichtig, er habe sich das größte Vergnügen von der Welt daraus machen wollen, auch darauf gedacht, gleichwohl die Sache nicht anzufangen gewußt, weil aus besondern Ursachen er selber dem König davon nichts sagen wollen, durch seine guten Freunde aber solches an den König bringen zu lassen, nicht wagen dürfen, da der König annoch sehr argwöhnisch sei und gleich fürchte, es stecken Intrigen darhinter. Man solle sich aber [durch] diese Absendung des Ammons nicht irren lassen, er könne mich en honnête homme versichern, daß es seines Herrn wahrer Ernst sei, eine vertrauliche Nachbarschaft mit uns zu unterhalten und an das vorige nicht mehr zu gedenken, wobei ich wohl merkte, daß er den heimlichen Groll darunter verstunde, welchen sein Herr ehmals noch als Kronprinz wider unsers allergnädigsten Königs Person geheget hatte.

Weil er aber hievon mit der Sprache nicht weiter herausging und mir doch von dieser Sache ganz besondere Umstände zu Berlin bekannt worden, so halte

[1] Christoph Heinrich von Ammon. — [2] König August III.

ich vor nötig, dieselben allhier ausführlich zu berichten. Überhaupt glaubt man zu Berlin, die vormalige Kaltsinnigkeit ihres Kronprinzen gegen unsern allergnädigsten Herrn sei daher gekommen, daß er sich eingebildet, unser König als der Zeit noch Königlicher Prinz habe ihm als damaligen Kronprinzen allzu fier begegnet und allzu wenig Zuneigung gegen denselben sowohl allhier zu Dresden als zu Berlin[1] geäußert, wozu hernach im großen Campement[2] noch mancherlei Umstände gekommen, die den schon zuvor gefaßten heimlichen Groll bei demselben vermehret hätten. Man entschuldiget aber unsers allergnädigsten Königs Majestät zu Berlin selbst damit, daß man glaubt, es sei dergleichen Begegnung gegen den preußischen Kronprinzen, da unser damaliger Königlicher Prinz keine allzu große Gemeinschaft mit demselben gemacht, einesteils auf Ansuchung seines eigenen Herrn Vaters, des vorigen Königs von Preußen, geschehen, der nicht haben wollen, daß man seinem Sohn zu viel weismachen und ihm dadurch zu viel Hoheit in den Kopf setzen solle. Anderenteils schiebt man allda die Schuld auf den Grafen Sulkowski[3], weil derselbe durch sein hochmütiges Wesen den preußischen Kronprinzen am meisten choquiert haben solle...

Keyserlingk blieb unermüdet in Erzählung aller hohen Eigenschaften und Königlichen Tugenden seines Herrn, von dessen großen Sentiments, von dessen Einsicht und von dessen edlem Herzen er mir eine Menge Exempel zum Beweis anführete, die ich zum Teil schon in dem vorigen Stücke dieser Relation angeführet habe[4], und die mir notwendig eine große Idée von diesem jungen König beibringen müssen. Hingegen muß ich auch von dem Oberst Keyserlingk gestehen, daß er ebenso unersättlich war, den wahren Ruhm meines allergnädigsten Königs aus meinem Munde anzuhören; daher es mir auch nicht schwer fiel, ihn durch eine und andere Erzählungen von den Vollkommenheiten meines Königs dergestalt zu überführen, daß er ganz davon eingenommen ward und recht als entzückt mich mit diesen Worten umarmte: „Mon cher ami, da wir beide das Glück haben, den beiden würdigsten Potentaten von ganz Europa zu dienen, da sie beide einander so gleich an edlen Neigungen, Großmut, Gnade, Verstand, Tugend und Verdiensten, überdies auch so nahe Nachbarn sind, so laßt uns beiderseits alles noch fernerhin dazu beitragen, daß sie auch in vertrauter Harmonie künftig zusammen leben, wie würklich beider Länder Wohlfahrt unumgänglich erfordert."

Als ich hierauf kürzlich wiederholte, wie geneigt mein Hof hierzu sei, so fuhr er auf diese Weise fort: Da die gewaltsame fremde Werbung bereits preußischerseits abgestellet worden, so sehe er nicht, woran sich eine genaue nachbarliche Vertraulichkeit stoßen und warum nicht jede bisherige Beschwerung von beiden Seiten leicht gehoben werden könnte als bloß wegen der Jülichischen Sache[5]; denn darauf sei sein König allzu sehr erpicht, habe auch deshalb seine Armee viel lieber

[1] Im Januar und Februar, sowie im Mai und Juni 1728. — [2] Vgl. S. 120, Anm. 5. — [3] Alexander von Sulkowski (1695—1762), dann Graf und Reichsfürst, wurde sächsischer Feldmarschall und Premierminister, bis er 1738 von Brühl gestürzt wurde. — [4] Vgl. S. 103ff. — [5] Für die Ansprüche des sächsischen Hauses auf die Jülichsche Erbschaft vgl. Ges. Werke, Bd. 1, S. 32f.

vermehren als vermindern wollen und werde sich eher auf den Kopf schießen lassen als sich sein Recht vergeben. Ich antwortete hierauf, daß, obgleich meiner Meinung nach zu des verstorbenen Königs von Preußen Zeiten es schlechterdings unmöglich würde gewesen sein, meinen Herrn von seinem rechtmäßigen Anspruch im geringsten abzubringen, nunmehr dennoch, da itztregierende Königliche Majestät den preußischen Thron bestiegen und mein König zu Ihro Preußischen Majestät eine so besondere Zuneigung trüge, der König von Preußen auch durch den Oberst von Carniz meinem Herrn die Erklärung getan, daß Höchstdieselben die Ihnen noch als Kronprinzen von meinem Könige bezeigte Assistance und Attention niemalen aus Ihrem Gedächtnis kommen lassen würden, hingegen alle vormaligen griefs ewig abgetan und vergessen sein, beide Teile sich auch dahin bestreben sollten, in einer nachbarlichen Vertraulichkeit zu leben — ich es meines Orts nicht mehr für so unmöglich als vorher hielte, daß mein Hof in der Jülich- und Bergischen Sache flectibler sein und daß ein Mittel ausgefunden werden könnte, sich darüber in Unterhandlung einzulassen und die Sache durch einen oder andern Vergleich freundschaftlich unter sich zu compensieren und beizulegen. Er fand dieses so räsonnabel, daß er erst alle meine Worte laut rekapitulierte und hernach sich vorsetzte, sowohl hierüber als wegen Abschickung eines Envoyé von Distinktion an unseren Hof mit seinem Könige bei erster guter Gelegenheit ausführlich zu sprechen.

Wir setzten uns hierauf des Abends zu Tische, woran er mich unter andern nötigte, ein Glas auf eine baldige und beständige Einigkeit unserer beiden Könige, ingleichen eines auf das Wohlergehen des Herrn Grafen von Brühl[1] als seines alten werten Freundes zu trinken, mich auch nicht eher als nach elf Uhr in der Nacht wieder nach Berlin zurückfahren ließ.

Ein paar Tage hernach, als der König ein Regiment nicht weit von Berlin die Revue passieren sah und sodann des Mittags in der Stadt speisete, fuhr ich des Vormittags wieder nach Charlottenburg zu Keyserlingk, der mich fast mit noch größerer Distinktion und Vertraulichkeit als das erste Mal annahm. Anfangs las er mir einige Verse vor, die er auf seinen König gemacht hatte, wies mir auch die Ode von Voltaire[2] und andere Dinge, sonderlich auch einige Poesien von seinem Könige, davon er mir doch eine Kopie zu geben keine Erlaubnis hatte.

Des Mittags mußte ich wiederum zu Tische bei ihm bleiben, woran wir aber diesmal nicht ganz allein speisten, weilen ein alter Ingenieur-Oberstlieutenant[3], der das eine Bein in Italien verloren hatte und von dem der König besonders viel hält, ingleichen der Herr von Knobelsdorff[4] mit uns aß, der wegen des einen Flügels, so zu Charlottenburg an das Schloß gebauet wird, sich daselbst aufhielt... Er ist ein vertrauter Freund des Barons von Keyserlingk und erkundigte sich um mancherlei Nachrichten von unsern Baumeistern und andern Künstlern; wobei dann Baron von Keyserlingk niemal versäumte, Anlaß zu nehmen, unsern Hof herauszustreichen; wie dann zuletzt, als jene beide ihren Beifall mit dem

[1] Graf Heinrich Brühl (1700—1763), sächsischer Premierminister. — [2] „An den König von Preußen zu seiner Thronbesteigung." — [3] Senning (vgl. S. 68). — [4] Vgl. S. 69.

seinigen vereinten und ich noch mancherlei erzählen mußte, auch dadurch Gelegenheit hatte, viele irrige Vorurteile, die man überhaupt zu Berlin von unserm Hofe hat, auf eine überzeugende Weise zu widerlegen, der Oberst von Keyserlingk öffentlich sagte: Preußen und Sachsen würden nun bald wieder gute Freunde werden; worauf dann auch allsofort ein Glas getrunken werden mußte.

Nach Tische, da wir eine Weile ganz allein beisammen waren, sagte er mir, er habe dem König den Adler-Orden von unserm verstorbenen Geheimen Rat von Seiffertitz zugestellt. . . Ich konnte auch aus des Barons von Keyserlingk Bezeigen gar wohl abnehmen, daß er bereits das meiste, was ich von unsers allergnädigsten Königs herrlichem Gemütscharakter, großen Gaben und hohen Tugenden, auch von andern hiesigen Umständen einige Tage zuvor hatte vorsagen müssen, seinem Herrn wiedererzählet hatte; denn er beteuerte mir anitzt mit verdoppeltem Eifer, daß sein König die aufrichtigste und vollkommenste Vénération[1] für unsers allergnädigsten Königs Person hege. Als ich nun fragte, ob er nicht Gelegenheit gehabt, der neulich mit mir genommenen Abrede gemäß mit seinem Könige zu sprechen? gab er zur Antwort: Weil sein König ausdrücklich haben wolle, daß er sich mit keinen Geschäften bemengen solle, sondern bloß sich wohl sein lassen und sich nach eigenem Gefallen divertieren möge, so habe er sich auch, wie er mir schon neulich gesagt, einen festen Plan gemacht, sich in keine Affairen zu melieren als bloß für uns. Er müßte aber damit sehr behutsam gehen und ein gutes Tempo ablauren, sonst würde er mehr verhindern als befördern. Inzwischen versichere er mich heilig, daß nach seines eigenen Königs Interesse ihm nunmehr diese Angelegenheit unsres Hofes am allerangelegensten sei, und daß er all sein möglichstes zu einer vollkommenen Harmonie eifrigst beitragen wolle.

Gleich darauf ward ihm des Königs Zurückkunft gemeldet, und ich retirierte mich, weil er keinen Augenblick sicher war, daß Ihro Majestät nicht in sein Zimmer treten würden.

Einige Tage hernach (1. Juli) ging der König über Spandau und Nauen nach Ruppin, Keyserlingk aber, dem die Medici diese Reise noch nicht zugelassen hatten, kam denselben Tag nach Berlin. Ich ließ mich gleich bei ihm erkundigen, ob ich ihn besuchen könnte; er ließ mir aber sagen, daß, da er wegen der vielen Visiten, die ihn recht belagerten und die er zum Teil auch selbst wiederzugeben habe, [er] mich denselben Tag doch nicht gut genießen könne, gleichwohl aber in der Stadt über Nacht bliebe, so wolle er mich den folgenden Morgen bei sich erwarten. . . Ich kam des andern Tags frühe, als er eben den Schlafrock umgeworfen hatte; wir tranken Thee, und er schmauchte Tabak dazu, befand sich auch von seiner gefährlichen Krankheit nunmehr völlig wiederhergestellt. Weil viele Visiten zu ihm kamen, blieb ich bei ihm, bis es Zeit war, auf die Parade zu gehen. Er war von dem aufgewecktesten Humeur in der Welt und sagte mir, daß er Gelegenheit genommen, mit seinem König zu sprechen, der ihm darüber, daß kein Envoyé von Distinction an unsern Hof geschickt worden, zur Antwort gegeben: Da das

[1] In der Vorlage unterstrichen.

Mißverständnis, welches zwischen beiden Höfen zu seines Herrn Vaters Lebzeiten vorgewaltet, noch nicht öffentlich wäre gehoben gewesen, so habe er auch keinen Gesandten von Distinction zu uns schicken können. Baron von Keyserlingk versicherte mich aber dabei, daß diesem ungeacht sein König allerdings geneigt sei, eine wahre Freundschaft zwischen beiden Höfen herzustellen und eifrigst zu unterhalten. Als ich ihn darauf sondierte, ob dann nicht Hoffnung sei, daß anitzt noch ein Envoyé von Extraction zu uns kommen dürfte, zweifelte er daran, weil dergleichen auch keiner an die Höfe von Petersburg, Schweden, Dänemark und andre abgefertiget worden; es könne aber seiner Meinung nach wohl geschehen, wann unsre beiden Höfe in ihrem neuen Vertrauen nur erst etwas mehr würden zusammengerückt sein.

Als ich weiter fragte, ob er nicht auch schon Gelegenheit gehabt, dasjenige seinem Herrn zu hinterbringen, was ich mit ihm wegen Jülich und Berg jüngsthin zu sprechen die Ehre gehabt? so sagte er, daß bei seines Königs überhäuften Affären, sonderlich auch wegen der bevorstehenden Reise nach Preußen, noch keine Zeit dazu gewesen. Er verspreche mir aber, solche nicht zu versäumen und alles Mögliche für uns zu tun. Er müsse aber behutsam gehen, weil der König ihm sonst gleich sagen werde: „Mon ami, meliere Dich nicht damit." Es gehe manchmal ein Monat vorbei, ehe man das rechte Tempo treffen könne. Sein Herr sei noch allzu jaloux von seiner eigenen Autorität und besorge gleich, man trachte dahin, derselben zuwider ihn blindlings zu leiten. Daher müsse man ihm keinen Vorschlag tun, sondern ihm nur Anlaß geben, daß er selbst auf eine Materie falle; wann man ihn alsdann nach seiner Einsicht erst davon reden lasse, so könne man ihm hernach auch andere Meinungen dabei sagen, und alsdann nehme er auch alles gnädig auf. Unterwegs auf der Reise nach Königsberg hoffe Keyserlingk schon Anlaß zu finden, unserer Abrede gemäß ausführlich mit seinem König zu sprechen. . .



Vorderansicht der Nikolaikirche zu Potsdam

König Friedrich*

[Berlin] 1. September 1740.

. . . Ich glaube Ihnen sagen zu müssen, worin der Kaiserliche Hof wie so viele andere Höfe sich nach meiner Meinung bei der Beurteilung des hiesigen Hofes zu täuschen scheint.

1. Sie glauben offenbar, die Königin[1] habe Einfluß auf den Geist ihres Gemahls, des Königs, und könne erheblich dazu beitragen, ihm eine günstige Gesinnung für Ihren Hof beizubringen. Das müssen Sie streichen. Die Königin ist zwar eine sehr liebenswürdige Fürstin und besitzt sehr gesunden Verstand. Aber weder sie noch irgend eine Frau auf Erden hat bisher einen Schatten von Macht über diesen Herrscher gehabt. Ich bezweifle sogar, daß das je eintritt.

2. Sie glauben, er werde in allem das Gegenteil von dem tun, was sein verstorbener Vater getan hat. Somit werde er sich ebenso viele Verbündete erwerben, wie jener wenige gehabt hat; er werde sie sich gemäß den alten Interessen seines Hauses aussuchen und bei seinem großen Geist sein ganzes Benehmen mit seinem Ministerrat vereinbaren. Auch das können Sie streichen. Bisher weicht der König nicht um Haaresbreite von den Grundsätzen seines Vaters ab; denn er neigt ebenso wie dieser zu einer militärischen Regierung. Der einzige Unterschied ist der, daß der Vater einen Sparren für große Soldaten hatte, während sein Sohn nur gutgewachsene und in größerer Zahl haben will. Verbündete hat er bisher nicht mehr als der Verstorbene. Ich zweifle zwar nicht, daß er es eines Tages für nötig halten wird, Verbündete zu haben, aber die Zeit, sich solche auszuwählen, noch weniger die, solche zu suchen, ist noch nicht gekommen. Und seinen Ministerrat hat er seit Regierungsantritt noch nicht einberufen noch ihn über irgend einen zu fassenden Beschluß befragt. Daher kann auch kein Minister sich rühmen, sein Vertrauen in den Staatsgeschäften zu besitzen oder ihm einen Rat gegeben zu haben, den er befolgt hätte. Ein Gleiches gilt von seinen Generalen und, was mehr bedeutet, von seinen Günstlingen. Das wird Ihnen vielleicht widersinnig oder unglaubwürdig erscheinen; trotzdem ist es so.

3. Sie glauben, er werde sich ein Regierungssystem entworfen haben, und da man ihn stets als überlegenen Geist mit reichen Gaben, Gelehrsamkeit und großem Bildungsdrange gekannt hat, glauben Sie, dieses System sei aufs beste angelegt und beruhe auf den Regeln einer gesunden Politik und somit auf den

* Nach dem Schreiben eines Anonymus (von Graf Manteuffel an Brühl übersandt) bei Troeger, „Aus den Anfängen der Regierung Friedrichs des Großen", S. 49f. — [1] Elisabeth Christine.

alten Grundsätzen seines Hauses und des Reiches. Ich zweifle nun tatsächlich nicht, daß er sich ein System gemacht hat, bin jedoch überzeugt, daß er es nie einem Menschen mitgeteilt, daß irgendwer ihm bei der Ausarbeitung geholfen und daß er es auf irgend einen der genannten Grundsätze begründet hat, sondern lediglich auf selbstgebildete, die er für richtig hält, weil sie seiner Eigenliebe schmeicheln. Ich urteile so, weil er darauf ausgeht, in allem, was er tut, originell und außerordentlich zu sein, und weil er daher die alten Grundsätze nur bei solchen Gelegenheiten gelten läßt, wo er gar nicht anders handeln kann. Überall sonst will er neu und sozusagen sein eigener Schöpfer sein.

4. Sie glauben, die Gesinnung, die man vor seiner Thronbesteigung so sehr an ihm bewunderte, sei noch die gleiche, seit er König ist. Ich will zwar nicht sagen, daß er sie preisgegeben oder eine entgegengesetzte angenommen hat. Aber da sein größtes Vergnügen darin besteht, die Welt durch etwas Neues zu überraschen, scheint er es darauf abgesehen zu haben, sich ganz anders zu zeigen, als er vordem erschien. So fürchtete man, er werde eine allzu große Abneigung gegen den Soldatenstand haben, und diese Befürchtung war um so begründeter, weil er körperlich wenig kräftig ist und eine außerordentliche Vorliebe für Wissenschaft und Lektüre besitzt, mehr noch, weil sein Vater ihm Gewalt angetan hat, um ihm Liebe für den Kriegerstand beizubringen. Desgleichen fürchtete man, er würde ebenso verschwenderisch werden, wie sein Vater geizig war, und man begründete das mit seiner Prachtliebe, seiner Feinschmeckerei und seiner Neigung für alles Kostspielige, mit seiner Verachtung und dem Widerwillen gegen alles, was nach Geiz aussah, und vor allem mit seinen häufigen Mildtätigkeiten, seiner Freigebigkeit und seinem Aufwand, der sehr oft die bescheidenen Summen überstieg, die sein Vater ihm ausgesetzt hatte.

Seitdem er jedoch auf dem Thron ist, möchte man sagen, er hat nur Vorliebe für die Soldaten und glaubt sich nur für das Waffenhandwerk geboren. Und was die Verschwendungssucht betrifft, so scheint er sich besondere Mühe zu geben, diejenigen zu beruhigen, die ihm diese Neigung zuschreiben, und ihnen zu zeigen, daß er die Sparsamkeit und alle wirtschaftlichen Tugenden — was man für moralisch unmöglich hielt — noch weiter zu treiben vermag als der Verstorbene. Ich will zwar nicht sagen, daß er geizig sei, aber er gibt sich bei so vielen Anlässen den Anschein davon, daß alle Welt fast überzeugt ist, er werde nie, wo nicht verschwenderisch, so doch einigermaßen freigebig sein. Trotzdem ist ihm hierin nicht zu trauen. Wenn die Welt erst glaubt, er sei in Sparsamkeit versunken, wird er sie vielleicht eines anderen belehren und sich so zeigen, wie man ihn sehen möchte.



Praetorius*

(Juni—Dezember 1740.)

Berlin, 5. Juni 1740.

Donnerstag am 2. Junius um sieben Uhr des Morgens verfügten sich alle Staatsminister, sowie die Generale, die in Berlin gegenwärtig waren, nach Charlottenburg und legten daselbst den Eid ab. Die Reden, welche der junge Souverän bei dieser Gelegenheit mit der ihm so eigentümlichen Überzeugungsgabe hielt, zeigten genugsam, daß die Liebe seines Ruhms und die Liebe zu seinen Untertanen immer ihn mit gleichen Schritten begleiten werden[1]. Den Generalen sagte er, daß, da sie seine ehemaligen Kriegsgefährten und Zeugen dessen, was sein verstorbener Vater unablässig empfohlen hätte, wären, sie mit desto größerem Eifer beitragen würden, die Ehre seiner Truppen zu befördern; daß er aber nie das Unmögliche verlangen werde. Gegen die Finanz- sowohl als die Justizminister hat er gleich erhabene Gesinnung geäußert. Den ersteren hat er erklärt, nie etwas für seinen Vorteil zu halten, was nicht zugleich zum Vorteil seines Landes gereiche, und beiden hat er befohlen, Vorstellungen und Einwendungen zu machen und bei deren Wiederholung nicht zu ermüden, wenn er je unglücklicherweise das Wohl seiner Untertanen aus den Augen setze[2].

Um diese edle Denkungsart sogleich möglichst zu betätigen, haben Se. Majestät die Magazine öffnen lassen, damit zu geringen Preisen, ja auch ganz umsonst

* Andreas August von Praetorius (1683—1762), dänischer Generalleutnant und Gesandter in Berlin. Nach seinen in deutscher Übersetzung mitgeteilten Gesandtschaftsberichten in der „Neuen Berlinischen Monatsschrift", herausgeg. von Biester, Bd. 11, S. 81 ff.; Bd. 12, S. 1 ff. (Berlin 1804). — [1] Vgl. die Ansprachen an die Generale und die Minister in den „Gesprächen", S. 23 f. — [2] Vgl. S. 96.

soviel Mehl hergegeben werde, als die Bedürfnisse dieser Stadt erfordern. Zugleich ist jedem erlaubt worden, Korn, von wo er will, herbeizuführen oder kommen zu lassen; auch sind die Abgaben auf die holsteinische Butter wieder zu dem alten Fuß herabgesetzt. Kurz, der junge Monarch scheint völlig den großen Hoffnungen zu entsprechen, welche seine Untertanen von ihm hegten, und die Zufriedenheit, die hier herrscht, ist allgemein.

Ich höre nicht, daß der König bis itzt einen einzigen General, Minister oder sonst einen Diener seines Vaters verabschiedet habe, so daß durchaus noch keine Veränderung vorgefallen ist. Die einzige Ausnahme betrifft einen gewissen Herrn Eckart[1], dem Se. Majestät haben sagen lassen, daß Sie seiner Dienste nicht mehr bedürften. . . Es ist noch keine neue Stelle errichtet. Der König hält sich fortwährend in Charlottenburg auf, wo er unermüdet mit Arbeiten beschäftigt ist.

Noch läßt sich mit hinlänglichem Grunde nichts von den Plänen des Monarchen in Absicht der andern Mächte sagen. Allein man wird zu seiner Zeit sehen, daß diejenigen sich sehr irren, welche auf eine Neigung dieses Fürsten gegen Frankreich daraus schließen, weil er die französische Sprache und Sitten liebt.

Berlin, 8. Juni 1740.

. . . Da alles erst im Entwickeln begriffen ist, so werden Ew. Exzellenz selbst bemerken, daß sich über die Wendung, welche die Sachen nehmen werden, noch nichts sagen läßt, außer nach Vermutungen und allgemeinen Betrachtungen.

Der neue Monarch ist jung und voll hoher Gesinnungen; folglich wird er ohne Zweifel an den allgemeinen Angelegenheiten den Anteil nehmen wollen, den ihm sein Ruhm als wünschenswert vorzeichnet und worauf ihm seine Macht Ansprüche gestattet.

Außer 84 000 Mann der bestdisziplinierten Truppen, die wirklich unter den Waffen stehn[2], gibt es noch soviel Überzählige und andere auf den ersten Ruf bereite Menschen, daß der König nur wollen darf, um eine Armee von 100 000 Mann zu besitzen. Bloß schon das Zeughaus in Berlin hat einen so hinlänglichen Vorrat völlig neuer Waffen, daß die ganze Armee zweimal damit versorgt werden kann. Der Schatz ist ungemein reich[3]. Die Einkünfte sind sehr ansehnlich und können natürlich noch höher steigen, sobald nur eine geschickt eingeleitete Geldzirkulation den Wohlstand der Bürger und den Unternehmungsgeist für Fabriken und Handel befördert.

Wenn dieser Fürst sich von der einen Seite guter Allianzen versichert, so kann er auf der andern Seite tätig auftreten, ohne über die Lage seiner Staaten sehr besorgt zu sein, die in der Tat beträchtlich sind, obgleich voneinander entfernt und zu vielen Nachbarn bloßgestellt. Durch die Geburt ist er mit Sr. Großbritannischen Majestät verbunden[4], von seiten der Königin, seiner Gemahlin,

[1] Vgl. S. 96. — [2] Genauer 81 000 Mann (vgl. Ges. Werke, Bd. 1, S. 162). — [3] Der Staatsschatz betrug rund 8¾ Million Taler (vgl. Ges. Werke, Bd. 2, S. 18). — [4] Sophie Dorothea, Friedrichs Mutter, war die Schwester Georgs II.

mit dem Kaiser[1], mit dem Braunschweigschen Hofe und selbst mit dem Russischen[2]. Sie sämtlich werden auf gleiche Weise bereit sein, sich näher an einen König zu schließen, der unter den ersten Fürsten Europas einen angesehenen Rang wird bekleiden können. . . Itzt höre ich, daß er sich erboten hat, der Königin, seiner Mutter, ein neues Haus zu bauen, und überhaupt begegnet er ihr mit der ausgezeichnetesten Ehrerbietung. Höchstwahrscheinlich wird also diese Fürstin Einfluß haben, und bei ihrer bekannten Zärtlichkeit gegen den König, ihren Bruder, wird sie wohl sicherlich alles anwenden, um die Harmonie zwischen Berlin und Hannover itzt so vollkommen zu machen, als sie noch vor kurzem das Gegenteil war. . .

Berlin, 6. Juli 1740.

Noch läßt sich zum Voraus kein richtiges Urteil über die Denk- und Handelsweise dieses Hofes fällen. Nur soviel scheint sich aus allem zu ergeben, daß er ferner kriegerisch sein werde. Der König hat bis itzt im Zivil nichts geändert und schon zwei Erhöhungen zu Generalen der Infanterie vorgenommen, mit Herrn von Glasenapp[3] und dem Herzog von Holstein-Beck[4], wovon jener Gouverneur von Berlin und dieser Gouverneur von Spandau ist. Ferner hat der König nacheinander acht Generaladjutanten ernannt, die Oberstenrang haben, und vier Flügeladjutanten mit Majorsrang. Soviel ich einsehe, steht der Generaladjutant Graf Keyserlingk[5] am meisten bei seinem Herrn in Gunst; auch wird er die Reise nach Preußen[6] mitmachen. Es ist außerdem sicher, daß sieben neue Infanterieregimenter und ein Husarenregiment errichtet werden[7]; sie sollen bereits vergeben sein.

Auf der andern Seite wollen Se. Majestät ein Königliches Palais aufführen, die Akademie der Wissenschaften neu beleben, ein Opern- und ein Komödienhaus bauen lassen[8]. Man hat den Plan, Gelehrte hieher zu ziehen und Sänger, Tänzer und Musiker in Dienst zu nehmen. Unter den erstern haben wir Herrn von Algarotti[9] hier erhalten. . . Er ist ein junger, äußerst feiner Mann, von sehr einnehmender Bildung und dabei, wie es scheint, von mehr Weltkenntnis, Geschmeidigkeit und Scharfblick, als sonst den Philosophen eigen zu sein pflegt. Er bekommt 2400 Taler Gehalt.

Die Einsichtvollsten sind der Meinung, daß man hier so bald kein politisches System fassen werde. Der König und seine Minister werden ja kommen sehn. Inzwischen denkt jeder an seine eigenen Angelegenheiten; denn viele glauben, noch nicht recht fest zu sitzen.

Berlin, 10. Juli 1740[10].

Bisher will der König von Preußen alles selbst machen; infolgedessen ist seitdem nichts Wesentliches in den auswärtigen Angelegenheiten geschehen, und

[1] Elisabeth Christine war die Nichte der Kaiserin Elisabeth, Gemahlin Karls VI. — [2] Prinz Anton Ulrich, Gemahl der Regentin Anna (vgl. S. 45), war der Bruder der Königin Elisabeth Christine. — [3] Kaspar Otto von Glasenapp. — [4] Vgl. S. 111. — [5] Vgl. S. 118ff. — [6] Zur Erbhuldigung in Königsberg am 20. Juli. — [7] Vgl. S. 98. — [8] Vgl. S. 104f. — [9] Vgl. S. 104. — [10] Übersetzt nach der Urschrift im Kgl. Reichsarchiv zu Kopenhagen.

man kann daher noch nicht beurteilen, wohin er neigt und mit wem er zur Förderung seiner Interessen anknüpfen wird. Der König hält den Gegenstand für zu ernst, um irgend etwas zu übereilen. Drei Sekretäre arbeiten täglich unter seinen Augen, des Morgens sogar unangekleidet. Die Meinung geht allgemein dahin, daß sechs Monate vergehen werden, ehe irgend ein festes politisches System herauskommt. . . Inzwischen weiß kein ausländischer Gesandter, woran und an wen er sich halten soll, um dem König Mitteilungen zukommen zu lassen, die für ihn von Wert sind. Alle erkennen, daß die Königin-Mutter derart hannöverisch gesinnt ist, daß sie ihrem vorgesetzten Ziel alles opfern wird, und es ist stadtbekannt, daß alle Höflinge ihres Sohnes, des Königs, in diesem Sinne tätig sind, in der Meinung, daß die Königin-Mutter stets großen Einfluß behalten wird. . .

Berlin, 17. Juli 1740.

Die, welche sich geschmeichelt hatten, ihr neuer Gebieter würde sie aus vollen Händen mit Geld überschütten, kommen allmählich von ihrem Irrtum zurück und fassen die Überzeugung, daß Se. Majestät nicht weniger sorgsam für die Erhaltung des Schatzes sein werden, als Ihr Herr Vater es für die Anhäufung desselben war. Dieser Fürst denkt viel zu richtig, als daß er nicht einsehen sollte, wie, um eine große Armee zu haben, einen glänzenden Hof zu halten, öffentliche Gebäude aufzuführen, endlich eine Menge Gelehrte und Künstler herzuziehn und ihnen eine gegen andere Länder vorzügliche Lage zu verschaffen, wie dazu Sparsamkeit nötig ist, und daß man auf der einen Seite einschränke, was man auf der andern ausgibt. Die Unterhaltung der 7000—8000 Mann des Truppenzuwachses[1] wird beinah allein aus dem bestritten, was ehemals das große Potsdamsche Regiment kostete, welches in der Tat bloß zum Prunk taugte. . . Von der andern Seite sieht man ausgezeichnete Offiziere hervorgezogen, und mancher, den man bei dem Kronprinzen nicht gut angeschrieben glaubte, ist seit dessen Thronbesteigung belohnt und befördert worden, sobald seine Fähigkeit und Verdienste bekannt wurden. Das nämliche hat sich bei verschiedenen Zivilpersonen gezeigt.

General Schwerin ist zum Feldmarschall ernannt[2]. Er dient seit 20 Jahren in der preußischen Armee, wohin ihn der vorige König berief, dem er sich auf das vorteilhafteste durch die Klugheit und Tapferkeit empfahl, womit er sich in der kritischen Lage in Mecklenburg benahm. Höchstwahrscheinlich wird auch der General Katte, der Vater des unglücklichen Offiziers gleichen Namens, dieselbe Würde und die Anciennität vor dem Herrn von Schwerin erhalten[3]. Der König hat auf seiner Reise in Preußen aus den Regimentern, die er unterwegs sah,

[1] Vgl. S. 98. — [2] Am 8. Juli 1740. Kurt Christoph von Schwerin (1684—1757), seit 31. Juli 1740 Graf, zunächst in mecklenburgischen Diensten, wo er 1719 bei Walsmühlen das hannöversche Executionskorps in die Flucht schlug, war 1720 als Generalmajor in das preußische Heer getreten. — [3] Hans Heinrich von Katte (1681—1741), General der Kavallerie, Chef eines Kürassierregiments, seit 6. Juni 1740 Graf und auch Feldmarschall. Sein Sohn, Hans Herrmann von Katte, wurde 1730 das Opfer des Fluchtplans des Kronprinzen.

viele Offiziere und Unteroffiziere gezogen, um sie bei den neuen Regimentern anzustellen, und der Feldmarschall Borcke sagte mir gestern bei dieser Gelegenheit: „Mein Herr, der König, kümmert sich noch mehr um die Einzelheiten des Kriegshandwerks als sein verstorbener Vater, und will, daß der Dienst noch pünktlicher betrieben wird."

Ew. Exzellenz werden meine Umständlichkeit bei solchen Berichten nicht mißbilligen. Sie können beitragen, einen Fürsten zu charakterisieren, der itzt die Aufmerksamkeit aller Regierungen in Europa auf sich zieht, und dem wahrlich eine schwere Aufgabe zu erfüllen obliegt, wenn er der Meinung genügen will, die die Welt von ihm gefaßt hat.

Berlin, 31. Juli 1740.

Jedermann ist hier überzeugt, daß Se. Majestät während Ihrer Reise in das Klevische sich mit dem König von England besprechen werden[1]. Die, welche beide Monarchen kennen, sehen voraus, daß diese Unterredung keine Maßregel veranlassen wird, die den Mächten, welche ein Interesse dabei haben, daß diese zwei Fürsten sich nicht zu nahe verbinden, bedenklich sein könnte. Der König von Preußen, bei seinem gebildeten Verstande, liebt lehrreiche Unterhaltung, spricht gern von Philosophie, von Wolff[2] und von Newton[3]. Dies ist gar nicht in der Manier und im Geschmack Sr. Britannischen Majestät. Der Oheim wird also dem Neffen Politik vorsprechen, um welche sich der letztere gar wenig bekümmert, sondern auf seine Mittel, seine Kräfte und das Übergewicht seines Genies rechnet.

Berlin, 7. August 1740.

Die Huldigungsfeierlichkeit (in Berlin) geschah am 2. d. M. Um 8 Uhr morgens versammelten sich die nicht königlichen Prinzen, das Corps diplomatique und die Ritterschaft des Landes auf dem Schlosse in dem großen Saale vor den Zimmern des Königs. Im Hintergrunde des Saales war eine Erhöhung errichtet, von drei Stufen, unter einem Himmel von schwarzem Samt, und ein alter Lehnstuhl vom selben Zeuge darauf gestellt. Das Ganze sah ärmlich und fast zerrissen aus. Das Volk hatte sich vor dem Schlosse versammelt, auf der Seite nach der Domkirche hin[4] und in den angrenzenden Straßen. Husaren und Infanteriedetachements sorgten für Ordnung und Zügelung des Gedränges. Um 10 Uhr trat der König in den großen Saal; hinter ihm kamen die drei Prinzen, seine Brüder, und die (Schwedter) Markgrafen von der Philippschen und der Albrechtschen Linie. Se. Majestät bestiegen die Erhöhung, stellten sich vor den Lehnstuhl und winkten Ihren Brüdern, die gleichfalls herauf- und dann ohne weitern Rang hinter den König traten. Die übrigen Prinzen, welche in der Armee dienen, die Feldmarschälle, Generäle, Staatsminister, Adjutanten stellten sich durcheinander, rechts und links neben diese Art von Thron. Der

[1] Am 15. August trat der König die Reise an, die ihn nach Bayreuth und über Straßburg nach den westlichen Provinzen führte. Am 23. September traf er in Potsdam wieder ein, ohne mit König Georg II. zusammengetroffen zu sein. — [2] Vgl. S. 100. — [3] Isaak Newton (1642—1727), englischer Philosoph und Physiker. — [4] Also auf dem Schloßplatz (vgl. S. 113).

Staatsminister von Arnim[1] stand vorn auf der Erhöhung rechter Hand und hielt eine dem Gegenstand sehr angemessene Rede. Diese beantwortete der junge Görne[2], Vizepräsident des Kammergerichts, im Namen des Adels. Hierauf ward die Huldigungsurkunde verlesen und der Eid laut geleistet. Se. Majestät stiegen vom Thron herab und begaben sich mit Ihrem ganzen Gefolge auf den Balkon nach der Domkirche, um die Huldigung und den Eid der Bürger anzunehmen. Dreimal ward: „Es lebe der König!" gerufen und Gold- und Silbermünzen ausgeworfen, für 4000 Taler an Wert.

Gegen die Gewohnheit und Etikette blieb der König nach der Zeremonie noch eine halbe Stunde auf dem Balkon, mit festem aufmerksamen Blick auf die



unermeßliche Menge vor dem Schloß. Er schien in tiefer Betrachtung verloren. Warum konnte man nicht in seiner Seele lesen und seine Gedanken erraten? Sie waren sicherlich seiner würdig.

Der König gab hierauf 500 Personen ein Mittagsmahl, dem Adel, den Deputierten der Städte.

Berlin, 18. September 1740.

Die Herren von Algarotti[3] und von Maupertuis[4] begleiten den König immerfort auf seiner Reise. Der erste steht sehr in Gunsten, seine Unterhaltung muß unendlich angenehm sein.

Berlin, 2. Oktober 1740[5].

Um einen rechten Begriff von der neuen Regierung zu geben, muß gesagt werden, daß der König von Preußen bisher durchaus alles selbst tut und Ratschläge von niemandem duldet, außer vom Staatsminister von Boden[6], der Sparsamkeit predigt, und zwar mit wunderbarem Erfolge; denn er findet damit

[1] Georg Detlof von Arnim-Boitzenburg (1679—1754), Präsident des Geheimen Justizrats und des Tribunals. — [2] Hans Christoph von Görne. — [3] Vgl. S. 133. — [4] Vgl. S. 106. — [5] Übersetzt nach der Urschrift im Kgl. Reichsarchiv zu Kopenhagen. — [6] Vgl. S. 88.

noch mehr Anklang als unter der früheren Regierung. Podewils, der im Departement des Auswärtigen zur Zeit der einzige Arbeitsfähige ist, hat nichts anderes zu tun, als die Befehle auszuführen, die er unmittelbar vom Kabinett erhält, ohne daß er nach seiner Meinung gefragt wird. Und die Minister der übrigen Departements werden ebenso behandelt. Man hielt bisher den Verlust des Herrn von Thulemeier[1] für unersetzlich, weil er ein sehr geschickter Mann und ein lebendiges Archiv war; indes scheint seine Stelle mit seinem Tode eingegangen... Ich habe eine große Zahl der vom König unterzeichneten Marginalbescheide gesehen, die ebenso lakonisch und im gleichen Geiste gehalten sind wie die des verstorbenen Königs. Alles würde mir ziemlich ähnlich wie unter der früheren Regierung vorkommen, hätte der König irgend eine einflußreiche Vertrauensperson um sich, an die man sich wenden könnte, um die erforderlichen Mitteilungen mit Aussicht auf Erfolg beizubringen. Da dem aber nicht so ist und gewisse Dinge nur mit zarter und geschickter Hand angefaßt werden können, ist ein ausländischer Gesandter hier ratloser als überall sonst und weiß nicht, welchen Weg er einschlagen soll, um zu seinem Ziele zu gelangen.

Vorigen Mittwoch (28. September) war Cour auf dem Schlosse. Im Gespräch mit den Gesandten hatte der König einen witzigen Einfall über den Marschall Broglie gegen den Marquis von Valory, der ihm sagte, der Marschall sei sehr überrascht worden, Sr. Majestät unvermutete Ankunft in Straßburg zu erfahren[2]. „Das will ich glauben," antwortete der König, „der Mann scheint nur für Überraschungen gemacht zu sein."[3] . . .

Man neigt hier zu Sparsamkeit. . . Man kann sich nur schwer die Niedergeschlagenheit derjenigen vorstellen, die so stark in ihren Hoffnungen, die sie an den Thronwechsel geknüpft hatten, enttäuscht sind.

Berlin, 19. Oktober 1740.

Der König geht noch heute nach Rheinsberg ab, wo die Königin und die Markgräfin von Bayreuth am Sonnabend (22. Oktober) zu ihm eintreffen[4]. Man erbaut dort ein Theater, der König wird mit Personen seines vertrauten Zirkels auf demselben spielen, wozu auch einige Damen ernannt sind. Das Trauerspiel „Der Tod Cäsars" von Voltaire und „Der Franzose in London" von Boissy sollen aufgeführt werden.

Berlin, 23. Oktober 1740.

Als ich neulich im Hause des französischen Ministers Beauvau[5] bei Herrn von Podewils am Tische saß, sprach er von dem Kriege zwischen Spanien und

[1] Vgl. S. 97. — [2] Für Friedrichs Ausflug nach Straßburg (23.—25. August) vgl. seinen Bericht in Prosa und Versen an Voltaire in den Ges. Werken, Bd. 10, S. 66ff., und „Gespräche", S. 25ff. — [3] Der Gouverneur von Straßburg, Marschall Graf Franz Maria von Broglie (1671—1745), war am 15. September 1734 von den Österreichern an der Secchia überfallen worden. — [4] Markgräfin Wilhelmine war mit ihrem Gemahl, Markgraf Friedrich, am 17. in Berlin angelangt, folgte aber erst am 29. dem König nach Rheinsberg, wo sie bis zum 24. November blieben. Am 5. Januar 1741 kehrte Wilhelmine nach Bayreuth zurück. — [5] Vgl. S. 151.

England[1] und sagte mir, die Engländer schienen entschlossen, auch Frankreich den Krieg zu erklären. „Wenn das ist," antwortete ich, „so haben wir einen allgemeinen Krieg." — „Ja," erwiderte er, „und dann gaudeant bene armati!" — „Gaudeant bene confoederati!"[2] antwortete ich ihm. — „Sie haben recht," versetzte Herr von Podewils, „aber Sie wissen, mein Rat wird nicht gehört."



Berlin, 26. Oktober 1740.

Eine Stafette hat gestern abend Herrn von Podewils die wichtige Nachricht von dem Ableben des Kaisers Karl VI. gebracht; er starb den 20. d. M. Augenblicklich ist ein Kurier nach Rheinsberg abgegangen. Dieser unvermutete Fall interessiert ganz Europa, zumal in der gegenwärtigen Lage der Dinge.

Berlin, 30. Oktober 1740.

Der Tod des Kaisers ist durch einen Brief der Kaiserin (Elisabeth) an die regierende Königin von Preußen bestätigt. So aufmerksam ich auch acht habe, wie alle meine Kollegen hier, welche Maßregeln der Berliner Hof in der jetzigen Lage ergreifen werde, so ist nichts geschehen, welches seine Pläne und Absichten zeigte. Inzwischen ist Herr von Podewils nach Rheinsberg gerufen und am vorigen Donnerstag (27. Oktober) dorthin abgegangen; aber man weiß nicht, ob bloß zu der Abschiedsaudienz des Barons Horion[3] oder wegen wichtigerer Ursachen.

Dürfte man auf bloße Vermutungen einen Schluß bauen, so möchte ich glauben, man werde bald hören, daß der Kurfürst von Bayern sich in Besitz eines beträchtlichen Teils der österreichischen Erbstaaten gesetzt hat, der ihm angrenzend und gelegen ist, z. B. Tirol, Österreich oder Böhmen[4], und daß der König von Sardinien[5] die Gelegenheit benutzen werde, sich Mailands zu bemächtigen, da alle

[1] Der Krieg, an dem dann auch Frankreich teilnahm, war 1739 ausgebrochen; er wurde 1748 durch den Frieden von Aachen beendet. — [2] „Es leben die stark gerüsteten!" „Es leben die stark verbündeten!" — [3] Bevollmächtigter Minister des Bischofs von Lüttich. Für den Streit des Königs mit dem Bischof über den Besitz der Grafschaft Herstall vgl. Ges. Werke, Bd. 5, S. 165ff. — [4] Kurfürst Karl Albert (1697—1745), nachmalig als Kaiser Karl VII., erhob als Gemahl einer Tochter Kaiser Josephs I., des älteren Bruders Karls VI., Erbansprüche. — [5] Karl Emanuel (1701—1773).

diese Länder von Truppen entblößt sind. Hier, vermutet man, wird an Schlesien gedacht; auch werde der König sich unter die Bewerber des Kaiserstuhls mischen[1]. Der Geheimrat von Bremer, Geschäftsträger der Höfe Ansbach und Bayreuth, den Ew. Exzellenz kennen werden, sagte mir, die Idee, Kaiser zu werden, wäre dem König durch Umwege von dem Marquis de Beauvau[2] zugeführt. Ist die Sache wahr, so darf man annehmen, daß dies eine Lockspeise für den jungen Monarchen sein soll, damit er seine großen Kräfte nicht zum Besten des Deutschen Reichs anwende. Übrigens wird es ein Wunder sein, wenn dieser Fürst die richtigsten Maßregeln bei der jetzigen Krisis trifft, da er keine Ratgeber hat und niemanden hört, sondern alles durchaus selbst tut, aber doch unmöglich schon in der kurzen Zeit alle nötigen Kenntnisse sich erworben haben kann.

Berlin, 2. November 1740.

Seit gestern hat sich das Gerücht von dem Tode der Zarin[3] verbreitet. Es hat in Rheinsberg Eindruck gemacht. Der Oberhofmarschall Graf Gotter[4] zeigte mir einen Brief vom Könige, der voll Munterkeit und Witz ist, worin er schreibt: „Durch das Absterben der Zarin sind wir mehr als je instand gesetzt, unsere großen Projekte auszuführen; jeder von unsern hiesigen Helden rechnet wenigstens darauf, ein Königreich zu erobern."

Gestern kam Herr von Podewils aus Rheinsberg zurück. Ich weiß aus sicherer Quelle, daß während seines Dortseins der König mit ihm und dem Feldmarschall Schwerin[5] so eifrig gearbeitet hat, daß Se. Majestät sich nicht einmal die Zeit genommen haben, an der öffentlichen Tafel der Königin zu erscheinen, sondern mit jenen beiden in Ihren Zimmern gespeist haben. Allein noch nichts von den gefaßten Plänen ist ruchbar geworden. Indes haben die beurlaubten Offiziere Befehl erhalten, zu ihren Regimentern zu kommen.

Berlin, 6. November 1740.

Tanz, Musik, Schauspiel und die Vergnügungen der Tafel folgen sich ununterbrochen in Rheinsberg. Es wird bis tief in die Nacht geschwärmt; man geht nicht vor 4 Uhr des Morgens auseinander.

Der Generalquartiermeister Dumoulin[6] und der Oberst von Lestwitz[7] sind zu geheimen Bestimmungen von Rheinsberg abgesandt. Der erste ward vom verstorbenen König immer in Deutschland zu wichtigen Verhandlungen und außerordentlichen Kommissionen gebraucht; der andere, ein Schlesier, besitzt Verdienste und Einsicht. Man vermutet, beide sollen acht haben, welche Bewegungen in den österreichischen Erbländern vorgehen.

Soviel weiß ich indes und kann es verbürgen, daß bis jetzt der König noch keinen festen Entschluß gefaßt hat, im Fall es zum Bruche kommt; er hat mehr

[1] Für die Ablehnung des Gedankens, die Kaiserkrone für Preußen zu erwerben, vgl. „Friedrich der Große, Die politischen Testamente", herausgeg. von Volz, S. 73 (Berlin 1922). — [2] Vgl. S. 151. — [3] Die Zarin Anna Iwanowna starb am 28. Oktober. — [4] Graf Gustav Adolf Gotter (1692—1762). — [5] Vgl. S. 134. — [6] Oberst Peter Ludwig von Dumoulin. — [7] Johann Georg von Lestwitz.

als einen Plan entworfen, niedergeschrieben, zerrissen und verbrannt. Übrigens bin ich überzeugt, daß man hier für große Unternehmungen entschieden ist und mehr auf Eroberungsruhm denkt, als die Mächte tun, welche glauben, mit Recht auf Teile der österreichischen Erbstaaten Anspruch machen zu können[1]. Viele vermuten, der König habe Absichten auf Mecklenburg, wovon ich jedoch gestehe keine Spur zu sehen.

Der Mainzische Minister, Herr von Groschlag[2], hat Herrn von Podewils gesagt, der Kurfürst[3], sein Herr, und das ganze Reich rechneten auf den Beistand des Königs, im Fall eine Macht etwas vornehmen sollte, was der Pragmatischen Sanktion[4] entgegen oder eine Veranlassung zu Unruhen im Reiche wäre, und hat zur Antwort erhalten: Der König wünschte aufrichtig die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und werde allen vom Reiche hiezu getroffenen Maßregeln beitreten; inzwischen würden Se. Majestät sich ruhig verhalten und sehen, welche Wendung die Sachen nehmen; wenn aber irgend eine andere Macht sich rühre, um den jetzigen Vorfall zu benutzen, so werde es ferner nicht von Ihnen abhängen, und Sie müßten dann auch Ihren Vorteil so gut wie die andern suchen.

Berlin, 9. November 1740.

Man versichert, das Resultat aller Beratschlagungen in Rheinsberg sei dahin ausgefallen, im künftigen Frühjahr drei Lager zu beziehen, eines an der schlesischen Grenze, ein anderes an der Weser bei Minden und das dritte in Pommern.

Berlin, 13. November 1740.

Acht Regimenter sind beordert, sich marschfertig zu halten gegen Anfang des künftigen Monats; drei Regimenter aus Preußen sind schon unterwegs nach Pommern, wo sie bis auf weiteren Befehl bleiben werden. Die Offiziere erhalten Geld zur Equipierung. Herr Dumoulin und Herr von Lestwitz[5] sind nach Mecklenburg und nach Schlesien gereist, weshalb man doppelte Absichten vermutet. Es heißt, der König habe wiederum eine Truppenvermehrung von 10 Schwadronen und ebensoviel Bataillonen befohlen. Die sieben neuen Infanterieregimenter[6] sind schon so weit, daß sie den Dienst in der Garnison versehen können.

Berlin, 16. November 1740.

Ungefähr 20000 Mann, mit verhältnismäßiger Artillerie, haben Befehl zum Aufbruch erhalten. Ihre Bestimmung ist noch unergründlich, worüber die Herren von Beauvau und Valory äußerst unruhig scheinen. Von der andern Seite sind auch die preußischen Staatsminister sehr begierig zu wissen, was jene beiden Diplomatiker über die Kriegsrüstungen, die unter ihren Augen geschehen, urteilen. Aus diesem allen glaube ich schließen zu können, daß annoch keine Verabredung zwischen dem hiesigen und dem französischen Hof getroffen sei;

[1] Außer Bayern noch Kursachsen. — [2] Freiherr Johann Karl Groschlag von Diepurg. — [3] Philipp Karl, Graf von Eltz (1675—1743). — [4] Vgl. S. 28, Anm. 3. — [5] Vgl. S. 139. — [6] Vgl. S. 98.

ja, ich möchte fast behaupten, daß alle Zurüstungen des Königs von Preußen bis itzt keinen andern Zweck haben als die Möglichkeit, ins Feld zu rücken, wann es nötig sein wird, und wann man hell genug sieht, um seinen Vorteil dabei zu finden.

Berlin, 20. November 1740.

Die Rüstungen und die Ausgaben des Königs sind zu beträchtlich, um noch einigem Zweifel Raum zu lassen, daß dieser Monarch, welcher ebenso mächtig durch die Stärke seiner Armee als durch den Zustand seines Schatzes ist[1] (aus



welchem man itzt ansehnliche Summen herauszunehmen anfängt), nicht in der gegenwärtigen Lage Europas auf ein großes Vorhaben denke, ehe die Mächte, welchen an der Erhaltung der Ruhe in Deutschland liegt, imstande seien, ihm bei der Ausführung entgegenzuarbeiten. Da Ew. Exzellenz besser als ich die Verhältnisse der andern Höfe kennen, so schweige ich hier von den Erklärungen derselben zugunsten der allgemeinen Ruhe und der Pragmatischen Sanktion[2], welche letztere von den größten Mächten und selbst von Sr. Preußischen Majestät

[1] Vgl. S. 132. — [2] Vgl. S. 28.

angenommen und garantiert ist, und sage nur, daß die hiesigen fremden Minister sich sehr in Verlegenheit befinden, die Pläne des Königs von Preußen zu ergründen, und was ihn zu so beträchtlichen Kriegsrüstungen bewegen mag, während die Fürsten, welche ein Erbrecht auf österreichische Staaten behaupten, sich nicht regen. Offenbar aber wird das Betragen des Königs in einer so schwierigen Krisis zum Beschleunigen oder zum Zurückhalten einer Erschütterung dienen, die dem Reiche höchst nachteilig werden könnte.

Ungeachtet jener Erklärungen und daß er selbst im Gespräche sagt, er beabsichtige nur die Erhaltung des Friedens, erregt er doch, ohne daß ein Anschein von Gefahr vorhanden ist, großen Verdacht bei seinen Nachbarn durch seine Rüstungen und die Bewegungen seiner Armee und zwingt Frankreich, Truppen nach dem Niederrhein vorrücken zu lassen, um von der Seite von Jülich und Berg gedeckt zu sein. Denn nach höchster Wahrscheinlichkeit ist der Marsch des Königs dorthin gerichtet, da alles in Halberstadt, Geldern, Minden und dem ganzen Strich Landes mit Einrichtungen beschäftigt ist zum Unterhalt des ansehnlichen Korps, welches von hier aufzubrechen bereit steht. Der Marquis Beauvau, welcher nach jedermanns Eingeständnis ebenso wachsam als klug und verständig ist, hat sich nicht täuschen lassen, obgleich der König ausdrücklich vermeidet, ihn zu sehen und sich mit ihm einzulassen. Er sagt mir, daß er seinen Hof zur rechten Zeit von den wahrscheinlichen Plänen des hiesigen benachrichtigt habe, und daß die Preußen, wenn sie nach jener Seite hin etwas vorhätten, auch Leute finden würden.

Ich für mein Teil enthalte mich alles Urteils über einen so außerordentlichen Schritt, dessen Absicht um so schwerer zu enträtseln ist, da der König sich gegen keine lebendige Seele erklärt hat, sondern den Truppenmarsch, und was dazu gehört, in seinem Kabinett reguliert und die erforderlichen Befehle durch einen Sekretär, der immer unter seinen Augen arbeitet, expedieren läßt. Indes kann ich doch auch der Meinung derer nicht beistimmen, die eine Absicht auf Schlesien als ganz unwahrscheinlich verwerfen, obgleich ich selbst bemerken muß, daß auf der Straße dorthin kein einziges Magazin ist und es doch, ohne solche anzulegen, sehr schwer fallen wird, den nötigen Unterhalt für die Kavallerie und die Armee herbeizuschaffen, da allenthalben und selbst in Schlesien großer Mangel an Rauhfutter herrscht.

Alle, welche von Rheinsberg zurückkommen, sagen einstimmig, daß der König den ganzen Tag hindurch mit einer Emsigkeit, die einzig ist, arbeitet und dann den Abend sich den Vergnügungen der Gesellschaft hingibt, mit einer Munterkeit und geistvollen Laune, die diese Abendgesellschaften entzückend macht. Indes vermutet man dort aus verschiedenen Einrichtungen, daß der König sich in Person an die Spitze seiner Truppen stellen wird; allein man weiß nicht, wem er das Kommando unter sich anvertrauen werde.

Der Mainzische Minister[1] hat seine Abschiedsaudienz zu Rheinsberg gehabt. Der König hat ihm aufgetragen, den Kurfürsten seiner Freundschaft zu ver-

[1] Groschlag (vgl. S. 140).

sichern, nebst der Bitte, keinen Argwohn gegen ihn zu schöpfen, da alle Schritte, die er etwa tun möchte, nur zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe abzwecken würden.

Der Marquis von Botta[1] kommt vom östreichischen Hofe hieher. Es wird sich zeigen, ob er geschickt genug ist, den Ruhmdurst, den man zu Rheinsberg hat, zu beschränken.

Berlin, 27. November 1740.

Herr von Beauvau, empfindlich darüber, daß er so vom König vernachlässigt wird, hat mir gesagt, er werde am Sonnabend (3. Dezember) abreisen, wenn anders Se. Majestät am Donnerstag in die Stadt kämen und er am Freitag seine Abschiedsaudienz erhalten könne.

Als ich letzt im Gespräch mit Herrn von Podewils auf den Zweck der hiesigen nicht aufhörenden Kriegsrüstungen zu reden kam, antwortete er: Man wolle eine für jeden möglichen Fall schickliche Lage annehmen. Ich hätte geglaubt, versetzte ich, es geschehe wegen der Verträge des Königs mit dem Wiener Hofe[2], und fragte, ob noch nicht auf den Fall des Bedürfnisses die Hilfe Sr. Majestät aufgerufen sei, in Gemäßheit der existierenden Garantie? Bis jetzt, erwiderte Herr von Podewils, habe der Wiener Hof noch kein Ansuchen dieser Art hierher gelangen lassen; auch kenne derselbe die Umstände und Bedingungen zu gut, unter welchen der hochselige König jene Verträge geschlossen. Inzwischen wären Se. Majestät bereit, das Haus Östreich und die ungeteilte Erbfolge der Königin von Ungarn zu unterstützen, wenn Sie es Ihrem Vorteil angemessen fänden.

Gegenwärtig sind alle Regimenter imstande aufzubrechen. Die Artillerie- und die Packpferde sind verteilt. Aber der Punkt des Zusammentreffens der Truppen ist unbekannt und ihre Bestimmung noch mehr. Binnen kurzem muß man es erfahren.

Berlin, 30. November 1740.

Aufs neue haben zwei Infanterieregimenter Befehl erhalten, gegen Ende Dezembers marschfertig zu sein, und um die Mitte des Dezembers sollen dies auch die Grenadiere[3] von den Regimentern der Berlinischen Garnison, welche nicht mobil gemacht sind. Endlich wird mit Errichtung eines Magazins zu Frankfurt a. O. angefangen, welches meine Vermutung bestätigt, daß man in Schlesien einrücken will. Herr von Beauvau nimmt eine Verabredung zwischen dem König und dem Großherzog von Toskana[4] an. Das möchte aber wohl nur eine von den gewagten Mutmaßungen sein, die man sich bisweilen erlaubt, wenn man gar nicht weiß, worauf man raten soll.

[1] Der Marchese Anton Otto Botta d'Adorno zeigte die Thronbesteigung der Königin Maria Theresia an. — [2] Der Berliner Vertrag von 1728 (vgl. S. 86). — [3] Das Regiment hatte zehn Musketier-, resp. Füsilier- und zwei Grenadierkompagnien. — [4] Franz Stephan, Gemahl Maria Theresias (vgl. S. 28).

Berlin, 4. Dezember 1740.

Herr von Botta[1] ist äußerst unruhig über die starken hiesigen Rüstungen, zumal da niemand mehr an dem Vorhaben des Königs zweifelt, sich Schlesiens zu bemächtigen; denn jeder weiß und Herr von Botta hat es selbst gesehen, da er von jener Seite kommt, daß auf der Landstraße von hier bis Krossen alles in Tätigkeit ist, Vorräte von Lebensmitteln und Fourage anzulegen. Schon die Einrichtungen der Magazine zeigen deutlich für jeden, der etwas vom Kriege versteht, daß, gesetzt der König wollte jetzt auch seine Truppen bloß an der Grenze kantonnieren lassen, um zur Benutzung jeder Gelegenheit bereit zu sein, dieses unmöglich wäre, weil ihn der Mangel des Unterhalts daran hindern würde.

Alles dies kommt denen, welche auf die Schritte des Königs acht haben, um so außerordentlicher vor, da er seinen entscheidenden Vorsatz gefaßt hat, ohne eine vorläufige Übereinkunft mit irgend einer Macht in Europa anzuknüpfen, und zeigt, welches große Vertrauen er auf seine Kräfte setzt und auf die geringe Eintracht zwischen den andern Reichsständen und Fürsten, um sowohl sich der Teilung der österreichischen Erbländer zu widersetzen als die Vermehrung seiner Macht zu hindern, die für sie selbst doch nachteilige Folgen äußern könnte. Übrigens muß man eingestehen, daß kein Potentat in Europa bei der jetzigen Lage der Sachen imstande ist, schneller und kraftvoller aufzutreten, als der König von Preußen, dem sicherlich nichts mangelt, um große Dinge auszuführen, und der ihres Erfolgs versichert sein kann, wenn Umstände und Begebenheiten ihn begünstigen.

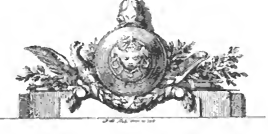
Se. Majestät sind vorgestern um 2 Uhr nachmittags hier wieder angekommen. Sie besahen das Infanterieregiment Kleist, das mit seinem Feldgerät vor dem Schloß aufmarschiert war, und einen Teil der Gardes du Corps[2]. Diese tragen prachtvolle rote Kamisole mit gestickten goldenen Sonnen und dem Königlichen Wahlspruch umher: Suum cuique[3].

Abends war die erste Winterassemblée beim Markgrafen Karl[4]. Die Vorderseite seines Palais, welches am Wilhelmplatze liegt und höchst geschmackvoll möbliert ist, war mit reicher Pracht erleuchtet. Der König, die Königin, der Markgraf von Bayreuth[5] und das ganze Königliche Haus, ausgenommen die Königin-Mutter, befanden sich dort, en Nobles Vénitiens. Es waren an 500 Personen und 300 davon maskiert. Der König erwies mir die Ehre, sich über manche Gegenstände mit mir zu unterhalten. . . Unter andern sprach er von dem jungen Grafen Finckenstein[6], der zum Gesandten in Dänemark ernannt ist, als von einem geschickten, zu Geschäften sehr fähigen und mit allen Eigenschaften, die Hochachtung erwerben können, ausgestatteten Manne. Ich fand den König von seinem langwierigen Fieberanfalle gänzlich hergestellt und in der angenehmsten Munterkeit. Se. Majestät tanzten viel und mit allen Masken ohne Unterschied und Rang,

[1] Vgl. S. 143. — [2] Die Errichtung der Schwadron Garde du Corps war am 23. Juni erfolgt. — [3] Jedem das Seine. — [4] Vgl. S. 26. — [5] Vgl. S. 137. — [6] Graf Karl Wilhelm Finck von Finckenstein (1714—1800), ein Sohn des Feldmarschalls, wurde, nachdem er in Dänemark, Schweden und Rußland den Gesandtschaftsposten bekleidet hatte, 1749 zum Kabinettsminister ernannt.

wie dies auch die Königin und die Prinzessinnen taten. Zwischen 9 und 10 Uhr kehrte der König mit Algarotti[1], mehreren Offizieren und Gelehrten nach dem Schlosse zurück, zum Abendessen. Die Königin und die Königliche Familie blieben zum Souper beim Markgrafen. Morgen ist Assemblée und Maskenball bei Hofe. Diese Bälle werden den ganzen Winter dauern.

Herr von Beauvau, der seit seiner ersten Audienz[2] den König gar nicht gesehen hat, hat anfragen lassen, wann es Sr. Majestät gefällig sein würde, ihm die Abschiedsaudienz zu erteilen. Er hat die Antwort erhalten: Se. Majestät wünschten, daß er hier noch verweilen möge, um vor seiner Abreise seine Bekanntschaft zu machen.



Berlin, 7. Dezember 1740.

Vorgestern hatte der Marquis von Botta seine öffentliche Audienz. Nach geendigter Rede ergriff dieser Minister beim Gespräch mit dem Könige die Gelegenheit, Sr. Majestät vorzustellen, in welcher Besorgnis sein Hof über die Anstalten zum Marsch eines so beträchtlichen Truppenkorps sein müsse, wenn Höchstdieselben nicht die Güte hätten, denselben darüber zu beruhigen. Der König antwortete ihm: Er könne der Königin, seiner Gebieterin, versichern, daß er nichts unternehmen werde, was gegen ihr Interesse oder seinen mit ihr eingegangenen Verbindungen zuwider sei; die Zeit werde die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen bestätigen[3].

Ungeachtet dieser Versicherungen, wovon ich Zeuge war, ist es indes doch ungezweifelt, daß der Entschluß, in Schlesien einzurücken, unwiderruflich gefaßt ist. Letzten Sonntag (4. Dezember) sind die Artillerie, die Pulverwagen, die Pontons usw. nebst den Handpferden des Königs nach jener Provinz abgegangen, unter Bedeckung einer Schwadron Gensdarmes und einer Schwadron Husaren. Gestern ist das Regiment Sydow ausmarschiert mit einer Kolonne Bagage und den Maultieren des Königs, auch den Pferden der Adjutanten; morgen geht das Regiment Kleist ab. Alle diese Truppen halten die Straße nach Frankfurt a. O. Im gegenwärtigen Augenblick ist die ganze zur Expedition bestimmte Armee in Bewegung. Auch wird zuverlässig der König spätestens am nächsten Montag (12. Dezember) von hier abgehen, um sich an die Spitze seiner Truppen zu stellen; der Feldmarschall Schwerin ist vorgestern vorausgegangen. Der König war beim Abmarsch der Truppen zugegen. Er selbst untersuchte mit sorgfältigster Achtsamkeit den Zustand jedes Korps, die Beschaffenheit der Feldgeräte und gab mehreren Offizieren scharfe Verweise. Obgleich der König sehr

[1] Vgl. S. 133. — [2] Am 18. Oktober. — [3] Vgl. Ges. Werke, Bd. 2, S. 61.

spät den Maskenball bei Hofe verlassen hatte, fand er sich doch schon um 7 Uhr morgens beim Abmarsch des Regiments Sydow ein.

Ew. Exzellenz werden sich wundern, wenn ich Ihnen sage, daß keiner der fremden hier befindlichen Minister, deren Höfe das meiste Interesse haben, die Absichten des Königs von Preußen zu durchschauen, etwas von den Schritten dieses Fürsten begreift, noch wie er eine Unternehmung durchsetzen werde, die nach aller Wahrscheinlichkeit mit keiner einzigen europäischen Macht verabredet ist. Darf ich eine Vermutung wagen, so möchte ich behaupten, daß wohl sicher der König heimlich mit dem Großherzog von Toskana die Übereinkunft getroffen habe, einen Teil Schlesiens für sich zu nehmen und dafür ihn gegen jeden Bestreiter der Erbstaaten zu beschützen[1]. Wenigstens weiß ich, daß der König seit dem Tode des Kaisers einen unmittelbaren Briefwechsel mit dem Großherzog unterhalten hat, für den er stets eine besondere Freundschaft gehegt hat, da sie sich in ihrer ersten Jugend kannten[2] und viel Übereinstimmung in ihrer Denk- und Handelsweise ist. Auch mag vielleicht die Republik Holland und selbst England um das Geheimnis wissen und beide mögen Hand zum Vollführen bieten, jene, um Sicherheit für die großen Summen zu erhalten, die sie dem verstorbenen Kaiser auf die schlesischen Bergwerke vorgeschossen hat, dieses, um den König ganz von Frankreich zu trennen. Ist diese Vermutung unrichtig, so begreife ich nicht, welcher andre Grund diesen Fürsten vermocht haben kann, die Fehde zu beginnen, als damit er den Wiener Hof und die andern nach der Kaiserkrone strebenden Fürsten nötige, um seine Freundschaft anzusuchen und ihm Vorschläge zu tun, infolge welcher er sich für denjenigen erklären könne, der ihm der beste dünkt und ihm die vorteilhaftesten Bedingungen macht.

Während der Schleier, welcher dies Geheimnis bedeckt, fällt, sind der Marquis von Botta und die französischen Minister äußerst unruhig und quälen sich, zu erraten, welchen Plan der König haben mag. Der Erstgenannte hat die Ankunft seiner Leute abbestellt, zum sicheren Beweise, daß er an keine Verabredung zwischen seinem und dem hiesigen Hofe glaubt.

Berlin, 11. Dezember 1740.

Alle Truppen, die für die Expedition bestimmt sind, wozu der König sich bereitet, haben ihren Weg angetreten und ziehen in starken Märschen nach der schlesischen Grenze.

Die Arbeiten des Königs, seine große Tätigkeit und die Raschheit, womit er seine Befehle ausführen läßt, setzen jedermann in Erstaunen und sind in der Tat bewundernswürdig. Ich glaube, die Geschichte liefert kein Beispiel von einem Fürsten, der so viel über sich genommen habe und es so leicht ins Werk setze.

Über die Zukunft erlaube ich mir keine Voraussagung, aber sicherlich sinnt dieser Monarch auf eine große Unternehmung und wird sich nicht mit der Er-

[1] Für das schlesische Unternehmen und für die Unterhandlung mit Großherzog Franz Stephan vgl. Ges. Werke, Bd. 2, S. 56ff. — [2] Vgl. S. 54.

oberung einer Provinz begnügen, sondern trachten, der Schiedsrichter des Deutschen Reichs zu werden. Ich habe schon einmal bemerkt[1], keine Macht in Europa vermag so rasch zu handeln wie Preußen. Der König wird sich das zunutze machen, wenn die anderen nicht auf dem Posten sind. Denn sein tätiger, durchdringender Geist weiß alle Umstände zu benutzen, und er wird gewiß nichts ungenutzt vorübergehen lassen. Da er keinerlei Vergnügungen frönt und seine herrschende Leidenschaft der Ruhm ist, kann man sagen, daß er dafür alles preisgibt, mag er sich auch der Geselligkeit und den Freuden des Lebens widmen, soweit er Zeit dazu findet. Denn er liebt die Geselligkeit und seinen Freundeskreis, mischt sich ohne Unterschied in alle Gespräche und unterläßt nichts, um Belehrung daraus zu schöpfen und die Geister zu ergründen.

Dieser Monarch, dessen Charakter ich nach meiner Pflicht Ew. Exzellenz richtig zu schildern suchen muß, hält itzt 100 000 Mann der schönsten und bestdisziplinierten Truppen, und nächstens wird man sehen, daß er 30—40 000 Mann mehr hält, welches fast unmerklich geschehen wird, da sieben Infanterie- und fünf Kavallerieregimenter (mit Inbegriff eines Dragonerregiments), die in Preußen stehen, mit 18 Mann auf die Kompagnie und mit 10 Mann auf die Schwadron vermehrt werden. Ferner errichtet der König 15 neue Schwadronen in Preußen und steht in Unterhandlungen mit den Herzogen von Gotha, Weimar und Eisenach, Truppen von ihnen in seinen Dienst zu nehmen[2]. Diese Pläne haben ihn seit dem Antritt seiner Regierung zu jener Sparsamkeit vermocht, worüber man gemurrt hat[3], und die den Schein erregte, als liebe er das Geld noch mehr als sein verstorbener Vater. Jetzt erkennt jedermann, wozu der König seine Einkünfte hat anwenden wollen, und daß er reichlich, wo es not tut, beträchtliche Summen aufopfert.

Wir erwarten hier täglich ein Manifest oder eine Deklaration Sr. Preußischen Majestät, worin die Gründe dargelegt werden, weshalb Höchstdieselben eine Armee nach Schlesien haben aufbrechen lassen[4]. Herr von Podewils hat mir dies vorgestern angezeigt, als ich ihn fragte, ob das Corps diplomatique keine Mitteilung über die Maßregeln und Schritte erhalten werde, wovon es Zeuge ist. Übrigens glaube ich, wird dies erst nach der Abreise des Königs geschehen, die, wie man sagt, auf nächsten Dienstag (13. Dezember) angesetzt ist; denn dieser Fürst pflegt nur wenig Stunden vorher die, welche ihm folgen sollen, von seiner Abreise zu benachrichtigen, indem er keinen Hof und keine Höflinge hat und die Prinzen, seine Brüder, seine Generale und Adjutanten immer bereit sind, ihn zu begleiten. Außer seinen eigentlichen zwölf Adjutanten, lauter jungen Männern von Geist und Talenten, hat der König neulich noch zwölf junge Subalternoffiziere aus verschiedenen Regimentern gewählt, die gleichfalls zu seiner Suite gehören.

[1] Bis zum Schluß des Absatzes übersetzt nach der Urschrift im Kgl. Reichsarchiv zu Kopenhagen. — [2] Herzog Friedrich III. von Sachsen-Gotha (1699—1772) und Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar und Eisenach (1688—1748). Nur der letztere stellte ein Bataillon. — [3] Vgl. S. 108. 130. 134. 137. — [4] Vgl. den von Friedrich aufgesetzten Entwurf des Manifestes in den Ges. Werken, Bd. 5, S. 168f.

Ew. Exzellenz sehen von selbst ein, in welcher Lage sich die Herren von Botta und von Demeradt[1] befinden, und was sie bei der gezwungenen Verstellung leiden müssen, da unter ihren Augen der gegen sie gerichtete Sturm sich bildet. Botta sagte mir noch gestern, sein Hof vermute durchaus die Ereignisse nicht, die hier vorgehen.

Inzwischen ist der Oberhofmarschall Graf Gotter vorgestern abend von hier abgereist, um sich von seiten des Königs an den Wiener Hof zu begeben[2]. Man muß ihm sehr viel Klugheit und Geschicklichkeit zutrauen, wenn er etwa der Königin von Ungarn beweisen soll, es geschehe zu ihrem Besten, daß man Schlesien einnimmt.

Herr von Beauvau, der sehr wenig mit der Gleichgültigkeit zufrieden schien, womit ihn der König während seines Hierseins behandelt hat, ist auf einmal ganz anders Sinnes geworden seit der vom König genossenen Aufnahme. Als gestern der ganze Hof in Charlottenburg war, wurde dieser Minister, der heute seine Abschiedsaudienz haben wird, dorthin eingeladen und teilt nun die allgemeine Meinung, daß der König unwiderstehlich ist, wenn er sich vorgesetzt hat, jemand zu bestricken.

Die Vergnügungen bei Hofe und in der Stadt dauern ununterbrochen fort, ungeachtet der Wichtigkeit des Augenblicks. Freitag (9. Dezember) war Konzert beim König, wozu das diplomatische Korps eingeladen war. Eine italienische Sängerin ließ sich daselbst hören, auch ein Sänger namens Zaghini[3], und das Orchester führte einige große Musikstücke meisterhaft aus. Vorgestern hatten wir Assemblée und Maskenball bei dem Finanzminister Happe[4]. Der ganze Hof erschien daselbst in Masken, demaskierte sich aber bald. Der König tanzte einige Menuetten und ließ sich dann mit den Personen um ihn in Gespräch ein. Man hat auch hier wieder bemerkt, daß er vorzüglich die Gesandten von Frankreich, England und Holland[5] aufsucht, die, zwar unter sich eifersüchtig, dennoch alle es gleich gern sehen, zum Gespräch des Königs gezogen zu werden. Für mein Teil, der ich oft den dritten Mann bei diesen Unterredungen mache, kann ich Ew. Exzellenz versichern, daß weder von Politik noch großen Angelegenheiten dabei die Rede ist, sondern die Neuigkeiten der Gesellschaft, die Begebenheiten des Tages, Literatur und Künste die Gegenstände sind, worüber Se. Majestät sich vorzüglich mit den fremden Ministern unterhalten.

Berlin, 14. Dezember 1740.

Gestern morgen um 9 Uhr hat der König Berlin verlassen, um sich an die Spitze seiner Armee zu stellen, die nach Schlesien zieht. Herr von Beauvau und ich waren die einzigen bei der Abreise des Monarchen gegenwärtigen Gesandten. Er verließ mich mit den gnädigsten Äußerungen, sagte, daß er mich bald wieder-

[1] Franz Joseph von Demeradt, österreichischer Resident in Berlin. — [2] Gotter (vgl. S. 139) überbrachte an Großherzog Franz Stephan die Vorschläge des Königs für eine Verständigung über Schlesien. — [3] Giacomo Zaghini von der Bayreuther Oper. — [4] Franz Wilhelm von Happe (1684—1760), Vizepräsident des Generaldirektoriums. — [5] Valory, Melchior Guy Dickens und Ginkel (vgl. S. 116).

zusehen hoffe, und ich kann Ew. Exzellenz versichern, daß er mir munterer und zufriedener als je schien. Des Königs Brüder, die Prinzen, die Markgrafen, der alte Fürst von Dessau, die andern Prinzen, die Feldmarschälle begleiteten den König bis an den Schlag seines Wagens. Die Obersten Grafen Wartensleben[1] und Borcke[2], seine Adjutanten, und der Oberstleutnant Goltz[3] stiegen mit ein; Wartensleben setzte sich ihm zur rechten Hand.

Gleich nach Sr. Majestät Abfahrt erhielt ich die Deklaration[4] und das Schreiben des Grafen von Podewils, welche hier beiliegen. Ich überlasse Ew. Exzellenz Ermessen, ob die angeführten Gründe hinreichend den König von Preußen berechtigen, Schlesien in Besitz zu nehmen... Wäre dieser Fürst nicht fest entschlossen, die Sache ganz durchzusetzen, so bedürfte es nicht einmal der Macht, die er zu dieser Expedition anwendet...

Herr Guy Dickens, ohne Auftrag dazu von seinem Hofe, hat dem Könige ungemein lebhafte Vorstellungen getan in betreff der Expedition nach Schlesien. Se. Majestät sind darüber sehr ungehalten gewesen, jedoch am folgenden Tage besänftigt, und haben beim letzten Maskenball eine lange Unterredung mit diesem Gesandten gehabt, worin Sie geäußert haben: Sie fühlten sich stark genug, um Ihr Vorhaben gegen jeden durchzusetzen, der Sie daran hindern wolle... Herr von Valory hat ebenfalls Befehl von seinem Hofe erhalten, den König über die Gründe seiner Rüstungen zu befragen, aber in sehr gemäßigten Ausdrücken. Der König hat ihm geantwortet: Er glaube, in seinem Lande rüsten und marschieren lassen zu können, ohne irgend jemandem darüber Rede zu stehen; auch werde er sämtlichen Gesandten hieselbst seine Absichten in diesem Betreff bekannt machen. Da alle diese Erinnerungen etwas Verdruß erregten, so fragte der König mich vorgestern, am Tage, wo meine Post ankommt, ob ich Briefe von meinem Hofe habe? Ich vermute bei ihm den Gedanken, daß ich auch Vorstellungen über die Kriegsexpedition zu machen habe, und antwortete demnach, meine Briefe enthielten nichts sehr Wichtiges. Der König schien zufrieden und war den ganzen Abend gegen mich sehr gnädig. Herr von Bülow, Staatsminister des Königs von Polen[5], ist vorigen Sonnabend (10. Dezember) hier angekommen und hatte auch bereits Audienz gehabt, ohne daß ein Mensch es vermutet hat. So sehr setzt der König sich über die Formen weg. Überhaupt gehn alle Sachen hier mit erstaunenswürdiger Schnelligkeit, weil der König keine Verzögerung leidet, und da er alles selbst in seinem Kabinett expediert, so entgeht vieles der Kenntnis seiner eigenen Minister und Generale, so daß es fast unmöglich hält, zu rechter Zeit etwas zu erfahren oder vorher zu wissen...

Berlin, 21. Dezember 1740.

Die Avantgarde der Königlichen Armee ist am 16. in Schlesien eingerückt. Am 17. befanden sich Se. Majestät daselbst, und am 18. war bereits die ganze Armee über die Oder gegangen. Dieser Schritt, der anfangs dem Wiener Hofe

[1] Graf Leopold Alexander Wartensleben. — [2] Friedrich Ludwig Felix von Borcke. — [3] Freiherr Georg Konrad von der Goltz (1704—1747). Vgl. des Königs Gedächtnisrede auf ihn in den Ges. Werken, Bd. 6, S. 357ff. — [4] Vgl. S. 147. — [5] Vgl. S. 120.

unglaublich schien wegen der Versicherungen des hiesigen Hofes, hat endlich seine Aufmerksamkeit geweckt. Wahrscheinlich, um Maßregeln gegen ein so unvermutetes Ereignis zu fassen, ist dem Marquis Botta der Befehl zugekommen, sich augenblicklich von hier nach Petersburg zu begeben. . .

Alle Maßregeln des Königs beweisen deutlich, daß er seine angefangene Unternehmung nicht aufgeben will. Daher die Werbungen und die Vermehrungen, deren guter Fortgang über allen Begriff geht. Der Adel des Landes und des Auslandes und einzelne Menschen aus allen Gegenden drängen sich hieher, um Dienste anzubieten und zu erhalten, und sie werden sämtlich angenommen, sobald sie Fähigkeit und Vermögen dartun. . .

Herr von Beauvau ist gleichfalls nach Frankreich abgegangen. Er wird dort den Fürsten schildern, der in diesem Augenblick die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich richtet, und der furchtbarer ist, als man einzusehen vermag, wenn man nicht seine Kräfte, seine Mittel und sein Genie beim Gebrauch derselben kennt.



Marquis Beauvau*

Der König von Preußen ist etwas unter Mittelgröße. Er hat ein ziemlich edles und offenes Wesen, braunes, nachlässig gehaltenes Lockenhaar, braune[1], große und etwas dicke Augen von äußerster Lebendigkeit; dabei ist er sehr kurzsichtig. Er neigt ziemlich zum Starkwerden, und obwohl er sehr schlecht auf den Beinen ist, die dick und häßlich sind, ist sein Gang nicht ganz ohne Anmut. Sein Kopf ist etwas nach links geneigt[2], sei es von Natur oder aus Ziererei. Er ist leutselig und entgegenkommend, wenn er will. Seine Stimme ist sanft und rührend, so daß sie auf große Bescheidenheit schließen läßt, ja sogar auf etwas Schüchternheit, zumal wenn er zu sprechen beginnt oder mit jemandem zum ersten Male spricht; das trägt nicht wenig dazu bei, ihm die Herzen zu gewinnen, wenn er bestricken will. Sieht man jedoch schärfer zu, so gewahrt man an ihm bald eine spöttische, verächtliche Miene, die unter dem Anschein von Sanftmut und Güte verborgen ist.

Seine Gesundheit ist ziemlich gut, obwohl er ziemlich häufig an Koliken und sehr unter der Kälte leidet.

Sein nüchternes Leben festigt seine Gesundheit täglich und wird ihn in den Stand setzen, die großen Unternehmungen, die er vorhat, auszuhalten.

Sein Geist ist lebhaft und durchdringend, sein Gedächtnis stark, seine Einbildungskraft fruchtbar und glänzend, sein Ausdruck edel und ungezwungen, sein Urteil in ernsten Dingen richtig und bestimmt. Er hat einen angeborenen Hang zu Spöttereien, und seine zu Verachtung neigende Gemütsart macht ihn schonungslos. So hat er die Skandalchronik aller Völker geflissentlich gesammelt: er kennt das Leben Ludwigs XIV. aus den Ausfällen der „Gazette de Hollande" und den Lügnereien der Réfugiés. Die Etikette des verstorbenen Kaisers,

* Der französische Oberst Marquis Louis Charles Antoine de Beauvau (1710—1744) überbrachte die Glückwünsche seines Hofes zur Thronbesteigung König Friedrichs. Die obige Darstellung „Mémoire et Réflexions sur la Prusse et sur le caractère du roi Frédéric II, remis au cardinal de Fleury par le marquis de Beauvau à son retour de Berlin, en décembre 1740", ist gedruckt in den „Oeuvres posthumes du roi de Prusse, servant de supplément aux différentes éditions des œuvres de ce monarque", S. CLIV ff. (Berlin 1789). — [1] Friedrichs Augen waren vielmehr blau. — [2] Diese Angabe steht im Widerspruch zu der Beobachtung aller übrigen Zeitgenossen. Danach ist zu lesen: „nach rechts geneigt". So heißt es auch in der etwas kürzeren Aufzeichnung, die offenbar als Entwurf zur obigen Denkschrift zu betrachten ist, mit dem Titel: „Anecdotes sur le roi de Prusse Frédéric II" (im Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris).

seine Tracht und sein gravitätisches Wesen lieferten ihm früher mit Vorliebe den Stoff für seine Spöttereien; heute ist es die Beflissenheit des Großherzogs für seine Frau[1]. Er erzählt sehr spaßige Geschichten über die Eitelkeit und den Dünkel der deutschen Fürsten. Selbst zu Lebzeiten seines Vaters, der ihm Ehrfurcht einzuflößen suchte, konnte er es nicht lassen, ihnen und ihren Ministern Lächerlichkeiten anzuheften. Aber die Politik wird vielleicht das bewirken, was die väterliche Autorität nicht vermocht hat.

Übrigens weiß er über viele Dinge oberflächlich Bescheid. In dem zurückgezogenen Leben, das er bei Lebzeiten seines Vaters führte, ist in ihm die Wißbegier erwacht, einen Überblick über die Wissenschaften zu gewinnen.

Sein eigener Geschmack hat ihn der schönen Literatur, der Dichtkunst und Musik zugeführt. Mit diesen Freuden hat er sich seine Weltabgeschiedenheit in Rheinsberg versüßt, solange der Zorn seines Vaters dauerte, und dieser endete erst mit seinem Tode. Es bedurfte besonderer Erlaubnis, den Kronprinzen zu besuchen, und man kehrte nicht ohne Bezauberung zurück. Er lebte in seiner Art von Einsamkeit als Philosoph und als liebenswürdiger Privatmann. Er entäußerte sich des Prunkes und des Hochmuts seines Standes, um die, welche ihm nahten, nie dessen Höhe fühlen zu lassen, und seine Liebenswürdigkeiten waren um so einnehmender und bestechender, als sein Unglück ihren Wert steigerte.

Das ganze Volk beklagte und liebte ihn insgeheim. Man trieb einen Kult mit seiner Person und zweifelte nicht, daß seine Herrschaft eines Tages die Glückseligkeit bringen würde. Er tröstete die Unglücklichen, half ihnen, tat so viel Gutes, als er vermochte, und man wußte ihm sogar Dank für das, was er nicht vermochte. Niemand ist so mitleidig und zärtlich wie ein Unglücklicher. Man nahm bei dem Kronprinzen ohne weiteres das für Herzensgüte, was nur die Wirkung seiner bitteren Lage war. Vielleicht bewog ihn auch sein geheimer Ehrgeiz, sich zu verstellen, um sich Anhänger zu schaffen, und er hatte weitergehende Absichten, aber es wäre ungerecht, ihm solche unterzuschieben, wenn man dessen nicht sicher ist. Wie dem aber auch sei, der Vergleich seines sanften, verbindlichen Wesens mit der Härte seines Vaters trug nicht wenig zu den großen Lobpreisungen bei, die man über den Kronprinzen anstimmte.

Unter den Segenswünschen des ganzen Volkes und dem Beifall ganz Europas bestieg er den Thron, wo er die Maske ablegen mußte. Seine Verstellung nahm ein Ende. Da er es nicht mehr so nötig hatte, zu gefallen, verlor er die Lust daran, und bald merkte man, daß sein Haß gegen die Laster seines Vaters stärker gewesen war als seine Liebe zur Tugend.

Diejenigen, die ihm während seiner Ungnade die größte Anhänglichkeit bewiesen hatten, erfuhren zuerst seine Undankbarkeit. Sie hatten sich für seine Freunde gehalten, weil sie die Vertrauten seiner Leiden gewesen waren. Ihr Ansehen endete mit dem Bedürfnis, sein Herz auszuschütten. Er hatte gegen den Geiz seines Vaters gewettert; man mußte befürchten, er würde verschwenderisch werden, und doch ist er noch knauseriger als das frühere Regime. Er hatte die

[1] Franz Stephan und Maria Theresia.

gewaltsamen Werbungen getadelt und doch keinem gewaltsam angeworbenen Soldaten die Freiheit geschenkt. Schließlich hatte er für Treu und Glauben gegen die Politik geschrieben, und eben jetzt handelt er für die Politik gegen Treu und Glauben. Sein Buch[1] ist zu früh erschienen, oder der Kaiser ist zu rasch gestorben.

Das ist der große Unterschied zwischen der Vorstellung, die man sich von dem Kronprinzen gemacht hatte, und der Meinung, die man von dem König haben muß. Daher kommt auch die Unähnlichkeit der Bilder, die man Eurer Eminenz gezeichnet hat. Da es aber mehr darauf ankommt, was er heute ist und was er vermutlich in Zukunft sein wird, als auf das, was er gewesen ist oder scheinen wollte, so gehe ich zu den Beobachtungen über, die ich an diesem Fürsten gemacht habe, seit er als selbständiger Herrscher seiner Natur keinen Zwang mehr aufzuerlegen brauchte.

Der König von Preußen, den man bisher als einen Fürsten von sanftem Wesen angesehen hatte, dessen Herrschaft eine solche der schönen Literatur, des Geschmacks und der Vergnügungen sein würde, hat tatsächlich alle diese Dinge nur als Erholung oder als Trost in der Lebensweise, die er führen mußte, betrachtet. Seine wahre Neigung drängt ihn zu ernster Tätigkeit und zum Kriege. Er ist heftig und aufbrausend und wäre es bis zur Maßlosigkeit, hätte er sich während seiner Ungnade nicht etwas mäßigen gelernt. Seine stärkste oder vielmehr seine einzige Leidenschaft ist der Ruhm. Es sollte mich deshalb nicht wundern, wenn er den übertriebenen Vorbildern eines Alexander und Karl XII.[2] nacheifert. Ob er den Mut dazu haben wird, ist noch unbekannt, aber er wird mehr als jene Herrscher Unterhandlungen und sogar Kunstgriffe zu Hilfe nehmen. Als Nachbar gefährlich, als Bundesgenosse verdächtig und unbequem, wird er seine Heere und die der anderen persönlich befehligen und allein bei allen Staatsgeschäften den Ton angeben wollen.

Jede Überlegenheit für sich beanspruchend, hält er sich schon jetzt für ebenso geschickt als Staatsmann wie groß als Feldherr. Für seinen Geist und für seine Truppen voreingenommen, glaubt er sich ebenso befähigt, im Kabinett zu betrügen wie mit offener Gewalt zu siegen.

Der Zwang, sich bei Lebzeiten des verstorbenen Königs zusammenzunehmen, hat ihn sehr an Heimlichkeiten gewöhnt, was ihm bei den Staatsgeschäften sehr zugute kommen wird. Seine natürliche Anlage hat geschickte Verstellung hinzugefügt, und sein Geist wird die nötige Grazie hinzutun, um jedesmal, wenn sein Interesse es erfordert, zu täuschen. Nur seine Neigung zu Spötterei und Bonmots kann diese beiden Eigenschaften bisweilen verraten.

Äußerst ruhmsüchtig, wie er ist, wird er durch Starrsinn im Unglück die Standhaftigkeit ersetzen. Nie wollte er seinen Vater um Verzeihung bitten, selbst nicht, als er glaubte, sein Kopf stünde auf dem Spiel, und als er den seines Vertrauten, Katte, fallen sah.

[1] „Der Antimachiavell." — [2] Gemeint ist König Karl XII. von Schweden (1682—1718).

Lebhaft und ungestüm, wird er seine Entschlüsse stets sofort und selbständig fassen. Seine Heerführer werden immer nur Adjutanten, seine Minister Schreiber, seine Finanzminister Steuereinnehmer und die mit ihm verbündeten deutschen Fürsten seine Sklaven sein.

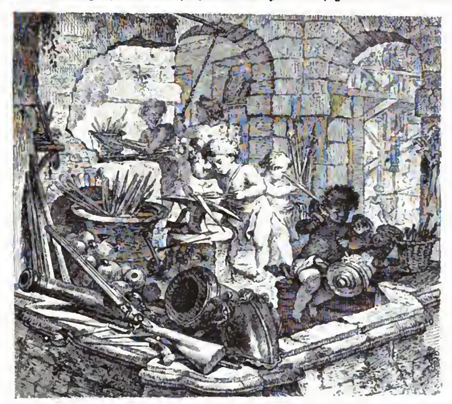
Alle diese Fehler wären wenig gefährlich, stände ihnen nicht ein Geist ersten Ranges zur Seite. Man muß indes zugeben, daß er, wenn auch noch nicht im Besitz aller Kenntnisse, die er zu haben glaubt, doch alle Anlage hat, sie zu erwerben. Er ist sogar jetzt schon so weit, wie die anderen Menschen erst nach langer Zeit und mit vieler Mühe kommen. Er hat große Gedanken und geht auf die Einzelheiten ein: Verwaltung, Unterhandlungen, Krieg, Verproviantierung in und außer Landes, Aushebung, Disziplin, Märsche und Verpflegung der Truppen; kurz, er macht die Entwürfe und führt sie aus. Das Unternehmen, das heute alle Welt beschäftigt[1], ist in zwei Tagen entworfen und beschlossen worden. Unter dem Vorwand kluger Vorsichtsmaßregeln hat er anfangs seine Rüstung verschleiert, ihren Zweck vor dem Wiener Hof bis zum letzten Augenblick geheim gehalten, allerdings durch unredliche Mittel, hat Europa durch all die Reden, die er seine Gesandten an den Höfen führen ließ, in Unruhe gestürzt, hat den einen bei dem anderen verdächtig gemacht, indem er jedem zu verstehen gab, daß er mit ihm im Einvernehmen stände. Schließlich hat er seinen Plan mit unglaublicher Schnelligkeit ausgeführt. Er hat sofort den Vorteil erkannt, der darin lag, aller Welt zuvorzukommen, und er hat begriffen, daß er aller Welt zuvorkommen werde, weil niemand es würde glauben wollen. Ebenso hat er gemerkt, daß es ihm in der jetzigen Lage an Verbündeten nicht fehlen könne, so empört man auch über sein Vorgehen sein möge. Mir scheint, er kann sich bei diesem letzten Gedanken nicht täuschen, und ferner scheint mir, daß in alledem Scharfblick, Geschicklichkeit und Fähigkeit liegt, besonders für einen, der sein Probestück macht. Ich will es ihm gar nicht als Verdienst anrechnen, daß er Schlesien erobert hat, wo er keinen Widerstand fand, aber ich mache ihm die Maßnahmen zum Vorwurf, mit denen er den Einmarsch in diese Provinz vorbereitete. Ich weiß auch nicht, ob viele Mächte imstande sind, mitten im Winter binnen zwei Monaten mit einem Heer von 30000 Mann mehr als 80 (französische) Meilen über ihre Grenze vorzustoßen und es dort zu verpflegen.

Ich gebe zu, daß die Einrichtungen des verstorbenen Königs ihm so rasche Maßnahmen sehr erleichtert haben. Seien wir also bei den Unternehmungen des Sohnes nicht so sorglos wie bei den Zurüstungen seines Vaters. Dieser hat sein Heer auf mehr als 80000 Mann gebracht, ohne daß es irgendwem eingefallen wäre, darauf zu achten oder ihn daran zu hindern. Diese gewaltige Vermehrung hat nach und nach stattgefunden und stets als lächerliche Schrulle für große Soldaten gegolten. Man hat darüber gespottet, ohne zu bedenken, daß er zugleich Geld zurückgelegt und alles Erforderliche aufgespeichert hat, um einen langen Krieg auszuhalten. Man wußte, daß er nie einen Krieg unternehmen würde, und so wurden alle seine Rüstungen stets als ungefährlich betrachtet.

[1] Das Unternehmen gegen Schlesien.

Daher diese neuerstandene Macht in Europa, die in den Händen des Sohnes so gefährlich wird, daß sie nach meiner Ansicht das alte System verändert oder doch verändern kann.

Bei dem jetzigen Stand der Dinge muß man also prüfen, was es zu bedeuten hat, den König von Preußen für oder gegen sich zu haben. Und zwar muß die Prüfung von den Machtmitteln dieses Fürsten ausgehen, von der geographischen Lage seines Reiches, von der Zweckmäßigkeit eines Bündnisses



mit ihm und von der Art seines Charakters, die das Bündnis sicherstellen oder gefährden kann.

Die Streitkräfte des Königs von Preußen betragen schon jetzt über 105000 Mann schöner, gut gehaltener und gut disziplinierter Truppen; sie nehmen täglich zu und werden zunehmen, solange er die Möglichkeit zu ihrer Vermehrung hat.

Seine Einkünfte betragen mindestens 36 Millionen in unserer Währung, und nach sicherster Berechnung hat er wenigstens 80 Millionen im Schatze[1], die Ersparnisse des verstorbenen Königs.

Sein Heer kostete ihm bei 88000 Mann 24 Millionen in unserer Währung. Bei 105000 Mann sind das etwas über 30 Millionen. Außer dem gibt er keine zwei Millionen aus, somit kommen zu dem außerordentlichen Kriegsfonds noch vier Millionen hinzu, ohne daß er seinen Schatz anzugreifen braucht.

[1] Beauvau rechnet nach Livres, aber auch so sind die Zahlen viel zu hoch gegriffen; die Einkünfte betrugen 1740 nach Friedrichs Angaben rund $7^1/_2$ und der Schatz noch nicht ganz 9 Millionen Taler (vgl. Ges. Werke, Bd. 2, S. 18).

Festungen hat er wenige; sie sind ausgebaut und kosten ihm sehr wenig. Er hat vier Hauptzeughäuser, die bestversehenen in Europa, in denen er für jeden Landesteil die erforderliche Artillerie, Bewaffnung und Munition findet, nämlich in Wesel am Niederrhein, in Magdeburg an der Elbe gegen Hannover oder Sachsen, in Berlin gegen Schlesien oder Mecklenburg und in Stettin für Pommern und Ostpreußen.

Das sind die Zurüstungen des verstorbenen Königs, der 30 Jahre an nichts anderes gedacht hat, so daß sein Sohn nichts anzuschaffen braucht, nicht einmal Uniformen und Militärstiefel.

Die geographische Lage seiner Länder ist folgende: sie ziehen sich in breiterem oder schmalerem Bande von Königsberg, der Weichsel und darüber hinaus bis Geldern an der Maas, so daß er ebenso mit den Russen oder Schweden im Norden wie mit den Sachsen, Hannoveranern und Dänen im Zentrum seines Staates und mit den Holländern, den [österreichischen] Niederlanden und mit uns selbst an der Maas und dem Niederrhein handgemein werden kann.

Die Zweckmäßigkeit eines Bündnisses zwischen Frankreich und Preußen ergibt sich aus dieser Darstellung von selbst. In der jetzigen Lage ist es für den König von Preußen günstig, denn er ist zu schwach, um sich allein nach allen Seiten zu verteidigen; es ist günstig für Frankreich, damit der König von Preußen eine Diversion gegen jeden macht, die Se. Majestät für angezeigt hält. Übrigens stimmen die Interessen beider Herrscher sonst in allem überein.

Der König von Preußen erhebt Ansprüche gegen Holland[1], und beschränken sich diese nur auf die Yssel, auf die Provinzen Friesland und Groningen, so würde das Sr. Majestät nichts ausmachen: die Schwächung der Republik liegt sogar in seinem Vorteil.

Der König von Preußen erhebt Ansprüche gegen Mecklenburg[2], und auch das würde Sr. Majestät nichts ausmachen; denn sie zielen auf die Schwächung des Hauses Hannover ab, und die müssen wir wünschen, solange es auf dem englischen Thron sitzt.

Ich weiß, daß Dänemark den Einmarsch des Königs von Preußen in Mecklenburg ungern sehen würde; aber soll man deswegen in Sorge sein, solange diese Macht im Bunde mit England bleibt oder an ihrer Feindseligkeit gegen Schweden festhält, mit dem wir im Bündnis bleiben müssen, das sich mit einem Bündnis mit Preußen wohl vereinbaren läßt?

Der König von Preußen erhebt auch Ansprüche, die ihm sehr am Herzen liegen, auf Berg und Jülich[3]. Diese passen uns gar nicht, sowohl wegen unserer Abmachungen mit Kurpfalz, wie wegen der allzu großen Nachbarschaft. Hier müßte ein Ausgleich gesucht werden, und das ist nicht unmöglich. Mir scheint sogar, daß der König von Preußen uns ziemlich nötig hat, so daß er in dieser Hinsicht nachgeben wird, und man kann ihn dafür anderweitig schadlos halten. Nun

[1] Diese Behauptung Beauvaus beruht auf Irrtum. — [2] Auf Grund des Wittstocker Erbverbrüderungsvertrages von 1442 (vgl. „Die politischen Testamente", S. 63f. und 225). — [3] Vgl. S. 90.

aber werden wir nie eine gleich schöne Gelegenheit finden, ihm etwas zu verschaffen, was weder auf unsere Kosten noch auf die unserer Verbündeten geht, vielmehr auf Kosten unserer Feinde, und diese Entschädigung würde ihm für alle Zeit die Gelegenheit nehmen, Partei gegen uns zu ergreifen.

Kurz, er erhebt schon jetzt Ansprüche auf Schlesien. Insofern kann man nicht abstreiten, daß er in unserem Sinne handelt, und wenn diese ganze Provinz ihm verbliebe, unter der Bedingung des Verzichts auf Berg und Jülich, so sehe ich darin nur einen sehr großen Vorteil; denn dadurch bewahren wir uns Kurpfalz, das wir brauchen können, und das Haus Österreich würde geschwächt, was unser Ziel sein muß.

Frankreich hat seinerseits zwei große Ziele, deren eines Preußen fern liegt, während es das andere mit ihm teilt.

Das erste, der Seehandel, betrifft den König von Preußen gar nicht; denn er hat weder eine Flotte noch Häfen an Küsten, wo er eine solche bauen könnte. Also wird er nie eifersüchtig auf unseren Seehandel sein, zumal seine Interessen denen der Mächte, die darauf neidisch sind, entgegengesetzt sind. Seine Absichten auf Mecklenburg und seine Ansprüche auf Friesland, bei denen wir ihn unterstützen können, werden ihn unter dieser Bedingung stets in unsere Interessen gegen England und Holland ziehen.

Das zweite Ziel haben wir mit dem König von Preußen gemein: es ist die Vernichtung des Hauses Österreich. Die Aufteilung der Erblande entgegen der Pragmatischen Sanktion[1] liegt mehr im Interesse Preußens als irgend eines anderen Staates; denn es kann nur durch Abschaffung dieses Gesetzes im Besitze Schlesiens bleiben.

Das Erlöschen der Kaiserwürde im Hause Österreich und die Wiederherstellung der freien Kaiserwahl entsprechen aus zwei Gründen gleichfalls seinem Interesse. Erstens wird der König von Preußen nicht böse sein, daß auch sein Haus später danach trachten kann, obwohl er selbst gegenwärtig allem Anschein nach wenig danach fragt[2]. Der zweite Grund ist noch stärker und von großer Tragweite: er wird alle seine Pläne beeinflussen, solange er lebt. Da er ehrgeizig ist und Ansprüche auf verschiedene deutsche Staaten erhebt, muß er einen Kaiser wünschen, der zu schwach ist, um die Reichseinrichtungen und Reichsgesetze aufrechtzuerhalten.

Der König von Preußen hat also kein geringeres Interesse als Frankreich an der Vernichtung des Hauses Österreich und an dem Erlöschen der Kaiserwürde in diesem Hause. Mehr noch: indem beide Mächte das gleiche Ziel verfolgen, können sie sich nie verdächtig werden. Frankreich kann nie Eroberungsabsichten auf Preußen haben: dazu liegen beide Staaten zu weit auseinander. Aus dem gleichen Grunde kann aber auch der König von Preußen keine solchen Absichten gegen Frankreich hegen, und die Eroberungen, die er im Herzen Deutschlands oder im Norden machen kann, sind uns nicht nur gleichgültig, sondern es ist

[1] Vgl. S. 28. — [2] Vgl. S. 139.

vielleicht nicht unerwünscht, daß Rußland hier einen Nachbar bekommt, der es in Schach halten und seine beabsichtigte Einmischung in die europäischen Händel verhindern kann. Beide Mächte miteinander zu entzweien, wird uns stets leicht fallen. Kurland, auf welches das Haus Brandenburg Ansprüche erhebt[1], wird früher oder später den Anlaß dazu bieten.

Bisher sehe ich also nur sehr starke Gründe für ein Bündnis mit dem König von Preußen.

Schließlich bleiben mir noch einige Betrachtungen über den Charakter dieses Fürsten, der durch das Tagesereignis ein berechtigtes Mißtrauen gegen ein Bündnis mit ihm einflößen muß: das ist ernstlich zu prüfen.

Der Charakter des Königs von Preußen bietet zunächst zwei Anlässe, sich ihm fernzuhalten: erstens seine eben bewiesene Unzuverlässigkeit; zweitens die völlige Autorität, die er über seine Verbündeten wird ausüben wollen.

Seine Unzuverlässigkeit ist vielleicht nicht ärger als der österreichische Undank, und wir können durch beides nicht getäuscht werden. Eine gute Bürgschaft für die Treue dieses Fürsten, wenn er ein Bündnis mit uns eingeht, wird in der Interessengemeinschaft liegen, die ihn unlöslich daran fesseln wird. Eine Gebietserweiterung wird ihm ohne unseren Beistand und ohne gemeinsamen Vernichtungskampf gegen das Haus Österreich nicht gelingen; das scheint mir erwiesen, denn seine Eroberungen können nur auf ein paar deutsche Staaten abzielen. Nun steht es fest, daß ein Kaiser, der alle österreichischen Erblande in seiner Hand vereinigte, allen Absichten des Königs von Preußen unübersteigliche Hindernisse entgegensetzen würde. Das Hauptinteresse des letzteren beruht also darauf, das Gleichgewicht zu zerstören, das so viele Bündnisse gegen uns herbeigeführt hat, und ich finde, er ist in dieser Hinsicht der einzige Bundesgenosse, der völlig auf unsere Absichten eingehen kann. Sein Plan ist der unsere; das gemeinsame Interesse, das auf lange hinaus nicht wechseln kann, wird das unlösliche Band zwischen ihm und uns bilden. Das beruhigt mich völlig über seine Unzuverlässigkeit.

Die Autorität, die er über seine Verbündeten wird ausüben wollen, ist die letzte Unzuträglichkeit eines Bündnisses mit ihm; darauf will ich noch eingehen. Diese Unzuträglichkeit wäre gewiß groß für einen Bund kleiner Fürsten und sogar für den Großherzog von Toskana, den er stets würde beherrschen wollen. Uns gegenüber wäre es nicht so. Nach meinem Ermessen käme für uns der König von Preußen nur für Diversionen in Betracht. Dafür wäre völlige Übereinstimmung nicht so unerläßlich, wie bei gemeinsamen Operationen mit unserem Heere, so z. B. mit dem König von Sardinien. Daher wird es stets genügen, wenn der König von Preußen allein gegen seine Eroberungsziele vorgeht, und selbst wenn er Fehler macht, wird uns seine Diversion stets gewaltige Vorteile verschaffen. Diese werden um so größer und nützlicher sein, als er überall so

[1] Auf Grund dynastischer Verbindungen mit dem 1737 ausgestorbenen Herzogshause Kettler in Kurland.

kraftvoll vorgehen wird, wie es ihm seine feurige Gemütsart eingibt, und als er stets in dem heikelsten Teil operieren wird, ich meine im Herzen Deutschlands. Da er alle Kräfte der feindlichen Verbündeten auf sich ziehen wird, so werden wir alle ihre Grenzen entblößt finden. Die Verbindungslinien, die dem Feinde zum Aufmarsch gegen uns dienten, werden durch seine Truppen und Festungen gesperrt sein. Führen wir Krieg mit Holland, so bietet er uns die Möglichkeit, es von der Seite anzugreifen, wo es unverteidigt ist; greifen wir die österreichischen Niederlande an, so trifft ein Gleiches zu, und die gewaltige Barriere, die deren Bollwerk bildet[1], wird hinfällig, weil wir sie von rückwärts angreifen, wo sie völlig offen liegt.

Man darf die Vorteile eines Bündnisses mit dem König von Preußen nicht anführen, ohne zugleich auf die ungemeinen Nachteile hinzuweisen, die in einem Verzicht auf dies Bündnis lägen: erstens der Fortfall aller genannten Beihilfe; zweitens ein Feind mehr, und zwar ein mächtiger, unversöhnlicher Feind, der zu den äußersten Entschlüssen fähig ist, um sich zugrunde zu richten oder sich zu rächen. Man wird ihn wie König Wilhelm[2] an der Spitze aller Völkerbünde sehen: es wird ihm schmeicheln, sein Nachfolger im Haß gegen uns und im Oberbefehl über die Heere zu sein. Dafür wird er sein Geld und seine Truppen opfern. Um ihn dahin zu bringen, bedürfte es nur einer Weigerung unsererseits, einer noch so geringfügigen Genugtuung, die ihm die Königin von Ungarn gibt, etwas Schmeichelei und Unterwürfigkeit von Seiten des Großherzogs von Toskana. Dann wird ihn der König von Preußen um so lieber auf den Kaiserthron erheben, als er sich ihm in der Folge stets ebenbürtig an Macht, als sein Wohltäter und Verteidiger im gegenwärtigen Augenblick fühlen wird. Er wird den Haß gegen uns mit dem Ruhme, uns zu demütigen, verknüpfen, und sich alle Mühe dazu geben. Von diesem Wahn, so weiß ich ganz zuverlässig, ist er dermaßen befallen, daß es sehr gefährlich wäre, ihn uns entgehen zu lassen, indem man mit ihm abzuschließen zaudert. Er ist nicht der Mann, der sich lange hinhalten läßt, und sein Herz zieht ihn so stark nach der Gegenseite, daß der Ruhm, dieser Partei zu dienen, selbst wenn er sich dabei selbst in Gefahr bringt, ihm vielleicht einen Ersatz für die wirklichen Vorteile böte, die er in einem Bündnis mit uns fände.

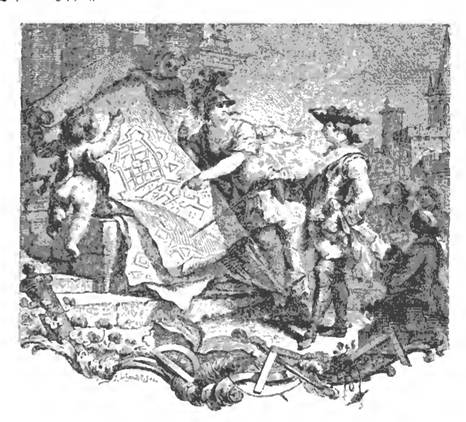
Ich wage Eurer Eminenz zu versichern, daß der König nicht ein Mensch wie jeder andere ist. Verlieren wir ihn heute, so bekommen wir ihn nie wieder. Ich sehe im voraus die Rolle, die er auf der Gegenseite spielen wird. Wer weiß, ob der Wiener Hof nicht unter der Hand daran arbeitet, ihn zufriedenzustellen? Und würde er das nicht noch kräftiger tun, wenn er ahnte, daß wir uns mit ihm zusammenschließen könnten? Dies ist also der heikle Augenblick, wo wir uns einen unversöhnlichen Feind machen können, der stets der gefährliche Don Quichotte der Liga und des Hauses Österreich oder ein mächtiger, tätiger, unter-

[1] Die Festungen der österreichischen Niederlande, deren Besatzungsrecht infolge des Barrieretraktats von 1715 den Holländern zustand. Durch das Barriererecht sollte Holland vor Frankreich geschützt werden. — [2] Erbstatthalter Wilhelm III., König von England (1650—1702).

nehmender Bundesgenosse sein wird, dessen Treue um so zuverlässiger ist, als er stets durch Interessengemeinschaft mit uns verbunden wäre, die uns für sein Wort nachhaltiger bürgt als alle Verträge.

Diese Fülle sehr dringender Gründe spricht insgesamt für ein Bündnis mit dem König von Preußen und zeigt zugleich, wie gefährlich es ist, das Bündnis aufzuschieben[1].

[1] Das Bündnis mit König Friedrich wurde am 5. Juni 1741 in Breslau für die Dauer von 15 Jahren abgeschlossen.



Die Schlesischen Kriege



Der König in Breslau

Nach der Darstellung von Steinberger*

Anno 1741 den 1. Januar Sonntags war wohl ein höchst merkwürdiges, Gott geb auch gesegnetes, fried- und freudenreiches neues Jahr, und die Losung der Stadt lautete: Jesus sei bei uns! . . .

Diesen Neujahrssonntag Vormittag ½9 Uhr kamen Ihro Majestät der König Fridericus II. von Preußen, ein galanter, mutiger Herr, auf den Schweidnischen Anger in den Scultetischen Garten[1] geritten, nahm allda Logis und schickte die Bevollmächtigten, Herrn Obrist von Posadowsky[2] und Herrn Obrist von Borck[3] an die Stadt mit einem königlichen Brief an den Herr Präsidem von Roth[4]. . .

Indessen kamen nun heute vor- und nachmittag die königlich preußischen Truppen anmarschiert. Die Kuriosität, solche zu sehen, trieb eine erschreckliche Menge Leute aufs Schweidnische Wall, ja gar auf die Stadttürme, da man sie in schönster Ordnung sahe von der Rothen Brück[5] heranmarschieren. Auf dem Schweidnischen Anger zog die Kavallerie mit ihren Standarten wie auch Dragoner und Grenadiere die Läng und die Quer in die herumliegenden Vorstädte und Dörfer. . . Also lag nun vorm Ohlauischen, Schweidnischen und Nikolastor alles voll brandenburgischer Soldaten. Man wollte ihnen einen

* Vgl. „Breslauisches Tagebuch von Johann Georg Steinberger, 1740—1742", herausgeg. von Träger, S. 46ff. (Breslau 1891). Steinberger (1694—1756) war Breslauer Kaufmann. Der König weilte vom 1.—6. Januar in Breslau. Am 3. Januar wurde der Neutralitätsvertrag mit der Stadt unterzeichnet; am 10. August erfolgte dann die Besitzergreifung von Breslau durch Handstreich unter Leitung von Schwerin und am 7. November daselbst die Huldigung der niederschlesischen Stände vor König Friedrich. — [1] Heute Gartenstraße 21. — [2] Graf Karl Friedrich von Posadowsky (1695—1747). — [3] Vgl. S. 149. — [4] Hans Christian von Roth, Ratspräses. — [5] In der Ohlauer Vorstadt.

Wagen voll Bier hinausschicken. Weil aber wir niemand in die Stadt ließen, so ließen sie auch niemand weder aus noch ein, mithin mußte der Schenke mit seinem Bier von der Schweidnischen Brück wieder zurückfahren. Auch wurden diesen und folgenden Tag keine Briefe mehr übergezogen, weder in noch aus der Stadt gelassen. Es war sowohl Tag als Nacht alles, Gottlob, ganz still und ruhig. Teils Katholische hatten ihr Gespött über diesen Winterkrieg, meinten, es würde gehen wie beim Pfalzgrafen[1], den man den Winterkönig genannt, und wann nur der Königin von Böhmen Truppen beisammen wären und Kursachsen zu Felde ging, auch die Polen aufwachten, würde sich alles bald ändern. Damit trösteten sie sich untereinander, aber vergeblich. In den Kretschamhäusern sang man derzeit ein spaßhaftes Liedchen, davon hieß der Anfang und End jedes Verses:

„Laßt ihn hereinkommen!
Ei, ist er doch schon hinnen!"

Der Schuhmacher Johann Christian Döblin[2] war öfters beim König und hatte die Gnad, mit selbtem zu sprechen. Weil er nun am verwichenen 14. Dezember auf dem Rathaus als ein Wagehals das Wort geführt, daß keine kaiserlichen Soldaten in die Stadt genommen worden, als ließ der König ihm vor diese Courage folgenden Tags 2000 Reichstaler in Louisdor bezahlen, vor welches große Geschenk er sich demütigst bedankte, hat's aber nicht zum besten angewandt; denn er war ein wunderlicher, verworrener Kopf.

Den 2. Januar Montags früh wurden der aufs Rathaus erforderten Bürgerschaft im Fürstensaal des Königs Propositiones[3] vorgetragen, die dann alle gut und unverwerflich waren, nur daß in die [zu] errichtenden Neutralitätspunkta noch ein und anders eingerückt wurde; mithin war die ganze Bürgerschaft hoch erfreuet, daß Ihro Königliche Maj. unserer Stadt die Neutralität zugestanden. Nachmittags 1/2 auf 4 Uhr kamen 500 Mann preußische Infanterie auf dem Elbing an, hieben beim Tischlerkretscham[4] den Schlagbaum weg, besetzten die Stiftsgüter[5] und die äußerste Wache vor dem Sandtor...

Im Anmarsch war der König auf der vorderen Dombrücke in hoher Person selbst zugegen, und als des jungen Herrn Grafen von Schaffgotsch[6] Kammerdiener namens Merkel sahe, daß die Domwacht weichen mußte, sagte er: „Was das vor Manier ist, solche Gewalt zu brauchen!" Das hörte der König, den er nicht kannte, und fragte ihn: „Wer bist Du?" und als er's sagte, ließ ihn der König in Arrest nehmen. Bei der Kreuzkirche vor der Nepomuceni-Säule überreichte der Herr von Rummerskirch[7] dem König die Torschlüssel auf einer silbern Schale, tat einen Fußfall, ganz zitternd; der König aber sprach zu ihm: „Ihr dürft Euch nicht fürchten." . . .

[1] Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz (1596—1632). — [2] Vgl. Ges. Werke, Bd. 2, S. 65. — [3] Die Vorschläge zum Neutralitätsvertrag. — [4] Heute Matthiasstraße 3. — [5] Des Stiftes von St. Vincenz. — [6] Der Vater, Graf Hans Anton Schaffgotsch, war Direktor der Oberamtsregierung, der Oberbehörde für Schlesien. — [7] Johann Christoph von Rummerskirch, Dechant des Domkapitels.

Den 3. Januar Dienstags früh 1/2 8 Uhr fuhr eine Ratsdeputation vors Schweidnische Tor zum König in den Scultetischen Garten, nämlich Herr von Sommersberg, Herr von Godlbach und Herr Syndicus von Gutzmar[1]. Vor der Kutsche gingen sieben Ausreiter in Mänteln. Als nun die Deputierten sich mit dem Herrn Obrist von Borcke und Herrn Obrist von Posadowsky nebst andern Generalen unterredet und die Neutralitäts-Traktate alle in Richtigkeit gebracht hatten, wurden solche behörig unterschrieben und besiegelt. . .



Oberwähnte Ratsdeputation hatte bei Königl. Majestät eine ganz kurze, doch sehr gnädige Audienz. Sobald obiger Neutralitätstraktat unterschrieben war, marschierte die preußische Wache nahe vor den Toren ab, mithin wurden gegen 11 Uhr alle Stadttore wieder völlig eröffnet. Kurz vorher aber kam schon die königl. Kuchel- und Kellerei samt viel Bagagewagen mit Maultieren bespannt zum Schweidnischen Tor herein, und die Herren Brandenburger kamen ohne Obergewehr successive in die Stadt; nach 11 Uhr kamen 36 Mann Gensdarmes zu Pferd mit blanken Degen in der Faust und voranreitenden blasenden Trompetern zum Schweidnischen Tor herein, marschierten auf die Albrechtsgasse vor das Gräflich Schlegenbergische Haus[2], dahin hernach zwei funkelneue Schilderhäusgens gesetzt wurden. Man dachte, der König käme zugleich mit diesen Gensdarmes herein, er ritte aber noch zum Ohlauischen und Ziegeltor, seine Wachten zu besehen; mithin ging die Rede, der König käme zum Ohlauischen Tor herein. Da lief alles Volk ganz konfus nach dem Ohlauischen und Ziegeltor, und niemand wußte einem recht gewiß zu sagen, wenn oder zu welchem Tor der König hereinkäme.

Aber siehe da! Punkt 12 Uhr kam er mit teils seiner Generalität, Hofkavaliers, Läufer und Pagen zu Pferd auf einem schwarzen, englischen Rappen zum Schweidnischen Tor hereingeritten, sehr gnädig und leutselig. Voran ritt der

[1] Johann Heinrich von Gutzmar. — [2] Heute Albrechtstraße 12.

Herr Stadtmajor Johann Leonhard von Wuttgenau mit blankem Degen in der Faust, dann folgten vier königl. Läufer in orange-roter Kleidung, mit silbernen Tressen reichlich besetzt, alsdann kam der König nebst dem Herrn Generalfeldmarschall Grafen von Schwerin, Herr Obrist Baron von Posadowsky, Herr Obrist von Borcke und andere Offiziers von hohem Range.

Das Gräflich Schlegenbergische Haus oder königliche Quartier hatten dermalen noch Ihro Eminenz der hiesige Herr Kardinal und Bischof Graf von Sinzendorff[1] in Mietung, waren aber verreist. Die Möbel wurden derweil in andere Zimmer geschafft und verwahrt.

Wann hernach der König ausritt, liefen alle Zeit obige vier Läufer voran. Im Schweidnischen Tor hat ein Fahn Bürger und hereinwärts die Stadtsoldateska paradieret. Die Menge Volks, so in Fenstern lag und in allen Gassen stund, ihn demütigst salutierte und willkommen hieß, schien unzählig. Der König dankte jedermann freundlichst mit Abnehmung des Hutes und schaute sich munter um, hatte ein blausammet Kleid, mit Silber bordiert und silbern Achselband, und einen blauen Mantel um; denn es war kurz zuvor ein wenig schneestöbricht Wetter.

Als er nun auf der Albrechtsgasse am Gräflich Schlegenbergischen Haus abstieg und hinaufging nebst dem Prinzen Leopold von Holstein[2] und etlichen Generals, kam er zuerst ins Eckfenster, gleich darauf aber auf die Gallerie oder Balkon über dem Portal des Hauses, sah das viele Volk mit huldreicher Verwunderung an, blieb bei einer Viertelstunde stehen, daß ihn jedermann sehr wohl sehen konnte; darauf ging er zur Tafel, und oberwähnte drei Ratsdeputierte hatten die Ehre, bei Ihro Majestät zu speisen. Vor des Königs Quartier paradierten und wachten 30 Mann von unserer Stadtgarde.

Dem König und allen Brandenburgern gefiel die Stadt Breslau und ihre höflichen Einwohner recht besonders wohl. Gott gebe, daß er Land und Stadt behauptet und unser gnädiger Herr wird, alsdann wird Breslau sein anderes Monbijou werden!

Diesen Nachmittag wimmelte die ganze Stadt voller preußisch- und brandenburgischer Offiziere und Soldaten, lauter extra schöne, wohl qualifizierte, galant mundierte Leute, die aller Augen mit Verwunderung an sich zogen und bei unserm schlesischen Frauenzimmer starken Liebreiz erweckten, sodaß manche lieber heut noch einen jungen Brandenburger gehabt hätte, und also kam der preußische und brandenburgische Samen nebst der plattdeutschen Sprache ins Land Schlesien. Beim Einmarsch auf dem Ring sagte ein Soldat bei Anschauung des Elisabethturms zu seinem Kameraden: „Broder, dat is eene schmuck Stadt, wann wy man dorften hier blieven." Im Schweidnischen Keller war alles voll Brandenburger und funkelte von Grenadiermützen; der Schenke kannte die brandenburgischen 6-Pfenniger nicht und stund an, solch Geld zu nehmen, erhielt aber alsbald Ordre, es willig anzunehmen. Diese fremden Gäste rauchten Tobak

[1] Graf Philipp Ludwig Sinzendorff (1699—1747). — [2] Gemeint ist vielmehr Herzog Friedrich Wilhelm von Holstein-Beck (vgl. S. 111).

im Keller, welches sonst nicht erlaubt ist; ein lustiger Grenadier zündete mittags um 2 Uhr schon alle Lichter im Keller an, die dann bis in die Nacht fort brannten. Das war lustige Wirtschaft und ging alle Tage bunt untereinander, daß der Buchhalter genug zu korrigieren und zu schlichten hatte. Die brandenburgischen Völker kauften in der Stadt vielerlei zu ihrer Notdurft ein, als Tuche, Strümpfe,



Haarpuder etc. Weil nun die Stadt wieder offen, als ging heute erst die Berliner, Prager und Wiener Post von hier wieder ab.

Nachmittags 1/24 Uhr ritt der König in Begleitung etlicher hoher Offiziers, Kavaliers und Pagen zum Sandtor hinaus auf den Dom[1] und Elbing und kam zum Oder- und Kaisertor wieder herein, da er sich die neu erbaute Jesuiterschule[2] und den obenstehenden Adler genau betrachtet. Ein Jesuit guckte oben heraus; als er aber den König erblickte, schlug er aus tückischer Ehrfurcht das Fenster zu und verkroch sich. Auf dem Dom hat er auch die Kirchen und ganze Situation wohl betrachtet.

Herr Baron von Frankenberg, Domherr, erhielt einen Hausarrest, und die Kanzelei des Kapitels und Konsistorii wurden versiegelt. Imgleichen ließ der König heut abend um 6 Uhr die Oberamts-Kanzelei versiegeln mit unserer Königin Siegel und dem Oberamt andeuten, daß er sie weiter hier nicht brauche; hatten also sämtlich ihre Dimission und sollten sich binnen 24 Stunden aus der Stadt machen. Das war in der Herrn Oberamts-Räte Ohren ein harter Donnerschlag, sodaß der alte Herr Graf von Schaffgotsch, Oberamts-Direktor[3], die Hände rung und vor Herzenskummer viel bittere Tränen vergoß.

Jedermann erstaunte über die vor Augen schwebende, großmächtige Veränderung unserer Stadt und ganzen Landes; kein Mensch hätte sich noch vor

[1] Die Dominsel, jenseits der Oder gelegen. — [2] Jesuitenkollegium, heute Universität. — [3] Vgl. S. 164.

zwei Monat dergleichen Dinge träumen lassen. Die Evangelischen hatten wohl eine freudige Hoffnung, die Verbesserung ihres Wohlstandes in der Religionsfreiheit zu sehen und daß keiner mehr des Glaubens halben auf dem Dom in die Läusekammer darf gesetzt werden; die Katholischen hingegen hätten vor Furcht und Warten der Dinge, die geschehen sollen, fast gar verzagen mögen. . .

Den 5. Januar Donnerstag, sowohl vor- als nachmittags, ritt der König in gewöhnlicher Begleitung wieder vors Nikolastor und anderwärts herum. . . Viel Jungens liefen dem König entgegen und riefen frohlockend: „Das ist unser König, unser lieber Landsvater!" Einer sagte aus guter Einfalt: „Ihro Majestät, hier ist die Oder am schmälsten." Darüber lachte der König und warf den Jungens eine Hand voll Gelds zu, welches sie freudig aufrapschten. Der König bezahlte die Schiffer, Wegweiser und andere treue Leute alle raisonnabel und ließ überall die angeborene Generosität reichlich blicken. . .

Diesen Abend hat der König auf der Bischofsgasse in der Frau Locatelli Redoutensaal[1] einen kostbaren bal en masque gegeben, unter schöner Musik, wobei die noch anwesenden Standspersonen, der hohe Adel, auch alle die Ratsherren mit ihren Frauen und Töchtern erschienen, welchen der König ein Billet überschickt. Teils Frauen, deren Eheherrn fortgereist waren, entschuldigten sich sowohl damit als mit der kaiserlichen Trauer. Der König ließ sich aber keine abschlägige Antwort geben, mithin mußten's bei Vermeidung königlicher Ungnade erscheinen, sich wider Verhoffen lustig machen und aufmuntern lassen. Der König bezahlte der Frau Locatelli für die Bewirtung jeder Person einen Speziesdukaten, und erschienen über 200 Personen. Die Ratsherren mit ihren Frauen waren alle ohne Maske, der König hatte sein blausammet Kleid, mit Silber bordiert, an und eine Maske vorm Gesicht. Als er 1/27 Uhr in den Redoutensaal kam, ging die Musik an, und er tanzte zuerst mit der Frau Gräfin von Schlegenberg und eröffnete also den Ball. Drauf ging's lustig und vergnügt untereinander, und dauerte das Tanzen bis früh morgens um 3 Uhr. Der König hatte noch etlichemal getanzt, sich aber schon um 1/210 Uhr in sein Quartier, sodann zu Bett begeben; denn er hat die sehr löbliche, sonst großen Herrn seltsame Gewohnheit, früh aufzustehen, Gott bei anbrechender Morgenröte zu loben und als ein gelehrter Herr fleißig zu studieren auf die Wohlfahrt seiner Lande und Untertanen, die ihn dann auch so lieb und wert haben, daß sie Gut und Blut für ihn aufsetzen. Ja, er könnte in jedes Armen, wie ein Kind in seiner Mutter Schoß, sicher und ruhig schlafen. Bei obigem Ball hatten etliche katholische Damen vor den arretierten Kammerdiener Merkel[2] intercediert, weshalb der König ihn wieder losließ, nachdem er demütigst um Verzeihung seines begangenen Fehlers gebeten.

Den 6. Januar Freitags am großen Neujahr oder heiligen drei Königstag früh 1/4 auf 8 Uhr ritt der König in Begleitung seiner Leibgarde oder Gensdarmes, deren voranreitender Trompeter das Porcell[3] blies, zum Schweidnischen

[1] Heute „König von Ungarn". — [2] Vgl. S. 164. — [3] So.

Tor hinaus nacher Brieg. Gott begleite Ihro Maj. und Dero Armee, behüte sie vor allem Unglück und gebe zu allen Verrichtungen Glück, Segen und Sieg!...

Den 8. Januar starb zu Breslau der katholische Advokat Joseph Hentschel, noch unverheiratet, an einer hitzigen Krankheit, die er sich durch debauchantes Leben zugezogen; ward den 10. dito öffentlich nach S. Albrecht begraben. Er hat in der hitzigen Krankheitsphantasie sich öfters verlauten lassen, er wolle noch den König von Preußen erschießen und sein Leben fürs Vaterland sacrificieren. Jedermann wunderte sich in der Tat, daß der König seine geheiligte Person so sehr wagte, öfters mit weniger Begleitung rekognoscieren ritte, da denn leicht durch einen desperaten Kerl ein solch Unglück geschehen könnte. Doch der König trauet Gottes mächtiger Schutzhand; weil die ihn bewahret, so müssen die besten Schützen fehlen und alle Kugeln wie taube Erbsen vorbeifliegen.

Mollwitz

Der Feldmarschall Schwerin erzählt über die Krise der Schlacht bei Mollwitz am 10. April 1741 und den Aufbruch des Königs vom Schlachtfeld[1]:

Als ich die preußische Kavallerie von dem Feinde verfolgen sah, welches in dem Augenblick geschah, wo ich die Anordnung am linken Flügel gemacht hatte und im Galopp nach dem rechten ritt, so hatte ich noch nichts von meiner kaltblütigen Hoffnung verloren, daß die Infanterie alles redressieren könnte. Als ich aber den König mit in dem Gedränge der flüchtigen Kavallerie sah, so war es natürlich, daß mich dieser Anblick in eine Art von Bestürzung setzte, und dieses vorzüglich, weil ich mir keine andere Vorstellung von dieser Erscheinung in dem Augenblick machen konnte, als daß der König durch übereilten Mut sich diese Gefahr selbst zugezogen. Dies gab Gelegenheit zu dem ersten Gedanken des Wunsches, daß er sich nicht gegenwärtig befinden möchte; denn ich hatte dazumal schon den Entschluß gefaßt, die Bataille zu gewinnen oder den Verlust nicht zu überleben. Meine Bestürzung wurde aber durch die Salve des zweiten Treffens um ein Großes vermehrt, teils weil es mich von einer Armee, die so wie die preußische in Ordnung war, wo kein Schuß ohne Kommando vom Offizier des Pelotons geschehen mußte, sehr befremdete, und dann, weil auch durch dieses Feuer das erste Treffen sehr mutlos gemacht werden mußte, — und von diesem Augenblick an überzeugte mich mein Verstand und mein Herz von der Notwendigkeit, meinen jungen König voller Mut und Ambition, der die Gefahr nicht

[1] Der Bericht nach dem Abdruck im „Neuen militärischen Magazin", herausgeg. von Hoyer, Bd. 3, Stück 7, S. 17f. (Leipzig 1805). Für die Schlacht vgl. Ges. Werke, Bd. 2, S. 74ff. Dem Heere drohte die Gefahr einer Kapitulation. Infolge dessen begab sich der König auf die Vorstellung Schwerins und seiner Umgebung über Löwen nach Oppeln, wo er in Gefahr geriet, gefangen zu werden, und von dort zurück nach Löwen, wo ihn 2 Uhr nachts die Siegesbotschaft erreichte.

kannte und nun desto weniger scheuen würde, von meiner Seite zu entfernen. Das war der Grund meines Vorschlages, das Schlachtfeld zu verlassen. Wäre dieser Bewegungsgrund nicht bloß und allein die persönliche Erhaltung des Königs gewesen, so war es sehr natürlich, daß der König keine größere Sicherheit als bei der Armee finden könnte; denn wenn auch die Schlacht verloren gegangen, so konnte keine andere Retirade als über Oppeln genommen werden, wo dann eine, obgleich geschlagene, Armee noch immer Ressourcen gefunden haben würde. Diejenigen, die mich wegen diesen Vorschlag tadeln, fordere ich auf, einen besseren zu sagen. Ich habe dieses dem Könige geschrieben und mündlich vorgestellt. Er hat mir sein königliches Wort gegeben, daß ich als ein treuer Diener des Reichs recht getan, und daß hierüber niemals die Rede sein sollte.



Im preußischen Feldlager

Nach Berichten von Belle-Isle

Marschall Belle-Isle an Amelot[1]

Lager bei Mollwitz, 27. April 1741.

Der König hat mich um 1 Uhr mittags verlassen, um die Parole auszugeben; denn er kommandiert sein Heer nicht nur in allen wichtigen Dingen, wie ein einfacher General, sondern er versieht auch noch alle anderen Hauptgeschäfte. Er lagert nicht nur im Zelt in der Mitte seines Lagers, sondern er gibt auch alle Befehle und befaßt sich mit allen Einzelheiten, die bei uns der Quartiermeister der Kavallerie und der Generalmajor besorgen. Er kümmert sich auch um die Verpflegung, die Artillerie und die Pioniere; er hat den Plan des Angriffs auf Brieg[2] entworfen. Um 4 Uhr früh steht er auf, steigt zu Pferde und besichtigt

[1] Charles Louis Auguste Fouquet, Graf Belle-Isle (1684—1761), Marschall von Frankreich, weilte als Unterhändler über das Bündnis mit Frankreich (vgl. S. 160, Anm. 1) bei König Friedrich. Die obigen Berichte nach dem Abdruck bei L. von Ranke, „Zwölf Bücher preußischer Geschichte", Bd. 3/4, S. 578f. und 586 (Leipzig 1874). Jean Jacques Amelot de Chaillou war Staatssekretär des Auswärtigen. — [2] Die Belagerung begann Mitte April; die Festung kapitulierte am 4. Mai.

vom rechten bis zum linken Flügel alle Posten und die Umgebung seines Lagers. Er gibt selbst die Befehle und Instruktionen für alle Generale oder Offiziere, die er detachiert; ihm erstatten alle Bericht, die von einem Unternehmen zurückkommen. Man führt ihm gleichfalls alle Deserteure und Spione vor, und er fragt sie aus, ebenso die Gefangenen. Gestern abend und heute früh war ich Zeuge davon. Vom Aufstehen, bis er zur Ruhe geht, bleibt er gestiefelt und gespornt und in blauer Uniform, die sich lediglich durch seinen Ordensstern und durch ein etwas reicheres Achselstück als das seiner Adjutanten auszeichnet.



Sein Bruder, Prinz August Wilhelm, und alle anderen Generale tragen nur ihre Uniformen, die von ausdrucksvoller Schlichtheit sind. Die Waffenröcke sind so kurz, daß sie mehr wie Jacken aussehen. Mannszucht, Subordination und Pünktlichkeit sind so weit getrieben, daß ich mir, obwohl mir davon erzählt war, nur einen unvollkommenen Begriff davon gemacht hatte. Wie der Herzog von Holstein[1], der erste Generalleutnant seines Heeres, mir sagte, hält er sich acht Monate im Jahre bei seinem Regiment auf und hat es Tag für Tag wie ein einfacher Oberst von seiner Garnison Königsberg bis nach Schlesien geführt. Eben sah ich einen anderen Generalleutnant von der Kavallerie, der ebenso mit seinem Regiment marschiert ist und es ins Lager geführt hat. Man kann sich einen Begriff von der Pünktlichkeit der Subalternoffiziere machen, wenn man sich die der Generale und Prinzen sowie des eigenen Bruders des Königs vor Augen hält, der wie der letzte Offizier des Heeres Dienst tut. Die Truppen selbst sind von einer schier unglaublichen Schönheit der Ausbildung. Ich behalte mir vor, Einzelheiten über den Dienst, die Mannszucht und die übrigen Dienstzweige dieses Heeres zu geben, sobald ich mich vertrauter damit gemacht habe. Manches Nützliche läßt sich daraus lernen, und ich glaube, es wird unserem König lieb sein, es zu erfahren.

[1] Vgl. S. 166.

Nach der Befehlsausgabe ist der König von Preußen in sein kleines Schlafzimmer zurückgekehrt, wo er — des schlechten Wetters wegen — eine Tafel mit zwölf Gedecken hat aufstellen lassen; denn gewöhnlich speist er in einem großen Zelte, wo eine Tafel mit 40 Gedecken aufgeschlagen ist, zu der im Feldlager alle Offiziere ohne Ausnahme Zutritt haben. Bei der herrschenden Subordination sind die ersten Plätze selbstredend stets für die Würdenträger und die höheren Chargen bestimmt. Drei andere, ebenso große Tafeln stehen in den benachbarten Zelten... Bei Tisch gibt es nur Schlachtfleisch, das aber sehr gut zubereitet ist, in zwei Gängen. Zwischengerichte und Nachtisch jeder Art fehlen. Nach der Mahlzeit, die anderthalb Stunden dauert, unterhielt sich der König stehend, während Kaffee gereicht wurde. Da es fast fünf Uhr war und der König die Schanzarbeiter abrücken sehen wollte, hat er mich verabschiedet...

Lager bei Mollwitz, 1. Mai 1741.

Heute morgen schickte der König von Preußen einen seiner Generaladjutanten zu mir und ließ mir sagen, er hätte das schöne Wetter abwarten wollen, um mir seine Armee zu zeigen; da ich aber vor meiner Abreise stände, wolle er mir wenigstens ein Bataillon seines Regiments Garde vorexerzieren und erwarte mich persönlich vor seinem ersten Treffen. Ich begab mich sofort hin und fand den König zu Fuße mit mehreren Prinzen und Generalen seines Heeres. Er befahl dem Major persönlich die Exerzierübungen, die er vor mir machen lassen wollte. Das Wetter war schauderhaft und der Schnee fiel in dichten Flocken; trotzdem exerzierte das Bataillon wie beim schönsten Wetter. Ganz abgesehen von der Schönheit dieses Regiments, das aus ungewöhnlich großen Leuten besteht, marschiert es und macht seine Bewegungen mit unglaublicher Genauigkeit. Am verblüffendsten aber ist die Schnelligkeit, mit der es feuert. Der König ließ es in Pelotons und in allen möglichen Abteilungen feuern; es geschah stets mit der gleichen Genauigkeit trotz des Schnees. Der einzelne Mann feuert bis zwölfmal in der Minute, und in Pelotons oder Abteilungen mindestens sechsmal, was unglaublich erscheint, wenn man es nicht gesehen hat. Allerdings werden diese Truppen so dauernd exerziert und verschießen alljährlich eine solche Menge Pulver, daß es dem Soldaten zur Gewohnheit geworden ist. Den Nutzen davon hat der König in seiner letzten Schlacht[1] gemerkt. Nach einstündigem Exerzieren begab sich der König nach seinem Zelte, wohin ich ihm folgte, um mit ihm wie an den vorhergehenden Tagen zu speisen.

[1] Bei Mollwitz.

Bild des Königs von Preußen

Nach Luynes[1]

[Februar 1742.]

Der König von Preußen ist klein, ziemlich beleibt, aber nicht dick. Er hat ein geistreiches Aussehen, schöne Augen, ein volles, heiteres, lebhaftes Gesicht, ziemlich schöne Zähne, braunes, dichtes Haar, ein vornehmes Wesen.

Er besitzt Geist und ziemlich oberflächliche allgemeine Kenntnisse; er hat die Wissenschaften, mit denen er sich als Kronprinz zu beschäftigen schien, etwas vernachlässigt. Er entscheidet alle Staatsgeschäfte lebhaft, rasch und unbedingt und liebt keine Vorstellungen noch lange Erörterungen und Ratgeber. Nie hält er einen Kronrat ab; er läßt sich über alle Geschäfte summarisch berichten, und wie man sagt, entscheidet er sie oft selbst ebenso. Er stellt lebhafte, geistreiche Fragen, die zu bündigen Antworten auffordern und selbst zwingen. Er ist wißbegierig auf die Bräuche aller Länder und erkundigt sich sorgfältig danach, vor allem nach den militärischen Bräuchen, mit denen er sich eingehend befaßt; denn er will die Uniformen, die Bewaffnung, die Manöverübungen und Bräuche aller Truppen prüfen. Er besitzt militärische Begabung, weiß dies aber und will daher von der anderer nicht Nutzen ziehen und sie nicht um Rat fragen.

Er ist höflich und sucht verbindliche Dinge zu sagen, obwohl er im Grunde hochmütig ist; die Mühen der anderen rechnet er für nichts; Anstrengungen und das härteste Leben erträgt er vorbildlich. Er lebt nüchtern. Er kann sich feine und boshafte Spöttereien nicht versagen, wo er Lächerlichkeiten entdeckt, nimmt es aber nicht übel, wenn man ihm eine Antwort gibt, selbst eine etwas kräftige, wenn sie nur gut ist.

Er liebt die Franzosen und weiß, wie hoch diese Nation über der Schwerfälligkeit und Kriecherei seines Volkes steht. Er besitzt sehr große Eigenschaften. Seine Fehler kommen mehr von seinem noch jugendlichen Lebensalter als von seinem Charakter, und so kann man hoffen, daß er eines Tages ein großer Herrscher sein wird.

Der König und seine Minister

Nach der Darstellung von Valory

Der Marquis de Valory berichtet an den Minister d'Argenson[2] über König Friedrich und Podewils und Borcke:

[1] Herzog Charles Philippe de Luynes (1695—1758), Verfasser eines Tagebuchs über den Hof Ludwigs XV. Das obige, von seinem Sohne aus Prag ihm zugesandte „Portrait du roi de Prusse“ ist gedruckt in den „Mémoires du duc de Luynes sur la cour de Louis XV“, Bd. 4, S. 93f. (Paris 1860), aber von L. von Ranke in seinen „Zwölf Büchern preußischer Geschichte“, Bd. 3/4, S. 569f. (Leipzig 1874) irrtümlich Valory zugeschrieben und dem Juni 1740 eingereiht. — [2] Nach der Urschrift im Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris. René Louis de Voyer de Paulmy, Marquis d'Argenson (1694—1757), französischer Staatssekretär des Auswärtigen.

Berlin, 8. Januar 1745.

Ich weiß nicht, ob ich Ihren Befehl vom 21. November ausführen kann, ohne weiter zurückzugreifen und dann in geordneter Folge zum jetzigen Stand der Geschäfte am hiesigen Hofe zu kommen. Erschwert wird meine Aufgabe durch die Wandlungen in Ansichten und Lage, durch die verschiedenen Ziele und Motive, die den Willen eines absoluten Fürsten von recht schwer bestimmbarem Charakter erregen...

Man darf nicht glauben, der König von Preußen habe die Politik und das Benehmen eines Herrschers nach den Grundsätzen aufgefaßt, die er im „Antimachiavell" zum besten gegeben hat. Dies Buch ist meiner Ansicht nach geschrieben worden, um die Illusion vorzubereiten, mit der er ganz Europa überraschen wollte. Aber sein Benehmen seit seiner Thronbesteigung hat die Meinung derer gerechtfertigt, die da glauben, er habe die Grundsätze der Gerechtigkeit und Tugend in seinem Werke nur deshalb zum Ausdruck gebracht und sie zu befolgen verheißen, um sie den Fehlern des verstorbenen Königs gegenüberzustellen.

Die Öffentlichkeit, die wenig Bescheid wußte, übertrieb das Bild von Vater und Sohn in beiden Richtungen, im guten wie im bösen. Was der verstorbene König von seinem Nachfolger dachte, ist mir von Leuten, die dabei gewesen sein wollen, mehrmals anvertraut worden. Diese Leute haben mir versichert, Friedrich Wilhelm hätte gesagt, daß er seinen Sohn besser kenne als irgendwer, und sich an ihn selbst wendend, hätte er hinzugefügt: „Ich weiß, wenn Du der Herr sein wirst, wirst Du sie alle hintergehen." (Er sprach von allen Nachbarn und den Höfen, mit denen er zu tun haben könnte.) „Denn", fuhr er fort, „das liegt in Deinem Charakter, und Du kannst nicht anders. Aber mach es gut und bei einer wichtigen Gelegenheit, wo es der Mühe wert ist; denn Du wirst es nur einmal können." Davon ist der jetzt regierende König meines Erachtens beim Tode Kaiser Karls VI. ausgegangen...

Der König führt alle seine Geschäfte selbst und kümmert sich um Einzelheiten, die weit unter seinem Stande sind. Seine Aufmerksamkeit gilt zuerst seinen Truppen, dann seinen Finanzen; der am meisten vernachlässigte Teil seiner Regierung ist die Justiz. Er ernennt sogar selbst die Subalternoffiziere seiner Infanterie, ohne Zutun der Obersten und Generale. Im Finanzwesen schenkt er sein Vertrauen denen, die am besten ein Plus zu machen verstehen (das ist der landesübliche Ausdruck); nach den Mitteln, zu denen sie dabei greifen, fragt er wenig[1].

Die auswärtigen Geschäfte werden von zwei Kabinettsministern geleitet, Graf Podewils[2] und Herrn von Borcke. Der erstere ist ein Mann nicht ohne Geist, aber ohne jede Entschlossenheit, der nur für schwächliche Entschließungen mit Entschiedenheit eintritt. Im übrigen ist er ein ziemlich platter Schmeichler, der vor allen Angst hat und sich für den weitblickendsten Menschen hält, wenn

[1] Diese Behauptung steht in unmittelbarem Widerspruch zu der Ansprache an die Minister (vgl. „Gespräche", S. 24). — [2] Vgl. S. 84.

seine Prophezeiungen infolge von ungewöhnlichen und nicht vorauszusehenden Umständen einmal in Erfüllung gehen. Ich glaube nicht, daß er völlig auf unserer Seite steht, und habe sogar Anlaß gehabt, mich vom Gegenteil zu überzeugen. . .

Borcke[1] ist nicht so; er hat anscheinend mehr Nerv und ist eher befähigt, große Entschlüsse zu fassen und an ihnen festzuhalten. Er läßt sich nicht wie Podewils vom geringsten Fehlschlag niederwerfen und ist stets dafür, ein reiflich bedachtes Unternehmen standhaft und entschlossen durchzuführen. Dieser Minister zieht sein Vergnügen der Arbeit vor. Übrigens ist er wenig zufrieden mit dem Wiener Hofe, bei dem er Gesandter war, und weiß gut über den englischen Hof Bescheid, wohin ihn der verstorbene König geschickt hatte und wo er es nicht sehr gut gehabt hat. Kurz, dieser Minister ist uns wohlgesinnt, aber arm; übrigens besitzt keiner von beiden Einfluß. Immerhin mag Graf Podewils Einfluß durch die Art haben, wie er seinem Herrn die Geschäfte vorträgt, aber über große Entschlüsse wird keiner von beiden befragt, und um die Wahrheit zu sagen, wohl überhaupt niemand im Lande...

[1] Kaspar Wilhelm von Borcke (1701—1747), seit Februar 1741 Kabinettsminister.

König Friedrich und sein Hof

Nach der Darstellung von Schwicheldt *

Hannover, 9. März 1742.

Friedrich II., jetzt regierender König von Preußen und Kurfürst von Brandenburg, ist am 24. Januar 1712 geboren, mithin dermalen im 31. Jahre seines Alters.

Äußeres: Von seiner Person überhaupt muß jedermann gestehen, daß sie viel Annehmlichkeiten zeige. Seine ganze Gesichtsbildung ist gefällig. Das schwarzbraune Haar, welches er gemeiniglich in einen Zopf zu binden, allezeit aber mit vieler Sorgfalt, nach französischer Manier gekränselt und mehrenteils stark gepudert zu tragen pfleget, stehet ihm über die Maßen wohl. Wenn er lachet, so nimmt sein Mund eine Freundlichkeit an, die auch dem schüchternsten Menschen ein Herz machet, sich freimütig mit ihm zu unterreden.

Seine Augen sind mehr schwarz als braun[1]. Aus ihrer durchdringenden Lebhaftigkeit urteilet man sofort, daß kein anderer als ein erhabener und munterer Geist diesen Leib beseelen müsse. Doch kann man eben nicht sagen, daß ihre Blicke viel Leutseligkeit und Güte andeuten; vielmehr ist es mir vorgekommen, daß der König ihnen Zwang antun müssen, wenn er zuweilen diese Eigenschaften damit zu erkennen geben wollen, und daß sie in solchen Fällen bald selbst verraten, daß sie nicht der Natur, sondern einem fremden Triebe gehorsamen. Gemeiniglich nimmt man daran ein unstetes, unruhiges Wesen wahr, und es leuchtet wie ein trübes Feuer heraus, wodurch bei denen, die mit dem Könige umgehen, das Zutrauen merklich gemindert wird, welches er sonst mit seinen schmeichelhaften Unterredungen zu erwecken weiß.

* Der hannöversche Geheime Kriegsrat Baron August Wilhelm von Schwicheldt war im März 1741 von König Georg II. (in seiner Stellung als Kurfürst von Hannover) als bevollmächtigter Minister nach Berlin geschickt worden, um über Landerwerbungen als Preis einer freundlichen Haltung Hannovers gegenüber dem schlesischen Unternehmen König Friedrichs zu verhandeln. Während des Sommers setzte er die Verhandlungen mit dem König im Feldlager fort. Da sie ergebnislos blieben, wurde er im Oktober zurückberufen. Auf Befehl seiner Regierung verfaßte er im Februar und März 1742 die obige Denkschrift über König Friedrich und seinen Hof: „Einige Anmerkungen über den Charakter und die Gemütsbeschaffenheit verschiedener an dem preußischen Hofe sich enthaltenden Personen, aus eigener Entfahrung entworfen" (abgedruckt in der „Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde", Bd. 12, S. 611 ff.; Berlin 1875). Sie ist geschrieben unter dem Eindruck der gescheiterten Mission. Die Vorlage ist deutsch. —
[1] Derselbe Irrtum wie bei Beauvau (vgl. S. 151). Friedrich hatte blaue Augen.

Dadurch, daß sich der König im härtesten Winter, wie in heißesten Sommertagen allem Ungemache der Luft und Witterung bloßstellet, ist im Gesichte die Farbe ganz braun und verbrannt und die Haut verhärtet worden. Nur seine Hände sind noch sehr zart und weiß, und es scheinet, als ob der König sich selber



G.F. Schmidt. Sculpt. Reg. Sculpt. Berolini. 1746.

damit gefalle und um ihre Erhaltung mehr bekümmert seie, als sonst einem kriegerischen Herrn anständig gehalten werden mögte. Er trägt beständig Handschuhe und an den Fingern kostbare Ringe. Im Sprechen pfleget er viel Bewegungen damit zu machen.

Die Leibesgestalt des Königs ist mittelmäßig, doch ehender klein als groß zu nennen. Sie würde, wie sie ist, nämlich noch schlanker und magerer aussehen, wenn nicht der König aus Empfindlichkeit gegen die Kälte gewohnet wäre, sowohl zu Winters- als zu Sommerszeiten verschiedene Kamisole, eines über

das andere, unter der Leibweste, die man zu sehen bekommt, anzuziehen. Sonst ist er wohl gewachsen, und seine ganze Stellung und Haltung gibt zu erkennen, daß er in den Leibesübungen als Tanzen, Reiten pp. sich viel Geschicklichkeit erworben habe. Die Art seines Ganges, welche sehr flüchtig und mit einer nachlässigen Weise, den Kopf zu tragen, verbunden ist, würde den König entdecken, wenn er auch noch so fremd verkleidet wäre.

Als der König noch Kronprinz gewesen, soll er ungemein prächtig in Kleidung einher gegangen sein. Ich habe ihm aber keine andere angesehen, als die Uniforme seines Leibregiments und dabei einen Hut mit einer güldenen Borte und weißen Straußfeder, dergleichen er auch allen Generalspersonen zu tragen befohlen. Nur die Beinkleider trug er nicht gleichförmig mit den anderen, sondern alle Zeit von schwarzem Sammt. Diesen sonst an sich geringen Umstand merke ich um deswillen an, weil solcher von den österreichischen Husaren in Obacht genommen worden und diese darin das Abzeichen gesetzet, woran sie des Königs Person von anderen, in allen Stücken gleich gekleideten Officiers unterscheiden könnten[1], welches ihn auch auf davon erhaltene Nachricht und Warnung zu deren Ablegung bewogen hat.

Die des Königs Tafel gekannt haben, welche er als Kronprinz unterhalten hat, versichern, daß solche so kostbar und delicat gewesen seie, als sie es jetzund wenig ist. Ich tue ihr kein Unrecht, wenn ich sage, daß es zuweilen auf selbiger an dem notdürftigen gebrochen habe. Der König selbst nährt sich mit überaus wenigem, da es mehr scheinet, daß er bei einem Gerichte koste als davon esse. Anstatt, daß er ehedem nichts als fremde, niedliche und künstliche Zurichtungen geliebet, so wählet er jetzt nur grobe und auf die einfältigste Weise zugerichtete Speisen. Doch hat man mir sagen wollen, daß er zuweilen mit seinen Vertrauten zur Nacht esse und alsdann bloß auf französisch kochen lasse, auch stärkere Mahlzeiten tue. Wiewohl der König in Vergleichung des Essens weit mehr Getränke zu sich nimmt, so kann man doch nicht sagen, daß er sich damit überlade. Gemeiniglich trinkt er jeden Mittage eine bouteille Champagne-Wein aus, welche ihm vorgesetzet und von ihm auch eigenhändig ausgeschenket wird. Dieses ist sein gewöhnliches Getränke und zwar die Gattung, so man œil de perdrix nennet und, um ihm wohl zu schmecken, süßer sein muß, als sonst die mehrsten Kenner desselben vertragen können. Zuweilen, jedoch selten, kommen noch einige Gläser Bourgogne oder Tokaier hinzu, von welchem letzteren aber niemand etwas erhält, als dem der König höchsteigenhändig davon mitzuteilen die Gnade erzeiget. Die Ärzte befahren, daß der beständige Gebrauch so hitziger Weine, zumal bei dem ohnehin feurigen Geiste des Königes und seinen ohnablässigen Beschäftigungen, ihm das Geblüte zu sehr in Wallung setzen und mithin seiner Gesundheit Abbruch tun werde; wie mir denn auch versichert ist, daß er schon seit geraumer Zeit über Schlaflosigkeit geklaget habe und sodann oft ganze Nächte zubringe,

[1] Anspielung auf den Überfall bei Baumgarten am 27. Februar 1741, wo der König nur knapp der Gefangennahme durch die Österreicher entging (vgl. Ges. Werke, Bd. 2, S. 70, und Bd. 7, S. 273).

in welchen er ohne Aufhören lesen und schreiben, ja zuweilen gar, ohne jemanden mit sich genommen zu haben, im Lager die ganze Armee durchwandert sein und in eigener Person von allem den Augenschein und Erkundigung eingenommen haben soll.

Um die äußerliche Abbildung des Königs zu vollenden, füge ich nichts mehr hinzu, als [daß] er so viel Anständigkeit in allen seinen Sitten und Gebärden blicken lassen, wie an einem Menschen, der in der belebten Welt für den artigsten und geschliffensten geschätzet wird, immer anzutreffen sein mag. Man nimmt aber bald wahr, daß er hauptsächlich die französischen Manieren sich zum Muster vorgestellet habe, und er ist auch wirklich in deren Nachahmung so glücklich gewesen, daß jedermann, der, ohne ihn zu kennen, ihn sehen würde, ihn weit ehender für einen geborenen Franzosen als für einen Deutschen halten dürfte.



Geist, Charakter und Neigungen[1]: Ist es leicht gewesen, das Äußerliche des Königs, so einem jeden in die Augen fällt, abzuschildern, so wird es desto schwerer fallen, sein Inwendiges recht zu beschreiben. Niemand kann daran zweifeln, der die Herzen der Menschen überhaupt kennet und weiß, wie viel geheime Winkel darin verborgen sind, welche allesamt — daß ich so reden darf — zuvor durchleuchtet werden müssen, ehe man mit Recht sich eines gewissen Urteils darüber anmaßen darf. Hat überdem sich jemand die Geschicklichkeit erworben, sich mit fremdem Schmucke als wie mit seinem eigenen zu zieren, so ist die genaue innere Erkenntnis einer solchen Person und mithin deren Beschreibung desto mehreren Schwierigkeiten unterworfen. Nun ist aber die ganze Welt aus der Erfahrung bereits belehret: daß Seine jetzt regierende Königl. Preußische Ma-

[1] Dieser Abschnitt nach der Urschrift im Staatsarchiv zu Hannover.

jestät die Kunst der Verstellung zum Haupt-Vorwurfe der Bemühungen und in ihrer Ausübung das vornehmste Teil der Ehre setzen.

Beschreibet man den König als einen Herrn, der an Einsicht und Verstand viele übertrifft und gar wenige seinesgleichen hat, den ein ungemeiner Trieb zum Ruhm und Ehre beständig anfeuret, und der ein Feind der Verschwendung ist, so spricht man nichts als Wahrheit und entwirft eitel solche Züge, deren Ähnlichkeit ein jedweder an dem Könige in dem ersten Augenblicke entdecken kann und wird. So wenig jedoch der erste Grundriß ein vollkommenes Bild ausmachet, so wenig dürfte jene Beschreibung, wenn man ihr nichts hinzufüget, zureichen, um jemand einen vollkommenen Begriff von des Königs Charakter beizubringen. Demnach wird nötig sein, etwas näher anzudeuten, wodurch der Verstand des Königs sich von dem Verstande anderer Menschen unterscheidet, in welchen Stücken die oben ihm zugeschriebenen Neigungen von denen gleichförmig scheinenden Neigungen anderer abweichen.

Wer geschickt ist, einen gewissen Plan zu erfinden, zu dessen Ausführung allerhand taugliche Mittel anzugeben und seine sämtliche Handlungen also einzurichten, daß sie von dem vorgesteckten Ziele nicht abspringen, sondern dazu beitragen, der gibt ohntrüglich an den Tag, daß in ihm Verstand und Witz wohnen. Hat der Erfinder des Plans alle mögliche Schwierigkeiten und Folgen desselben zum Voraus dabei eingesehen, hat er jenen vorgebenget und von diesen befunden, daß sie der Hauptabsicht, die ein jeder Mensch führet, nämlich beständig glücklich zu sein und immer glücklicher zu werden, keinen Abbruch tun, und ist er endlich durch diese freie Überlegung und keine Nebenumstände außer ihm bewogen, seinem einmal gefaßten Vorsatze unwandelbar nachzugehen, so leuchtet aus diesem Betragen ferner hervor, daß ein solcher Mann zugleich mit einer durchdringenden Beurteilungskraft und wahren Klug- und Weisheit begabt sein müsse. Manche sind fruchtbar an allerhand Anschlägen, sie besinnen sich auch zu deren Behuef auf hundert Auswege vor einem. Aber sie sehen nicht weiter als auf das Gegenwärtige. Ihre Augen sind zu blöde, einen Blick in das Zukünftige zu tun. Der Zusammenhang des jetzigen mit dem, was sich dermaleinst darauf zutragen muß, ist ihnen verborgen. Daher geschieht es oft, daß der Palast, den sie in ihrem Gehirn so prächtig angeordnet, ehe er ausgeführet ist, einstürzet und den Bauherrn unter seinen Trümmern vergräbt. Oder daß der, der einem geringen Hindernisse auszuweichen sich bemüht, eben dadurch in den tiefsten Abgrund sinket. Dieser Art Menschen mangelt es nicht am Verstande, sondern an Klugheit und Weisheit. Man schließet also falsch von jenen auf diese. Prüfet man nach sothanen, in der wahren Lehre der Erkenntnisse des Menschen gegründeten Sätzen das bisherige Bezeigen des Königs von Preußen, so veroffenbaret sich bald, daß ein großer und zu wichtigen Dingen überaus geschickter Verstand in ihm sei. Wäre von ihm nichts weiter bekannt als seine Unternehmung auf Schlesien, so würde solche allein Beweistums genug für dasjenige, so ich eben bekräftiget habe, abgeben. Jederman weiß, daß der Plan davon die Frucht der eigenen Erfindung des Königs sei, und ganz Europa ist Zeuge, wie nützlich

er sich aller und jeder Umstände und Vorkommenheiten zu seinem Vorhaben zu bedienen gewußt habe. Wer auch die Gnade hat, den König sprechen zu hören, wird die Munterkeit seiner eigenen Einfälle, das Salz seiner Antworten und den Reichtum der Wissenschaften, welchen er darinnen entdecket, nicht ohne Verwunderung wahrnehmen können.

Nichtsdestoweniger gibt es Kenner, welche behaupten, daß dieser Verstand, dieser Witz des Königs, welchen ich gleich jetzt so sehr gerühmet habe, von der Gattung sei, wovon oben erinnert worden, daß sie nur auf das Gegenwärtige und nicht zugleich auf die künftigen möglichen Folgen schauen und sich erstrecken. Dergleichen Richter sprechen dem Könige das Lob eines wahrhaftig weisen und klugen Regenten platterdings ab. Sie wissen sehr wahrscheinliche Ursachen vorzubringen, warum seine Unternehmungen, ohnerachtet deren Anfang so glücklich als immer möglich gewesen ist, dennoch am Ende nicht anders als übel und widrig verlaufen können. Sie ziehen nicht in Abrede, daß diejenigen Mittel, so der König bisher angewendet hat, um seinen dermaligen Endzweck zu erreichen, dazu bequem gewesen sind, aber sie sehen solche an, wie etwa ein vorsichtiger Arzt das Eis ansehen würde, welches einer, der im hitzigen Fieber lieget, sich auf den Magen bindet und damit zwar die gewünschte Kühlung auf einen Augenblick erhält, zuletzt aber doch dadurch sich selbst den Tod befördert. Auf diesem Schlag wird z. Ex. öffentlich in der Armee von des Königs entbranntem Eifer wider das Haus Österreich, von seiner genauen Verbindung mit Frankreich, von seiner die Kräfte seiner Lande angeblich übersteigenden Volksmacht, von der Sorglosigkeit, womit er alle seine übrige Provinzen, zumalen die Clev- und Bergischen von Truppen entblößet und außer Verteidigung gesetzet, und von hundert anderen Veranstaltungen mehr das Urteil gefället. Gleichergestalt sehen manche den beständigen Spott, welchen der König über die Religion zu treiben sich befleißet, seinen Kitzel, jederman etwas unangenehmes und anzügliches unter die Augen zu sagen, und endlich die häufigen Ursachen des Mißvergnügens, so er der Armee und allen seinen Bedienten überhaupt giebet, als so viel Kennzeichen des Mangels der Überlegung, mithin auch der Klugheit an.

Ich lasse diese Reden an ihren Ort gestellet sein, doch gebe ich nur eine Anmerkung zu überlegen, welche desto wichtiger ist, je mehr sie den Haupt-Charakter des Königs angehet. Es ist oben erwähnet, daß der König aus der Verstellung seine besondere Étude mache. Ich meine hier nicht die Kunst, seine inneren Absichten vor seinen Feinden oder widrig gesinneten geheim zu halten, als welche in gewisser Maße den Tugenden der Wahrheit und Aufrichtigkeit nicht widerstrebet, sondern ich verstehe hier die Bemühung, einem jeden, er sei Freund oder Feind, äußerlich anders zu begegnen, als man es im Herzen mit ihm meint; die Wissenschaft, seinen Worten nach Veränderung der Umstände auch eine veränderte Auslegung zu geben und die feindseligsten Gesinnungen in die heiligsten Freundschafts-Beteuerungen einzukleiden; endlich die Fertigkeit, allerhand Larven anzunehmen, um damit diejenigen zu hintergehen und in Schaden zu stürzen, welche ein Recht haben, Wohlwollen und Beistand von uns zu begehren. Von

dieser unglücklichen Kunst behaupte ich, daß, wer sich etwa [ihrer] befleißet, seine Dürftigkeit an der wahren Klugheit und Weisheit allerdings verrate. Denn diese greift niemalen zu solchen Mitteln, wovon sie zum Voraus sehen kann, daß sie demjenigen, der sie anwendet, am Ende selbst Schaden bringen müssen. Nun gehet es aber denen, die sich lauter falscher Werke rühmen, wie denen, welche sich an unwahre Worte gewöhnen. Es dauert nur die kurze Zeit, bis man ihrer Größe, welche nicht lange den Stich halten können, inne wird, so verlieren beide allen Glauben, so ziehen sich beide den Unwillen und die Verachtung aller Ehrliebenden zu, und weil niemand dem, den man hasset und für nichts schätzet, gutes zu tun geneigt ist, so sehen sich solcher Art Leute bald von jederman verlassen und mithin der Gefahr unterworfen, in dem Labyrinth, wovon sie selbst die Urheber gewesen, umzukommen, dieweil doch keine Macht, wie furchtbar[1] sie immer sein mag, allein durch sich selber und ohne Beihülfe anderer bestehen oder sich erhalten mag. Viele dürften sich hierbei verwundern, daß der König von Preußen jene Weise angenommen habe, da er doch selber in seinem Buche, so den Titel „Antimachiavell" führet, solche so nachdrücklich getadelt und verworfen hat[2].

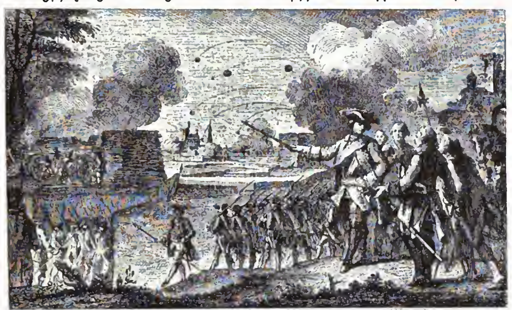
Ich behaupte aber noch ferner, daß demjenigen, welcher mit dem Könige nur eine kurze Zeit, es sei persönlich oder durch Schriftwechsel, Umgang gepflogen hat und etwas Aufmerksamkeit anzuwenden gewohnt ist, es nicht schwer falle, die seiner Einbildung nach noch so verschmitzt eingerichtete Verstellung zu entdecken. In seinem Schreiben verrät er sich oftmals durch die gar zu künstlich darin angebrachte Sprache. Eine mäßige Scharfsinnigkeit reichet zu, um das Leere, das Zweideutige wahrzunehmen, welches zuweilen, daß ich nicht sage mehrenteils, in den gleißenden Worten und ausgeschmückten Figuren wie die Schlange im Grase verborgen lieget. Noch leichter aber wird es demjenigen, der mit dem Könige sich persönlich unterredet, von der Übereinstimmung seines Mundes mit dem Herzen ein Urteil zu fällen. Er ist nicht Meister genug von sich selbst, um alle seine Mienen, Gebärden und Bewegungen solchergestalt in Schranken zu halten, daß ein achtsamer nichts daraus lesen sollte. . . Und vielleicht dürfte sich der seltener betrügen oder bei ihm auf den Irrweg leiten lassen, der von seinen Versicherungen allezeit das gerade Widerspiel glaubet, als derjenige, welcher darauf bauet. Zum wenigsten kann ich bezeugen, daß in den letzten Zeiten meines Aufenthalts an dem preußischen Hofe ich jener Regel nachgegangen und wohl dabei gefahren bin.

Wenn ich jedoch eben gesetzet habe, daß es keine so schwere, viel weniger ohnmögliche Sache sei, dem Könige seine Verstellung abzumerken, so verstehe ich solches nicht also, als wenn es leicht sei, seine wahre, innerliche Gedanken und Absichten zu ergründen. Ich gestehe vielmehr, daß er solchen manchesmal einen, wenigstens auf einige Zeit, undurchdringlichen Vorhang vorzuziehen wisse und in seinen Vorkehrungen unbegreiflich sei — sondern ich will nur so viel sagen: man

[1] Vorlage: furchtsam. — [2] Schwicheldt bezieht sich auf das 18. Kapitel des „Antimachiavell": „Inwieweit die Fürsten ihr Wort halten sollen" (vgl. Ges. Werke, Bd. 7, S. 70ff.).

kann leicht spüren, wenn die Reden oder sonstige Handlungen des Königs aufrichtig sind oder nicht.

Unter den Hauptneigungen, so man an dem Könige wahrnimmt, stehet billig die Ruhmbegierde obenan. Sein vornehmster Wunsch scheint darin zu bestehen, daß sein Name groß und bei der Nachwelt unsterblich und verewiget werde. Die hohe Einbildung, welche er von seinem eigenen Werte heget, blicket aus allem seinem Tun hervor und ist, wie sie gemeiniglich pfleget, mit ganz unbilliger Geringschätzung des übrigen Teils der Menschheit verknüpfet. Man hört mit



Mühe die Lobsprüche an, welche er sich selber beizulegen gewohnt ist, und die verkleinernde Vergleichungen, welche er zwischen sich selbst und anderen großen Herren anzustellen pfleget. Ich würde jedoch der Wahrheit zu nahe treten, wenn ich hierbei anzumerken verabsäumte, daß der König, so oft die Rede von Sr. Majestät von Großbritannien vorgefallen, niemalen anders als in den Schranken aller geziemenden Achtung gegen allerhöchst Dieselbigen sich herausgelassen, dahingegen die dänische, sächsische, holländische, auch sogar der französische Minister[1] auf ihrer Herren Sujet manchen unangenehmen Scherz über öffentlicher Tafel annehmen müssen.

Aus der übermäßigen Ruhmbegierde entspringet des Königs Liebe zum Kriege und Soldatenwesen. Der bei ihm eingewurzelte Wahn, daß die höchste Ehre eines Regenten in Erweiterung der Grenzen seiner Botmäßigkeit bestehe, beweget ihn, wo nicht alles, doch wenigstens sein vornehmstes Dichten und Trachten nur hierauf zu richten. Dieses machet ihn auch unermüdet in den strengsten Beschwerlichkeiten und härtet seinen sonst von Natur weichlichen Leib zu dem verdrießlichsten Ungemach aus, also daß er im Felde weder der heftigsten Hitze noch der empfindlichsten Kälte, die ihm sonst nur im wenigsten Grade unleidlich ist, achtet und alle Gemächlichkeit des Lebens verschmähet.

[1] Praetorius, Bülow, Ginkel und Valory.

Wie weit indes seine Wissenschaft in der Kriegskunst sich erstrecke, davon bin ich als einer, der ihrer selbst unkundig ist, zu urteilen nicht fähig. Viele aber wollen solche nicht allzu stark preisen und bedauern dabei, daß der König den Vorstellungen seiner erfahrenen Officiers nicht den geringsten Raum gebe, sondern alles auf seine eigenen Begriffe ankommen lasse, wodurch bereits viele Unordnung und üble Folgen bei der Armee entstanden sein sollen.

Die Eilfertigkeit, mit welcher sich der König aus dem Treffen bei Mollwitz entfernet[1] und stracks in desselben Anfange fünf Meilen davon seine Person in Sicherheit zu stellen bedacht gewesen, hat der Einbildung, so man von seiner Tapfer- und Herzhaftigkeit gehabt hat, großen Abbruch getan und Anlaß zu dem Zweifel gegeben, ob diese Eigenschaft ihm in einem solchem Maße, als man sie von großen Helden und Kriegesmännern erfordert, wirklich beiwohnen müsse.

Aus eben dieser eiteln Ruhmbegierde und daher entspringenden Hochachtung seiner selbst rührt es hauptsächlich mit her, daß der König sowohl die wichtigsten Staatsangelegenheiten als die geringsten Geschäfte ganz allein ohne jemandes Zuziehung besorget und darinnen von keinem, wer der auch sei, Rat erfordert, weniger annimmt; denn weil er in der Einbildung stehet, daß niemand unter der Sonne zu finden sei, der an Einsicht und Klugheit ihm gleichkomme, so gefällt ihm auch nichts als nur dasjenige, wovon er selbst der Erfinder oder Anstifter gewesen. Sogar bemüht er sich an der Secretarien Statt mit eigenhändiger Verfertigung mancher Aufsätze in wichtigen Sachen und dieses hauptsächlich um deswillen, teils weil er auch in der Kunst, zierlich zu schreiben, jedermann zu übertreffen beweiset, teils aber auch, weil nach seiner mißtrauischen Gemüthsbeschaffenheit er seine Geheimnisse auch bei dem rechtschaffensten Manne in Gefahr zu sein glaubet.

Dieweil nun alle Handlungen der Menschen einen Bewegungsgrund erfordern, solcher aber vornehmlich in ihren Neigungen beruht und mithin, wer diese eingesehen hat, auch imstande ist, mit ziemlicher Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit zum Voraus von jenen zu sagen, wie sie ausfallen werden, so vermeine ich in meinen Mutmaßungen nicht zu weit zu greifen, wenn ich dafür halte, daß die zwischen dem Könige von Preußen und der Krone Frankreich im abgewichenen Sommer gestiftete Vereinigung[2] und Freundschaft von kurzer Dauer sein werde. Ein Herr, der selber die erste Rolle und die Hauptperson in Europa vorzustellen wünschet und, um diesen Namen zu erwerben, alles zu wagen und auf die Spitze zu setzen bereit ist, ein solcher Herr kann ohnmöglich lange in gutem Vernehmen mit einer Krone verharren, die gewohnt ist, ihren Bundesgenossen das Joch so schwer zu machen und so stark die Hände zu binden, dahingegen aber allen Vorteil, alle Ehre sich allein vorzubehalten und beizumessen.

Die andere Hauptneigung des Königs ist die allzu starke Liebe zum Gelde. Es ist bekannt, daß es zweierlei Gattungen des Geizes gebe: die eine, da man

[1] Vgl. S. 169. — [2] Der Breslauer Defensivvertrag (vgl. S. 160) wurde, als er im Sommer 1756 ablief, nicht wieder erneuert.

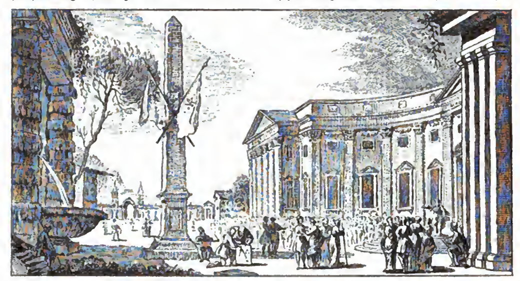
begierig ist, immer mehr einzunehmen und vor sich zu bringen, als wozu man nach seinen Umständen billig sich Hoffnung machen kann; die andere, da man Mühe hat, seine Schätze zu gebrauchen, und mithin weniger ausgibt, als es die Notwendigkeit und der Wohlstand erheischen. Ich glaube, daß in dem Könige von Preußen beide Arten zusammentreffen. Daher entspringen die harten Bedrück- und Erpressungen, worüber seine Untertanen, sowohl die alten ihm angebornen als die neueroberten, klagen. Daher kommt's, daß, sobald jemand etwas zu suchen hat, wobei des Königs Interesse einigermaßen eingeflochten zu sein scheint — zum Exempel, wenn einer über die unbilligen Eingriffe eines eigennützigen herrschaftlichen Pächters sich beschweren würde, — daß, sage ich, ein solcher niemals Gehör, geschweige Hülfe erlangen kann. Ich kenne einen wackeren Officier, dem der gottselige König von Preußen um seines, dem jetzigen Könige als damaligen Kronprinzen, in gewissen Angelegenheiten bezeugeten Attachements alle seine Güter eingezogen hat, welcher bis auf diese Stunde nicht allein nicht die geringste Ersetzung seines erlittenen Verlustes erhalten, sondern auch nicht die mindeste Hoffnung hat, sein väterliches Erbteil jemalen wiederzubekommen.

Jederman weiß, daß die seit langen Jahren gesammelten Königlichen Schätze und Reichtümer noch lange nicht erschöpfet sind[1]. Nichtsdestoweniger sollte man aus dem Aufwande urteilen, daß niemand dürftiger sei als die eben jetzt regierende Preußische Majestät. Von der, woferne es erlaubet ist, sich dieses Ausdruckes zu bedienen, allerdings ohnanständigen Sparsamkeit der Königlichen Tafel ist schon oben etwas erwähnet. So sind auch die Besoldungen überhaupt dermaßen knapp zugeschnitten, daß ehrliche Leute ohnmöglich davon ihr notdurftiges Auskommen, geschweige so viel finden, als erforderlich sein möchte, um sich und ihres Herren Dienst bei anderen nicht verächtlich zu machen. In abgewichenem Sommer haben die Officiers in der ganzen Armee vom Hauptmann an bis zum Feldmarschall vier bis fünf Monate lang nach ihrer Gage warten müssen. Und unter allen denen, welche mit Capitulation Dienste genommen haben, ist kein einziger, der sich nicht beklaget, daß die ihm getane Zusagen unerfüllt geblieben sind. Was daraus für ein allgemeines Mißvergnügen entstanden, solches lässet sich kaum beschreiben.

Die Neigungen, wovon im vorstehenden die Rede ist, sind in des Königs Person dergestalt miteinander verknüpfet, daß man zuweilen Mühe haben würde, zu bekräftigen, welche die andere überwiege. Man entdecket aber in ihrer Mischung den Grund von mancherlei Folgen und besonderen Handlungen des Königs, welche sonst im ersten Anblick einander zu widersprechen scheinen. Man siehet darob, wie es möglich ist, daß es dem Könige auf einmal in den Sinn kommet, Pracht und königliche Herrlichkeit von sich blicken zu lassen, und daß er zu gleicher Zeit alles versaget, was dazu erfordert wird. Man begreift, wie es angehe, daß der König von seinen Bedienten begehre, mit prächtiger Kleidung, kostbarer

[1] Die bei der Thronbesteigung im Staatsschatz befindlichen rund neun Millionen Taler (vgl. S. 155) waren vielmehr im Juni 1742 auf nur drei zusammengeschmolzen.

Tafel, stattlichem Gefolge seinem Hofe ein größeres Ansehen als bisher zu machen, und daß er dennoch ferne von sich sein lässet, ihren Gehalt demgemäß einzurichten oder zu erhöhen, sondern vielmehr solchen von einer Zeit zur andern zu beknappen und zu beschneiden suchet. Man siehet, warum eben der Herr, welcher alle Menschen neben und unter sich verachtet nnd überhaupt mehr durch Furcht und Zwang als durch Liebe regieren zu wollen scheint, dennoch in gewissen Umständen zu den schmeichelhaftesten Begegnungen sich herunterlassen und sich die Mühe geben kann, die Gemüter derer, deren Dienstleistung er bedarf, mit liebkosenden Worten, wo nicht ganz einzunehmen, doch wenigstens einzuschläfern. Man hat angemerket, daß, sobald jemand ein besonderes Verdienst um den König sich erworben, dieser von dem Augenblicke an die Gnade, so er ihm etwa hiebevor zugewendet, in Kaltsinnigkeit verwandelt habe, mithin eben dasjenige, wodurch sonst die großen Herren oder andere Menschen angetrieben werden, einem ihre



Zuneigung und Freundschaft zu schenken, bei dem Könige von Preußen ganz widrige Wirkung tue. Der Graf Schwerin, dem die Ehre des Gewinnes des Treffens bei Mollwitz allein gebühret, und der Baron Keyserlingk, welcher sich um den König als Kronprinz besonders verdient gemacht, haben nebst mehreren anderen dieses an sich selbst erfahren[1]. Der Grund eines solchen Betragens kann wiederum kein anderer als eben die Mischung der oberwähnten zwei Neigungen sein, da nach der ersteren ein Mensch neidisch und scheelsüchtig auf diejenigen wird, welche ihn des Ruhmes beraubet, den er allein zu behaupten gewünschet, und nach der anderen ihm die Vergeltungen und Belohnungen sauer ankommen.

[1] Was Schwerin betrifft, so wiederholt Schwicheldt nur ein damals weitverbreitetes Gerücht. Friedrichs Verstimmung gegen ihn beruhte auf ganz anderen Gründen. Im Frühjahr 1741 hatte der Feldmarschall versäumt, für Aufklärung über die Bewegungen des Feindes zu sorgen, und im Frühjahr 1742 tadelte der König heftig, daß jener die Sicherung Oberschlesiens und die Anlegung von Magazinen vernachlässigt hatte. Vgl. S. 169 und Ges. Werke, Bd. 2, S. 71 und 108. Dem Freiherrn von Keyserlingk dagegen untersagte er lediglich seine Einmischung in die Geschäfte (vgl. S. 118 ff.).

Vielleicht lässet sich aus eben dieser die ganz außerordentliche Abneigung des Königs von dem schönen Geschlechte herleiten, welche, wo sie in einem so starken Grade angetroffen wird, auch gemeiniglich ein sicheres Kennzeichen eines harten, unfreundlichen und mehr zur Unbarmherzigkeit als zum Wohltun geneigten Herzens abzugeben pfleget. Doch sind auch einige, welche solche lediglich einer natürlichen Schwachheit und Entkräftung des Leibes beimessen.

Außer den vorerwähnten Eigenschaften verdienen noch eine und andere bei dem Könige angemerket zu werden. Dahin rechne ich seine Gelahrtheit und Liebe zu den Gelehrten, seine Beredsamkeit, seine Poesie, seine Fertigkeit in der Musik und endlich seine Geschicklichkeit in allerhand Leibesübungen.

Der König besitzet eine dermaßen weitläuftige Belesenheit in allerlei Wissenschaften, daß man ihresgleichen bei manchem Lehrer auf hohen Schulen, der sein eigenes Geschäft daraus machet, vergeblich suchen dürfte. Sein starkes Gedächtnis macht ihm alles gleichsam eigen, was er hie und dort gelesen hat. Wer nun, wie die mehrsten von dem Vorurteile eingenommen sind, denjenigen sofort für einen Gelehrten schätzet, der viel weiß, der muß dem Könige unter den gelehrtesten Leuten unserer und der vergangenen Zeit nicht die unterste Stelle einräumen. Andre aber dürften zu solchem Ende mehr Ordnung, mehr Gründlichkeit erfordern, als man aus den Reden des Königs abnehmen kann, daß bei ihm vorhanden sei. Man urteilet sonst überhaupt, daß seine größeste Stärke in einer historischen Wissenschaft der Streitigkeiten unter den Weltweisen und den Gottesgelehrten, auch der Kirchen- und Religions-Geschichte bestehe, und dieses ist nur um des willen glaublich, weil er gemeiniglich von diesen Dingen den Stoff zu seiner Unterredung nimmt, wobei der geoffenbarete christliche Glaube nicht zu gewinnen pfleget.

Es ist weltkundig, mit was für einer Emsigkeit der König sofort nach dem Antritt seiner Regierung sich bemühet, von allen Orten und Enden, aus England, Frankreich, Italien, Rußland gelehrte Männer und berühmte Künstler in sein Land zu rufen[1]. Die mehrsten wurden durch eigenhändige Briefe, so die reichlichsten Verheißungen enthielten, eingeladen. Einige ließen sich auch wirklich locken und kamen nach Berlin, in der Einbildung, daselbst ihr Glück und zulängliche Versorgung auf ihre ganze Lebenszeit anzutreffen, zum Exempel der berühmte Académicien und Astronomus Mr. Maupertuis aus Paris[2], Voltaire, mit dem der König bereits als Kronprinz um den Vorzug in der Dichtkunst gestritten, Mr. Algarotti, ein italienischer Philosophus[3], der Herr Euler[4] aus Petersburg, einer der tiefsinnigsten Mathematicorum und Algebraisten, und andere mehr. Alle diese sollten das Ihrige zu Ausführung des Vorhabens beitragen, welches der König sich vorgesetzet, nämlich in Berlin eine Académie des sciences et de belles lettres anzustiften, welche den Ruhm der Londonschen und Parisischen ganz verdunkeln sollte. Es dauerte aber nur so lange, bis besagte Herren inne wurden, daß man an diesem Hofe zwar in gnädigen Worten sehr freigebig, aber mit

[1] Vgl. S. 100 und 104ff. — [2] Vgl. S. 106. — [3] Vgl. S. 104. — [4] Vgl. S. 106.

Pensionen und tätigen Begnadigungen desto sparsamer sei. So nahmen sie einer nach dem anderen nicht ohne Äußerung eines ziemlichen Mißvergnügens ihren Abschied hinter der Türe, also daß von allen obbenamten Herren dermalen kein einziger als der letztere sich noch zu Berlin aufhält[1], welcher gleichwohl auch verschiedentlich um seine Erlassung, aber wie mehr andere, umsonst angesuchet hat. Es ließe sich streiten, ob diese den Gelehrten bezeugete Zuneigung die Wirkung einer wahren Liebe zur Gelehrsamkeit oder der Ruhmbegierde gewesen sei, worunter sich der König von Preußen nach dem Exempel des letzteren Königes von Frankreich gerichtet. Zu befürchten aber stehet, daß er in Entstehung der reichlichen Belohnungen, womit Ludwig XIV. die Gemüter zu gewinnen sich angelegen sein ließ, es schwerlich erhalten werde, daß viele beaux esprits um Ausbreitung seines Lobes und dessen Fortpflanzung auf künftige Zeiten sich bemühen und darin ihr Eigenes setzen. Wenigstens dürfte Mr. Maupertuis, der auf ausdrücklichen Befehl des Königes ihm nach Schlesien folgen müssen, darauf auch seinen Gefährten in dem eiligen Ritte aus der Schlacht bei Mollwitz abgegeben hat, unterwegs aber, weil man ihm nicht ein tüchtiges Pferd zum Fortkommen verschaffen wollen, mit äußerster Lebensgefahr in der österreichischen Husaren Hände gefallen und von ihnen geplündert und gefangen fortgeschleppet worden, sich schwerlich zu einem Herold der Königlich preußischen générosité und Großmut gebrauchen lassen.

Von der Beredsamkeit des Königes getraue ich mir zu behaupten, daß sie wenig ihresgleichen habe. Niemand ist geschickter als der König, die gemeinsten und gleichgültigsten Gedanken durch die Art, sie vorzutragen, solchergestalt auszuschmücken, daß sie neu und sinnreich erscheinen. Oft bedient er sich dazu ihm ganz eigener Worte und durch ihn zuerst erfundener Redensarten, welche sodann, weil man sie gar nicht erwartet, und wegen ihrer vollkommenen Übereinstimmung mit dem Genie der Sprache an sich selbst bei den Zuhörern desto mehr Annehmlichkeit und zugleich Nachdruck erregen. Es widerfährt ihm jedoch zuweilen, was allen denen zu begegnen pfleget, die sich die Wahl der Ausdrücke so sehr angelegen sein lassen und niemals anders als nett und regelmäßig zu reden sich befleißen, daß er nämlich, indem er jenen allzu stark nachsinnet, darüber der Sache selbst die gehörige Aufmerksamkeit entwendet. Und man kann deutlich wahrnehmen, daß er oft mehr Ruhm in einer zierlichen als in einer gründlichen Antwort suche. Vielleicht würde man überhaupt an des Königes Art, zu reden und zu schreiben, nicht ohne Grund tadeln können, daß solche gekünstelter und schwülstiger sei, als es die Regeln des wahren guten Geschmacks gestatten und einem großen Herren anständig ist, dessen Beredsamkeit von der Schulberedsamkeit ganz unterschieden sein soll. Das Buch, so den Titel „Antimachiavell" führet und bis auf etliche wenige Stellen ganz aus des Königes Feder geflossen sein soll, bestärket alles dieses.

[1] Maupertuis siedelte erst 1745 dauernd nach Berlin über (vgl. S. 106, Anm. 1), Voltaire war 1740 nur als Gast bei König Friedrich, und Algarotti war bis Frühjahr 1741 in politischer Mission in Turin und lebte darauf in Dresden, von wo er im Sommer 1742 nach Berlin zurückkehrte.

Ich muß aber dahin gestellet sein lassen, ob es wahr sei, was einige mir versichern wollen, daß der König bei allen seinen martialischen Beschäftigungen nichtsdestoweniger sich die Muße gebe, Zusätze und Vermehrungen zu obigem Buche zu verfertigen[1], mithin sich noch bis jetzund bemühe, den Preis eines Helden und Conquérant mit dem Ruhme eines Schriftstellers zu verbinden.

Nicht nur aber in ungebundener, sondern auch gebundener Schreibart beweiset der König seine Stärke. Ich habe Gedichte von allerhand Gattung gelesen, die er sowohl wie Kronprinz als auch nach seiner Thronbesteigung verfertiget hat, und ich meine, ihnen nicht zu schmeicheln, wenn ich von manchem darunter das Urteil fälle, daß die größesten Dichter alter und neuer Zeiten, kein Homer, kein Boileau[2], kein Voltaire sich ihrer zu schämen würde Ursache gehabt haben. Nichts ist erhabener und feuriger als seine Poesie über ernsthafte, zum Exempel philosophische Vorwürfe, und nichts fließender, natürlicher und zugleich aufgeweckter als die Briefe, welche er mit seinem Liebling, dem Baron Keyserlingk, in Versen gewechselt hat, worinnen nichts als Scherz und satirische Einfälle anzutreffen sind.

Jedermann weiß sonst ohne mein Anführen, daß der König keiner anderen Sprache als der französischen sich bedient, in welcher ihm auch alles, es sei mündlich oder schriftlich, sogar aus denen Collegiis im Lande vorgetragen werden muß. Ich habe ihn nicht ein einziges deutsches Wort reden hören und vermag also nicht zu urteilen, ob es an dem sei, daß er in dieser seiner Muttersprache gar nicht bekennen könne.

Von des Königes Wissenschaft in der Musik kann ich für mich selbst nicht urteilen, nicht allein, weil ich niemalen die Gnade gehabt, ihn auf einem Instrument spielen zu hören, sondern auch, weil ich gar kein Kenner von dieser Kunst bin. Die sich aber darauf zu verstehen begehren, die bekräftigen, daß der König einen Virtuosen von dem ersten Range abgebe. In der Composition soll er ungemein geübt sein, doch mehr Kunst als Annehmlichkeit darin anbringen. Die flûte allemande ist das Instrument, worinnen er sich die größte Vollkommenheit erworben hat, und viele behaupten, daß er den berühmten Quantz[3] in Dresden übertreffe, welcher gleichwohl dermalen für den stärksten Meister auf diesem Instrument gehalten wird.

Der Geschicklichkeit des Königes in allerhand Leibesübungen als Reiten, Tanzen etc. erwähne ich nur mit wenig Worten und gleichsam beiläufig, weil meines Ermessens einem großen Herren an seinem Ruhm nichts abgehet, wenn ihm gleich daran etwas fehlet. Es ist aber doch gewiß, daß der König hierin ebenfalls sich hervortue.

Maximen: Dieweil auch ein jeder Mensch gewisse Maximes oder allgemeine Regeln hat, wonach er sein Tun und Lassen einrichtet, ob er sie wohl zuweilen

[1] Die Angabe trifft nicht zu. — [2] Nicolas Boileau Despréaux (1636—1711), als Verfasser der „Art poétique" und zahlreicher Episteln und Satiren der Diktator des klassizistischen Geschmacks in Frankreich. — [3] Johann Joachim Quantz (1697—1773), Flötist der Dresdner Hofkapelle, seit 1728 Friedrichs Lehrer, trat im Dezember 1741 als Kammermusikus in seinen Dienst.

selbst nicht deutlich erkennet, folglich, wenn man solche Maximes weiß, man daher annehmen kann, nicht nur zu was für Tugenden und Lastern jemand geneigt ist, sondern auch, wozu er sich in ereignenden Fällen entschließen werde, so erachte ich nicht undienlich zu sein, einige dergleichen Maximes anzuführen, welche ich als so viel Lehrsprüche Sr. Königl. Preußischen Majestät teils in denen mir verstatteten Audienzen, teils öffentlich über der Tafel, nicht etwa zum Schein oder im Scherze, sondern aus wahrem Ernst behaupten und verteidigen gehört habe.

Es sind folgende: Ein großer Herr müsse niemalen sich von honneur piquiren[1], wenn sein Interesse dabei Gefahr liefe. In Bündnissen und Vergleichen würde allezeit die Klausel „rebus sic stantibus"[2], stillschweigend zum Grunde geleget; das ist: man seie nicht länger daran gebunden, als solange der Vorteil dauere, in dessen Absicht jene eingegangen worden. Es seie nicht weislich gehandelt, Allianzen auf viele Jahre zu schließen; denn die Umstände könnten sich in kurzer Zeit manchesmal so verändern, daß, was heute zuträglich erachtet worden, morgen zum Schaden und Verfänglichkeit gereiche, und man verrate überdem dadurch entweder seine Furcht oder seine Hoffnung. Wenn man zu Ausführung eines Vorhabens fremder Hilfe benötiget wäre, so müsse man sich ehender nicht darum bewerben als sozusagen in dem Augenblicke, da man solche gleich anwenden könnte; denn sonst würde das Geheimnis vor der Zeit kund und den Gegnern Anlaß gegeben, sich dawider in Verfassung zu setzen, woran sie vielleicht sonst nicht gedacht haben würden. (Dieser Satz scheinet ein Favoritsatz des Königes zu sein.) Er hat ihn mehr wie einmal wiederholet und zum Beweistum sein eigenes Exempel angeführet und davon sich gerühmet, daß er, ohngeachtet er schon seit langen Jahren auf Schlesien gezielet, dennoch behuf dieses Augenmerks zum voraus nicht das geringste Verständnis mit einiger anderer Macht getroffen, sondern vielmehr die stracks nach dem Antritte seiner Regierung von allen Orten ihm angetragene Allianzen abgelehnet habe[3] und ehender keine eingegangen sei, als bis er es nötig ermessen, dadurch seine mehrenteils bis ans Ende glücklich ausgeführte Unternehmungen zu unterstützen. Ferner: Ein großer Herr, der sein Interesse verstehen wollte, müsse bei sich ereignenden Umständen, zumalen in der Nachbarschaft, nimmer neutral bleiben, sondern sich allezeit zu einer und zwar der stärksten Partei zuschlagen; qu'il fallait (so lauten seine eigenen Worte) imiter le bon Dieu auquel il plaisait toujours de se ranger du côté du plus fort[4]. Wenn ein großer Herr die Welt verblenden wollte, so müsse er bei seinen eigenen Ministres anheben und solchen am allerersten einen blauen Dunst vor die Augen machen. Man tue wohl, einen General zu gebrauchen, der einmal en chef kommandieret und durch den Gewinnst einer wichtigen Schlacht oder durch eine importante Belagerung Proben von seiner Erfahrung und Wissenschaft abgeleget habe; aber nach dem glücklichen

[1] Seine Ehre darein setzen. — [2] Solange die Umstände auf dem gegenwärtigen Fuße bleiben. — [3] Für Hannover vgl. S. 95. — [4] Man müsse den lieben Gott nachahmen, der es stets mit der stärksten Partei halte.

Erfolg einer zweiten Hauptaktion begehre er niemalen mehr, einem General das Kommando über eine starke Armee anzuvertrauen, weil ein solcher gemeiniglich in dem Glücke übermütig zu werden pflege und klüger sein wolle als sein Herr.



Der Thronfolger Prinz August Wilhelm: Von Sr. Königl. Hoheit dem Prinz Wilhelm rühmen alle diejenigen, welche ihn von Jugend auf kennen, daß er ein überaus gütiges Herz besitzen solle und davon bereits zu Lebzeiten seines gottseligen Herrn Vaters manche Proben, auch oftmal in Kleinigkeiten, worinnen sich die eigentliche Beschaffenheit des Innersten der Menschen am zuverlässigsten zu offenbaren pfleget, bewiesen habe. Sonst fehlet sehr viel daran, daß er die Annehmlichkeit sowohl in seiner Gestalt als in dem Umgange an sich zeigen solle, welche man an dem Könige, seinem Herrn Bruder, bewundern muß. Er spricht außerordentlich wenig, und wenn er spricht, so geschieht es mit einer Art von Blödigkeit, welche demjenigen selbst Mühe machet, mit dem er sich unterredet. Die täglich sehr vertraut und bekannt mit ihm umgehenden Officiers versichern, daß das Kriegshandwerk ihm äußerst beschwerlich falle und seine Neigungen weit ruhiger und gelassener seien, als es in jenem erfordert zu werden pfleget. Dieses ist gewiß, daß seine Verlobung mit der Herzoglich Braunschweigisch-Wolfenbüttelschen Prinzessin[1] nicht die Wirkung einer etwan vorher auf selbige geworfenen Hochachtung, mithin seiner eigenen Wahl, gewesen sei, sondern daß er darin eine blinde Gefälligkeit und einen fast mehr als kindlichen Gehorsam gegen des Königes, seines Herrn Bruders, Willen bewiesen habe.

Erbprinz Leopold Maximilian von Anhalt[2]: Der Prinz Leopold von Anhalt-Dessau, Erbprinz des ältesten Reichs- und Königl. Preußischen Feldmarschalls, Fürsten gleichen Namens, ist ein Herr, welcher in seinem Umgange mit Fremden so viel Höflichkeit und Leutseligkeit beweiset, als er denenjenigen, welchen er zu befehlen hat, hart und unfreundlich zu begegnen, durch das allgemeine Gerüchte beschuldiget wird.

[1] Prinzessin Luise Amalie (1722—1780), Schwester der Königin Elisabeth Christine. Die Verlobung erfolgte am 20. September 1740, die Vermählung am 6. Januar 1742. — [2] Vgl. S. 62.

Die, wo nicht ganz allein, doch vornehmlich aus seiner Erfindung herrührende und unter seinem Kommando wirklich ausgeführte Überrumpelung der Stadt Glogau[1] hat den ersten Grund zu demjenigen Vertrauen geleget, welches der König in den Feldoperationen seitdem auf eine ausnehmende Weise gegen ihn blicken lassen. Er kann sich rühmen, der einzige zu sein, welchem der König seine Anschläge, bevor sie ins Werk gerichtet werden sollen, offenbaret, und von welchem er darüber zuweilen Einrat und Vorstellungen annimmt. Daher ist die sämtliche Generalität und insbesondere der Feldmarschall Graf von Schwerin sehr scheelsüchtig auf ihn und mag auch vielleicht darin die Ursache stecken, warum diese ihm nicht so viel Kriegeswissenschaft beilegen wollen als der König. Doch darf man sich nicht einbilden, daß der König seine weitaussehende desseins überhaupt ihm mitzuteilen gewohnet sei, sondern diese bleiben bis zur Zeit der Ausübung ihm ebensowohl ein Geheimnis als allen übrigen. Es war aber deutlich zu merken, daß er einem großen Teil derselben sehr abstimmet und nur aus Dienstzwang dazu die Hand bot. Ich habe ihn mehr wie einmal mit einer Heftigkeit, welche aus dem Grunde des Herzens zu fließen schien, die betrübten Folgen bedauern hören, welche seiner Meinung nach dem ganzen teutschen Reiche und denen kleinen Reichsfürsten vornehmlich aus des Königes von Preußen kund gewordenen genauen Verbindung mit Frankreich[2] zuwachsen würden. Niemals sind Mylord Hyndford[3] und ich ins Lager gekommen, daß er nicht, en forme de compliment, uns beteuret, wir möchten doch alles anwenden, um es dahin zu bringen, daß die preußischen, englischen und kurhannoverschen Truppen im künftigen Frühjahr ein Corps ausmachen und mit vereinbarten Kräften die Betrüger, die Franzosen, wieder über den Rhein jagen könnten. Auch hat die ganze Armee angemerket und sich darüber ergötzet, daß dieser Prinz sich ein rechtes Geschäft daraus gemachet, dem etliche Monate im Königlich preußischen Lager sich enthaltenen französischen Gesandten, Marquis de Valory, höhnisch und verächtlich zu begegnen und ihn gar an des Königs Tafel lächerlich zu machen. Ein Merkmal, daß dieses kein verstelltes Werk sei, habe ich unter andern auch daher genommen, daß er außerhalb des Königes Gegenwart recht affectieret, niemalen ein Wort französisch zu reden, ohngeachtet er ziemlich fertig in dieser Sprache ist; auch daß er seinen Unwillen darüber bezeiget, wenn andere Deutsche sich dieser Mundart bedienen. Es ist aber diese Besonderheit an dem Prinzen um desto merkwürdiger, weil er sich dadurch fast von allen übrigen preußischen Bedienten unterscheidet, indem diese dem Könige nachzuahmen sich befleißigen, welcher der französischen Sprache eine solche Gunst zugeworfen hat, daß er weder selbst in einer andern sich jemalen ausdrücket, noch auch, daß ihm etwas, es sei mündlich oder schriftlich, anders als französisch vorgetragen werde, verstattet.

Graf Schwerin: Der Feldmarschall Graf von Schwerin[4], ein Mann von ohngefähr 55 bis 56 Jahren, ist ein Offizier, der, wenn die bloße Erfahrung

[1] In der Nacht zum 9. März 1741 (vgl. Ges. Werke, Bd. 2, S. 71). — [2] Vgl. S. 160. — [3] Lord John Hyndford überbrachte das Angebot Georgs II., zwischen Österreich und Preußen zu vermitteln (vgl. Ges. Werke, Bd. 2, S. 80ff.). — [4] Vgl. S. 134 und 169f.



Der Laurentiustag zu Breslau

einen vollkommenen General machte, einer der größesten Feldherren unserer Zeit sein müßte. Ich habe ihn von sich selber rühmen hören, daß seit seinem 13. Jahre, in welchem er zu dienen angefangen, bis jetzund er nicht vier Jahre zählen könne, worinnen er nicht, entweder im Dienst seiner Herren oder als Volontaire, zu Felde gelegen. Wenn man seiner Angabe trauen kann, so hat er etzlichen 20 Schlachten und mehr als 12 Belagerungen persönlich beigewohnet und von einer jeden ein schmerzliches Andenken an seinem Leibe davongetragen. Andere Verständige des Krieges aber sind weit entfernt, ihm die wahren Eigenschaften, so man von einem tüchtigen général en chef erfordert, beizulegen, und sie vermeinen, ihm Recht genug widerfahren zu lassen, wenn sie ihm das Lob eines Mannes geben, dem es nicht an Mut und Herzhaftigkeit fehlet, dasjenige, was ihm befohlen ist, ins Werk zu richten. Man tadelt an ihm, daß er zu übereilend in seinen eigenen Entschließungen, zu hitzig und unbedachtsam in deren Ausführung und zu leichtsinnig und wankelmütig sei, wenn ihm eine Sache nicht so geschwinde glücken will, als er es sich eingebildet. Insbesondere habe ich oft als einen ihm eigenen Fehler angeben hören, daß, wenn die Armee auf seine Ordre marschieret, sie allemal Mangel an nötiger Subsistenz erleiden müssen, welches man seiner wenigen Überlegung und Vorsichtigkeit zuschreibet.

Dem sei aber, wie ihm wolle, so ist doch gewiß, daß der König von Preußen ganz allein ihm es zu danken hat, daß die Aktion bei Mollwitz so, wie geschehen, ausgefallen ist; denn nach dem Zeugnisse, so die ganze Armee einmündig dem Grafen desfalls beileget, so ist er es gewesen, der, nachdem der König das Treffen wirklich für verloren gehalten und in solcher Meinung sich selbst mit einem kleinen Gefolge von etwa 4—5 Officiers und einigen Leibpagen entfernet, durch seine zu rechter Zeit erteilete ordres sowohl die ganz übern Haufen geworfene Cavallerie wieder zum Sammeln als auch die bereits einige Schritte zurückgewichene und zum völligen Rückkehren Miene machende Infanterie zum Stehen gebracht und erhalten hat[1]. Dabei hat er mit eigener Person sehr gut bezahlet, immaßen ihm ein Pferd unterm Leibe tot geschossen und ein anderes tödlich verwundet worden, er selbst aber zwei Schüsse in das linke Bein und dessen Fuß empfangen, woran, weil die Knochen schlimm zerschmettert waren, er einige Monate in Lebensgefahr zu Bette gelegen und noch zu der Zeit, als ich zum letztenmale Sr. Preußischen Majestät im Lager vor Neiße aufgewartet, so gelähmet war, daß er auf Krücken sich forthelfen müssen. Es gewinnet aber fast das Ansehen, als ob dieses Verhalten, welches bei jedwedem andren Herrn die Vergrößerung der Gunst und des Vertrauens nach sich gezogen haben würde, bei ihm eine ganz widrige Wirkung gehabt. Denn die ganze Armee hat angemerket und sich nicht genug darüber wundern können, daß von diesem Tage an der König recht affectieret, ihm alle diejenige Distinction, so er ihm ehedem bezeiget, zu entziehen. Dieses ist so weit gegangen, daß nicht allein zu der Zeit, als der Feldmarschall anfänglich in Ohlau und hernach in Breslau an seinen Wunden zu Bette gelegen, sondern

[1] Vgl. S. 169f.

auch nachher, da er sich wieder ins Lager verfüget, er weder zu einer Beratschlagung gezogen worden noch auch, wie ich mich doch belehren lassen, daß es sonst Kriegsgebrauch sei, diejenigen Instructiones und Ordres unmittelbar erhalten, welche er weiter würde zu befördern oder auszurichten gehabt haben. Also, daß oftmals



Detachements von etliche 100, ja tausend Mann aus dem Lager gerücket, ohne daß er ein Wort davon erfahren, wenn nicht zuweilen ein anderer Offizier, manchesmal nur ein Subalterner, aus besonderer Achtung für sich selbst ihn Nachricht davon wissen lassen. Dieses Betragen des Königes gegen ihn ist Ursache, daß er im höchsten Mißvergnügen lebet und nicht Meister ist, solches gegen andere zu verbergen.

Übrigens ist gewiß, daß, so groß auch seine Verdienste sein können, dennoch die Einbildung, welche er selbst davon hat, selbige weit übersteiget, und dürfte dem gelassensten Menschen bei Anhörung der mit so weniger Bescheidenheit von ihm selbst Stunden lang dauernden Prahlereien die Geduld vergehen.

So halte ich auch dafür, daß es für die Nachbarn des Königes von Preußen oder für die, so nicht seine Freunde sind, nicht gut sein würde, wenn der Feldmarschall das Ohr bei Sr. Majestät wiedergewinnen sollte; denn alsdann würden seine Ratschläge zum Frieden gewißlich nicht abzielen, sondern vielmehr beständiges Öl zum Feuer gießen, in keiner anderen Absicht, als um Gelegenheit zu überkommen, seiner übermäßigen Ehrsucht desto mehr Nahrung zu geben...

Graf Podewils[1]: Der Staatsminister von Podewils, welchen Se. Preußische Majestät bei Gelegenheit der eingenommenen Erblandeshuldigung in Niederschlesien zum Grafen erkläret[2], dirigieret das Departement der ausländischen Geschäfte. In Berlin arbeitet der Staatsminister von Borcke[3] darin neben ihm; wenn er aber außer ihm dem Könige folget, so ist letzterer ganz davon ausgeschlossen. Se. jetzt regierende Preußische Majestät haben den Grafen von Podewils erst zum wirklichen Staatsminister ernennet[4], und man hat mich versichert, daß er nimmer zu seinem jetzigen Departement gezogen sein würde, wenn nicht sein ersterer Schwiegervater, der verstorbene Feldmarschall Grumbkow, Mittel gefunden, sogar gegen des gottseligen Königes Willen ihn hineinzusetzen, oder wenn nach dem gleich zu Anfangs der jetzigen Regierung erfolgten Absterben des Staatsministers von Thulemeier[5] sich einer gefunden hätte, der sich einigermaßen Kundschaft von den Staatsgeschäften erworben gehabt. Denn vorher soll der jetzige König eine rechte Verachtung gegen ihn haben blicken lassen, also daß die ganze Stadt sich demnächst verwundert, da er ihn zum Minister gemacht.

Es findet sich bei diesem Minister eine Mischung von schlechten und guten Eigenschaften. Er bemühet sich, in seinem Umgange ein ohngezwungenes, freies und offenherziges Wesen zu zeigen. Wer aber die Menschen ein wenig kennt, der nimmt bald wahr, daß alles nur ein angenommenes und kein natürliches Werk sei. Die Freiheit seiner Manieren besteht nicht sowohl in einer anständigen Nachlässigkeit, welche denen, die ein starker Umgang mit der Welt belebt gemacht hat, eigen wird, sondern in einer gewissen Härte und Aufgeblasenheit, die den mehrsten Brandenburgern noch von den Zeiten des gottseligen Königes anklebet, da niemand als ein Soldat und kein Soldat als derjenige in Ansehen kam, der sich nicht durch seine ungestüme rauhe Sitten von anderen geschliffenen Leuten zu unterscheiden wußte.

Seine Einsicht und Geschicklichkeit in den Geschäften scheint in ziemlich enge Schranken geschlossen zu sein und sich mehr auf eine Übung (so die Franzosen routine nennen) als auf den gründlichen Besitz derer einem Staatsmanne ohnentbehrlichen Wissenschaften oder auf eine solche Erfahrung zu gründen, welche die Frucht eigener Bemühung ist. Ich urteile zum wenigsten also aus

[1] Vgl. S. 174 f. — [2] Am 5. November 1741. — [3] Vgl. S. 175. — [4] Podewils hatte diese Stellung vielmehr bereits seit 1730 inne. — [5] Vgl. S. 97.

verschiedenen Schnitzern, die ihm, in meinem Beisein, allein gegen die ersten Grundsätze des deutschen Staatsrechts entwischt sind, welche so grob waren, daß man sie kaum einem Ausländer oder jemand zugute halten würde, der nur die Zeitungen mit einiger Aufmerksamkeit zu lesen gewohnet ist. Seine Gemütsbeschaffenheit ist mir von vielen, die längern Umgang als ich mit ihm gepflogen, für falsch, übereilend und wankelmütig ausgegeben. Meine eigene Erfahrung hat mir dieses Urteil zum Teil bestätiget. Man entdecket bald an ihm, daß er mit dem Könige, seinem Herrn, dieses gemein habe, daß er sich selber gerne reden höret, wiewohl ich dafür halte, daß niemand weniger als er den Ruhm der Wohlredenheit, geschweige der Beredsamkeit, sowohl im Deutschen als Französischen verdiene, woferne man nicht diesen Ruhm allen denjenigen beilegen will, welche mit viel Worten wenig Gedanken unordentlich an den Tag legen.

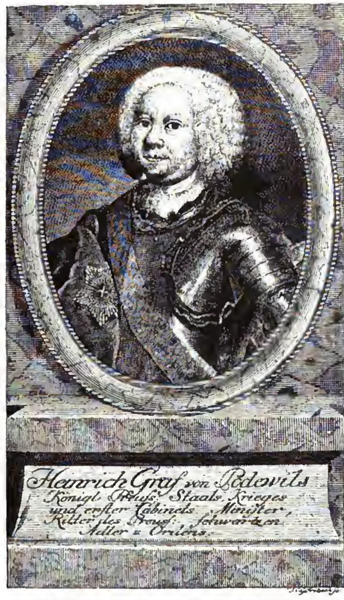
Daß er dermalen sehr französisch gesinnet sei, habe ich aus mancherlei Umständen, sonderlich aber noch zuletzt aus der Unruhe abgenommen, so er nicht verbergen konnte, als kurz vor meiner Abreise aus Breslau das Gerüchte von einem zwischen dem Könige von Preußen und der Königin von Ungarn getroffenen besonderen Vergleiche[1] sich auszubreiten begann. . .

Sonst ist er der Mann nicht, welcher, wie es etwan von einem solchen Minister erfordert werden möchte, entweder einen tüchtigen Plan vor sich zu erfinden und den Herrn dahinein zu leiten geschickt sein oder so viel Herzhaftigkeit besitzen sollte, einem jungen, kühnen und hitzigen Monarchen, als der König von Preußen ist, Vorstellungen zum gemeinen Besten tun zu dürfen, wovon er befürchten könnte, daß sie jenes Neigungen und Absichten entgegenständen. Mithin muß man den Vorteil, so man aus seiner Freundschaft sich zu versprechen hat, wo nicht einzig und allein, doch hauptsächlich nur darein setzen, daß er im Vertrauen seine überkommene Wissenschaft von diesem oder jenem Geheimnisse, woran jemandem gelegen ist, mitteilet und bei seinem Herrn wenigstens keine schlimmen Dienste, wozu ihm die Gelegenheit seltener als zu den guten ermangeln dürfte, leiste. Übrigens muß er nicht weniger als alle andern, welche von Amtswegen an den Geheimnissen des Königes teilzunehmen Recht haben und bei anderen Herren sich Hoffnung dazu machen könnten, sich gefallen lassen, daß ihm solche manchesmal eine geraume Zeit verborgen bleiben. Daher kommt es auch oft, daß in den Instruktionen oder Antworten, welche durch seine Hände gehen und entweder den preußischen, an auswärtigen Höfen sich enthaltenden Ministris oder am preußischen Hofe den fremden Ministres zugefertiget und erteilet werden, ein offenbarer Widerspruch mit den Antworten und Äußerungen angetroffen wird, die der König mündlich oder unmittelbar abzugeben pfleget.

Die guten Eigenschaften dieses Ministers bestehen darin, daß er jedermann einen leichten Zutritt bei sich verstattet, niemalen mit Verdrossenheit oder Ungeduld einen Vortrag anhöret, solchen geschwinde und ohnmangelhaft begreift und

[1] Die am 9. Oktober 1741 abgeschlossene Kleinschnellendorfer Konvention (vgl. Ges. Werke, Bd. 2, S. 89).

einnimmet, auch, wie ich zum wenigsten es nicht anders erfahren habe, treulich befördert und weiter ausrichtet, endlich, so viel an ihm ist, eine baldige Antwort besorget und, wenn er sie erhalten, ohne Anstand eröffnet. Dabei dünket mich, mehr wie einmal wahrgenommen zu haben, daß er sorgfältig gewesen, das unangenehme derselben so gut, wie ihm möglich gefallen, zu verbergen und alles



vorsichtig zu unterdrücken, was etwa nicht zum Hauptwerk beitragen, sondern nur Unlust erwecken können, und, mit einem Worte, die Sachen nicht zu erbittern, sondern vielmehr zu kultivieren.

Noch verdient von ihm gerühmet zu werden, daß er mit seiner dépense des Königes Dienste mehr Ehre macht, als viele tun, welche mit ihm in gleicher und zum Teil noch höheren Würde stehen.

Endlich vermeine ich auch, gute Ursache zu haben, zu glauben, daß bei einem längeren Aufenthalt an dem preußischen Hofe es mir nicht gefehlet haben würde,

diesen Minister völlig mir zum Freunde zu machen und in seine innerste Vertraulichkeit zu dringen.

Borcke: Von dem Staatsminister von Borcke[1] führe ich um deswillen wenig an, weil er in der Zeit seiner einige Jahre gedauerten Gesandtschaft in Engelland (1735—1738) seinen Charakter mehr als zu sehr verraten hat. Daß er mehr Wissenschaft besitze als der Graf Podewils, solches ist gewiß. Aber seine mit einem starken Mangel der Beurteilungskraft verknüpfte Flüchtigkeit und Unbesonnenheit wird alle Zeit behindern, daß er diesem zu Kopfe wachsen sollte; bevorab nunmehro, da dieser ihm den Vorteil abgenommen, daß er länger als ein halbes Jahr in Schlesien ganz allein die ausländischen und Staatsgeschäfte besorget und in solcher Weile jenen ganz aus dem Zusammenhang derselben gesetzet hat. Die Beförderung zum Staatsminister hat der Herr von Borcke niemand als dem Graf Podewils zu danken, welcher ihn nach dem Tode des Thulemeiers und des ehedem in Berlin und Moskau als kursächsischen Gesandten gestandenen, nachher von Sr. jetzigen Preußischen Majestät zu Dero Staatsminister berufenen Herrn von Suhm[2] in Vorschlag gebracht hat und zwar, wie viele glauben, in der Absicht, damit ihm kein anderer zur Seite gesetzet werden möchte, vor dem er sich zu fürchten starke Ursache haben möchte. . .

Graf Truchseß von Waldburg: Aus eben der Ursache, warum ich von vorerwähntem Minister nicht viel gemeldet, enthalte ich mich auch, von dem Generalmajor Graf Truchseß von Waldburg ein weitläuftiges Urteil zu fällen[3]. Doch kann ich ohnangemerket nicht lassen, daß, obwohl Se. Preußische Majestät ehedem als Kronprinz diesem Offizier einen ganz ausnehmenden Vorzug vor vielen andern erwiesen und dannenhero derselbe mit der Hoffnung sich geweidet, daß er unter jetziger Regierung um so geschwinder sein Glück befördern würde, je langsamer und saurer es unter der vorigen damit hergegangen, dennoch der Erfolg schlecht mit seiner Einbildung übereingestimmet und sich die Umstände ganz verändert haben. Der König würdigt ihn kaum einer Anrede mehr, und wenn er ihm zuspricht, so geschiehet es gemeiniglich, um ihm etwas unangenehmes und empfindliches anzuhören zu geben. Mehr wie einmal soll er ihm über öffentlicher Tafel insbesondere vorgerücket haben, daß er bei seiner Abreise aus London 200 Pfd. St. auf des Königes Kredit ohne vorgängige Erlaubnis aufgenommen und sich damit gelöset habe; ingleichen, daß er ein hannöverisches Landeskind zu seinem Privatsecretario gemacht und solchen mit in seinen Gesandtschaftsgeschäften angewendet. Der arme Graf ist darüber so mißmutig, daß ihm der Verdruß aus den Augen siehet und alle seine ehemalige Munter- und Lebhaftigkeit des Geistes sich in ein niedergeschlagenes, bekümmertes Wesen verwandelt hat. Es kann sein, daß er sich verstellet, als welche Kunst er trefflich zu üben weiß. . .

[1] Vgl. S. 175. — [2] Vgl. S. 80. — [3] Graf Friedrich Sebastian Wunibald Truchseß von Waldburg (1677—1745) war 1740 von König Friedrich zuerst als außerordentlicher Gesandter nach Hannover, darauf auch nach London gesandt worden. Er wurde bei Mollwitz verwundet und fiel als Generalleutnant bei Hohenfriedberg.

Graf Hacke[1]: Den Graf Hacke, welcher zugleich Generaladjutant ist, kann man sich sofort einbilden, wenn man sich einen rechten preußischen, das ist, einen solchen Offizier vorstellet, als derjenige ist, wovon ich oben erwähnt habe[2]. Die Länge und Breite seiner Person sind die Verdienste gewesen, welche ihn zum Liebling des gottseligen Königes gemacht haben. Womit es ihm aber gelungen, in Sr. jetzt regierenden Preußischen Majestät Gnade sich dergestalt festzusetzen, darüber sind die Urteile verschieden. Mir ist am glaublichsten, daß derselbe mit nichts anders als mit der unermüdeten Emsigkeit, mit welcher er beständig des Königs Person hütet und auf dessen Augenwink Achtung giebet, sich das Glück seiner vorzüglichen Geneigtheit erworben habe. Und es ist auch gewiß, daß der König ihn nicht müßig lässet, sondern Tag und Nacht zu allen Stunden anzuwenden weiß. Jedoch bestehen seine Ausrichtungen in nichts anders als bloß in Annehmung und Weiterfortschaffung der Königlichen Befehle, welche Beschäftigung zwar keinen großen Geist noch viel Geschicklichkeit erfordert, aber desto mehr Beschwerlichkeit verursachet, weil nach der in der Armee desfalls geführten allgemeinen Klage der König oft in einer Viertelstunde seine Willensmeinung mehr wie einmal zu verändern und mithin ganz gegeneinander laufende Ordres zu erteilen pfleget. Ein Fremder, der am preußischen Hofe etwas auszurichten hat, tut sonderlich um deswillen wohl, mit dem Graf Hacke gute Freundschaft zu unterhalten, weil er die Anmeldung und Präsentation bei Ihro Majestät verrichtet, mithin es auf ihn guten Teils ankommt, wie bald oder wie spät er einem darunter willfahren will.



Keyserlingk: Der Obriste und Generaladjutant Baron Keyserlingk[3] ist derjenige, welchem der König als Kronprinz vor allen anderen die genaueste Vertraulichkeit und mehreste Gnade bezeuget hat. Kein Liebhaber kann angenehmer und verbindlicher mit seiner Geliebten umgehen und in ihrer Abwesenheit seine Sehnsucht nach ihr stärker zu erkennen geben, als der König gegen den Baron Keyserlingk sowohl in dem persönlichen Umgange als in denen, teils in ungebundener Rede, noch mehr aber in Versen, häufig ihm zugeschriebenen

[1] Vgl. S. 88. — [2] Vgl. S. 195. — [3] Vgl. S. 71 und 118ff.

Briefen getan hat. Ich habe von diesen eine ziemliche Menge selber gelesen und muß gestehen, daß nach meiner Einsicht die allernachlässigsten darunter zum Muster in der zärtlichen Schreibart dienen können.

Es ist auch gewiß, daß, wo jemand nicht nur eines großen Herrn Gnade, sondern auch aller vernünftigen und rechtschaffenen Leute Hochachtung verdienet, es dieser Baron Keyserlingk sei. Die Annehmlichkeit seines Umganges, welche weniger aus der ihm angeborenen Lebhaftigkeit des Geistes als aus der ihm beiwohnenden, nicht gemeinen und bei einem Soldaten gar ungewohnten Gelehrsamkeit herrühret, ist eine der geringsten unter seinen guten Eigenschaften. Alle, die ihn kennen, wissen nicht genug seine Redlichkeit, seine Treue für die wahre Ehre des Königs, seine Ohneigennützigkeit, seine Mäßigung im Glück und, mit einem Worte, alle die Tugenden an ihm zu preisen, die jemand wert machen können. Der gottselige König hat diese Verdienste an ihm erkannt und daher niemalen ein Mißvergnügen, sondern vielmehr eine Freude darüber bezeuget, daß Se. jetzt regierende Majestät ihn dergestalt an sich gezogen haben. Insbesondere ist es ihm sehr zum Ruhm gediehen, daß er niemalen zu bewegen gewesen, in der weltbekannten Sache[1], durch welche vor einigen Jahren verschiedene andere entweder aus blinder Liebe für den König als damaligen Kronprinz oder aus sträflichen Bewegungsgründen sich und den Herrn selbst ins Unglück geleitet, jemalen die Hände einzuschlagen, sondern vielmehr dem Kronprinz von der Ausführung dieses so widrig abgelaufenen Vorhabens mit vieler Herzhaftigkeit abgeraten hat.

Nachdem aber der König zur Regierung gelanget war, so dauerte es nicht lange, daß der Baron Keyserlingk wie mehr andere eine Veränderung in der bis dahin behaupteten Königlichen Gnade erfahren mußte. Sonderlich offenbarete sich dieses bei Sr. Majestät Aufbruch nach Schlesien und bei Dero über dreiviertel Jahre gedauertem Aufenthalt in diesem Lande; denn da Se. Majestät in vorigen Zeiten kaum einen Tag, ja man würde nicht zuviel sagen, kaum eine Stunde des Baron Keyserlingk (welchen Dieselben in vertrauter Rede und in Briefen nicht anders als mon cher Césarion zu nennen pflegen) hatten entbehren können, so mußte dieser nunmehr auf ausdrücklichen Befehl zu Berlin zurückbleiben[2], und wie er nachgehends auf inständiges Anhalten und Vorstellung, daß die Welt von ihm als einem Offizier sehr unglimpfliche Vorurteile fassen müsse, wenn er zu Berlin müßig herumginge, mittlerweile der König zu Felde läge, die Erlaubnis erhielt, bei der Armee sich einzufinden, so befahl ihm der König nach einem fünftägigen Aufenthalt, wieder auf Berlin zurückzugehen, unter dem Vorwande, daß er ihn zu lieb habe, um länger zu gestatten, daß seine Gesundheit dem Krieges-Ungemach exponieret würde; welcher Vorwand dem Baron um desto empfindlicher fiel, weil solcher an sich selbst ganz ungegründet war und daher ziemlich den Anschein einer Ironie genommen. Viele versichern, daß die Ursache sothaner Veränderung nicht sowohl der natürlichen Unbeständigkeit

[1] Der Fluchtversuch Friedrichs. — [2] Keyserlingk litt unter schweren Gichtanfällen.

des Königs in seinen Neigungen als vielmehr dem eigenen Verhalten des Baron Keyserlingk beizumessen sei, als welcher in der Einbildung, daß ihm wie in vorigen Zeiten nicht verwehret sei, seine Gedanken freimütig an den Tag zu geben, nach der ihm beiwohnenden Aufrichtigkeit ein- und andere Fragen offenherziger beantwortet, als es der König gewünschet oder seinen Absichten gemäß zu sein befunden habe. Das außerordentliche hierbei ist, daß der König dennoch bis auf diese Stunde fortfähret, ihn abwesend ebenso stark als ehedem liebzukosen und auf dem alten vertrauten Fuß einen fast posttäglichen Briefwechsel mit ihm zu unterhalten.

Goltz: Der Obriste und Generaladjutant von Goltz[1] hat sich ein ziemliches Ansehen erworben, seitdem der König angefangen, ihm mehrere Vertraulichkeit als irgend einem andern, ja dem Staatsminister Graf Podewils selbst zu bezeigen. Ich bin zuverlässig in Erfahrung gekommen, daß jener an Geheimnissen Teil gehabt, welche vor diesem lange verborgen geblieben sind[2]. Wer an Se. Preußische Majestät etwas gelangen zu lassen hätte, wovon Höchstdieselben unmittelbar und ganz allein unterrichtet werden sollten, der würde wohl tun, sich dazu keines anderen als des Herrn von Goltz zu bedienen, weil nicht ein jedweder sich unterstehen darf, dazu sich gebrauchen zu lassen, von diesem aber mir bekannt ist, daß man mehr wie einmal ihn mit gutem Erfolg angewendet habe.

Man sagt, daß er viel Gelehrsamkeit besitzen solle, weil er anfänglich dem Kabinett und nicht dem Soldatenstande sich gewidmet. Ich bin nicht oft genug mit ihm umgegangen, um davon selber zeugen zu können, weil er fast unzertrennlich von des Königs Seite ist. Wenn es aber wahr ist, daß durch Erlernung nützlicher Wissenschaften die Sitten und Lebensart gebessert und annehmlicher werden, so wird mir jenes Urteil ganz glaublich; denn an seinen Manieren würde man Mühe haben, den Herrn von Goltz für einen preußischen Offizier zu erkennen. Daher ist er auch fast bei jedermann beliebt. Nur scheinet der Graf Podewils wegen des ihm abgenommenen Vorzuges in des Königs Vertraulichkeit scheelsüchtig auf ihn zu sein.

Wofern Seine Majestät in kurzer Zeit nicht so ofte mit Dero Lieblingen und Vertrauten Veränderung getroffen hätten, so würde ich mit mehrerer Gewißheit glauben, daß der Herr von Goltz nicht allein bei seinem jetzigen Kredit sich erhalten, sondern noch zu einem größeren ansteigen würde. Allein es scheinet, als ob Se. Majestät den Satz in wirkliche Ausübung bringen wollen, den ich Ihro zwar in anscheinendem Scherze, doch mit ziemlichem Nachdruck über Tafel behaupten hören, nämlich: Ein großer Herr müsse jemand seine Freundschaft und Vertraulichkeit nicht länger gönnen, als höchstens solange ihm sein Kleid dauern könne.

Jordan: Der Geheime Rat von Jordan[3] ist ehedem zum Prediger bei einer französisch-reformierten Kirche in Berlin ordiniert gewesen. Er hat aber hernach die Kanzel und Gottesgelehrtheit verlassen und sich bloß den sogenannten

[1] Vgl. S. 149. — [2] So war Goltz, aber nicht Podewils an den Verhandlungen von Klein-Schnellendorf (vgl. S. 197) beteiligt. — [3] Vgl. S. 64 und 69 ff.

schönen Wissenschaften, den fremden Sprachen, der Weltweisheit und der Historie gewidmet. Se. jetzt regierende Majestät haben ihm den Titel eines Geheimen Rats beigeleget und ihn noch ganz neulich zum Ober-Direktoren über die sämmtlichen Akademien in Dero Landen ernennet. Sein gutes Gedächtnis und die Geschicklichkeit, sich fertig und glücklich auszudrücken, macht seinen Umgang ziemlich angenehm, sonderlich denen, welche ein Vergnügen daran finden, mit den heiligsten Wahrheiten Spötterei zu treiben und alles, wessen einen die eigenen Sinnen und Empfindungen überzeugen, in Zweifel zu ziehen. Der gottselige



König, welchem seine Principia zu gefährlich geschienen, ist mehr als einmal abgehalten worden, ihn aus dem Lande zu jagen.

Allein Se. jetzt regierende Majestät scheinen aus seinen Unterhaltungen ein besonderes Vergnügen zu schöpfen. Daher muß er Ihro mehrenteils auf Reisen folgen und sonderlich des Abends mit Ihro speisen, wiewohl sodann noch verschiedene andere, so sich für beaux esprits ausgeben, mit zugezogen zu werden pflegen. Bei diesem soupé soll nur von gelehrten Sachen gesprochen werden. Mehrenteils giebt die Religion den Stoff zu den Unterredungen, doch kommen auch andere, weniger ernsthafte Dinge, allerhand Poesien usw. zur Beurteilung vor. Ein jeder darf reden, was ihm in den Sinn kommt. Der König aber, wie er in der Tat sehr beredt ist und ich selber verschiedentlich wahrgenommen zu haben vermeine, daß er auf die Wahl seiner Ausdrücke ebenso sehr sinne als auf die Sache selbst, also soll er gemeiniglich derjenige sein, der am mehresten spricht. Zuweilen, wiewohl selten, soll es Ihro Majestät gefallen, auch einen politischen Discours auf die Bahn zu bringen und seiner Gäste Meinungen darüber zu vernehmen. Und man will wissen, daß oftmal ein aufgeweckter Einfall,

den einer oder anderer von den Anwesenden über die aufgeworfene Frage an den Tag gegeben, mehr Eindruck in dem Gemüte des Königes gewirket habe, als man von den beweglichsten und gründlichsten Vorstellungen seiner Minister sich würde versprechen können, wenngleich der König, wie er nicht tut, diese zu Rate zu ziehen gewohnt wäre.

Aus eben dieser Ursache habe ich auch des Geheimen Rats von Jordan dahier Meldung getan, weil ich dafür halte, daß ein fremder Minister am preußischen Hofe sich seiner nicht uneben würde bedienen können, um dieses oder jenes, woran ihm gelegen, bei guter Gelegenheit Sr. Majestät ohnvermerkt beibringen zu lassen. Gleichwie es aber überhaupt gefährlich ist, sich mit Leuten von der Gattung des Herrn Jordans in vertrauten Umgang zu setzen, also würde auch derjenige, welcher diesen mit Nutzen anwenden wollte, sich wohl zu hüten haben, ihm nicht zuviel zu trauen und am wenigsten denen von ihm herfließenden Nachrichten einen sicheren Glauben beizulegen.

Außer denjenigen Personen, wovon in vorstehenden paragraphis Meldung geschehen, verdienen noch einige andere etwas Aufmerksamkeit, nicht zwar zum Teil wegen ihrer eigenen rühmlichen Eigenschaften, sondern wegen des Ansehens, worin sie am preußischen Hofe um deswillen stehen, weil der König sie vor andern unterscheidet. Ich rechne darunter zum Exempel den Kammerherrn Baron von Poellnitz, den Oberkämmerer von Fredersdorff, die geheime Räte Eichel und Schumacher, den geheimen Sekretär von Bielfeld.

Poellnitz: Der Baron Poellnitz[1] hat in allen Landen von Europa seine Gemütsbeschaffenheit dergestalt verraten, daß es ein Überfluß sein würde, davon ein mehreres zu erwähnen. Ich begnüge mich von ihm zu sagen, daß er ein gewaschener Mohr, das ist, derjenige annoch sei, der er alle Zeit gewesen. . . .

Fredersdorff: Der von Fredersdorff[2] ist erster und ältester Kammerdiener bei dem Könige, versiehet auch noch diese Dienste, ohnerachtet Se. Majestät ihn bald nach Dero Thronbesteigung geadelt und ihm den Titul eines Oberkämmerers beigeleget. Er soll derjenige sein, welcher nicht allein die Vertraulichkeit seines Herrn am längsten besessen, sondern auch am tiefsten in solche eingedrungen ist. Ich kenne ihn nicht von Person. Jedermann aber rühmet seine Treue und Ohngemeinnützigkeit. Ich muß dahin gestellet sein lassen, ob es wahr sei, was man sagt, daß der König auch Staatsgeschäfte mit ihm überlege. Soviel ist gewiß, daß, da Ihro Majestät eigenhändig [Aufsätze] entwerfen, von deren Inhalt keiner unter Dero Ministern zum wenigsten eine Zeitlang etwas erfähret, Fredersdorff fleißig zum abkopieren gebrauchet wird und auf diese Weise von einem und dem andern Geheimnisse ehender auch mehr Licht und Kundschaft überkommen muß als jemand.

Im abgewichenen Sommer fing sein Kredit an, plötzlich und stark zu fallen; denn der König warf seine Gunst auf einen Unteroffizier aus seiner Leibgarde,

[1] Vgl. S. 88 und 111. — [2] Vgl. S. 72, 109 und 120.

namens Georgii, und jener wurde bedeutet, nicht anders, als wenn er gerufen würde, in des Königes Zelt, wozu ihm bisher zu allen Augenblicken der Zutritt erlaubet worden war, zu treten. Nachdem aber gedachter Georgii wenig Wochen darauf sich selber vorsätzlicher Weise eine Kugel durch den Kopf gejaget (von welcher Tat so unterschiedene und zum Teil höchstvermessene Ursachen angegeben werden, daß ich solche anzuführen mich nicht einst erkühne), so behauptete ersterer die ehemalige Gunst und Gnade wiederum vollkommentlich.

Eichel und Schumacher: Die Herren Eichel und Schumacher[1] führen beide den Geheime-Rat Titul, haben auch solange einerlei Amt, nämlich eines geheimen Cabinets-Secretarii, verwaltet und sich beständig um die Person des Königes aufgehalten, bis letzterem im verwichenen Sommer, als er so wenig wie jemand sonst sich dessen versehen, der Abschied zugeschicket worden.

Ersterer muß leiden, daß der allgemeine Ruf ihn beschuldiget, daß nichts leichteres sei, als durch Geschenk und Gaben ihn zu gewinnen, mithin alles, was er selbst weiß, von ihm zu erfahren. Es wurde öffentlich in der Armee mit Unwillen davon gesprochen, daß er zu der Zeit, als der Marquis de Valory sich im Lager aufgehalten, bei nächtlicher Weile diesen Ministre mehr wie einmal besuchet habe, und niemand war geneigt zu glauben, daß es vielleicht auf Befehl Sr. Majestät selbst geschehen sein könnte. Übrigens unterstehe ich mich um so weniger, von dem Grunde oder Ungrunde dieser Beimessungen ein Urteil zu fällen, da ohngeachtet aller desfalls angewandten Mühe es mir nicht gelingen wollen, mit diesem Manne in Bekanntschaft zu geraten, sondern er mit einer solchen affectation meine Person geflohen, daß es auch andere inne worden und dadurch befrembdet worden sind.

Dem Geheimen Rat Schumacher dahingegen wird von männiglich das Lob eines sowohl redlichen und treuen als auch ausnehmend geschickten Mannes zugestanden. Um desto größer war auch die allgemeine Verwunderung, als Se. Majestät ihn ohnvermutet der Dienste erließen, ihm die Besoldung nahmen und dabei unterdeuten ließen, daß er sich hüten möchte, in einem Orte sich mit Ihro zu finden[2]. Ich kann mir ohnmöglich einbilden, daß die Ursache, welche Se. Majestät zu diesem ungnädigen Betragen veranlasset, keine andere sei als diejenige, welche von einigen dafür angegeben werden wollen, nämlich, daß Se. Majestät den als Legations-Secretarium dem Grafen Truchseß[3] in Engelland zugegeben gewesenen Bielfeld mit einer geheimen Secretariatsstelle begnadigen wollen und, ohne daß es Ihro etwas kosten sollen, kein besseres Mittel dazu finden können, als ihn in die Bedienung und Besoldung des erwähnten Schumachers zu setzen.

Bielfeld: Dieser Bielfeld[4] ist ein Sohn eines bemittelten gewesenen Kaufmannes in Hamburg. Er hat sein Glück und seinen Zutritt bei dem Könige von Preußen einem geringen, doch besonderen Umstand zu danken. Jedermann

[1] Vgl. S. 88. — [2] Es handelte sich jedenfalls nur um eine vorübergehende Mißstimmung; denn Schumacher blieb bis zu seinem Tode (1747) in seinem Amt. — [3] Vgl. S. 198. — [4] Vgl. S. 66.

weiß, wie sehr der gottselige König gegen die bekannte Freimaurer-Gesellschaft geeifert, dergestalt, daß er mehr wie einmal im höchsten Ernst sich vernehmen lassen, daß, wenn einer von seinen Bedienten sich unterstände, in bemeldete Gesellschaft zu treten, die geringste Strafe für ihn in einem ewigen Karrenschieben zu Spandau bestehen sollte. Jetztregierende Königl. Majestät aber ließen sich hierdurch nicht abhalten, Dero Begierde, hinter das Geheimnis der Freimaurer zu kommen, ein Genügen zu leisten. Mithin mußte anno 1733[1], als Dieselbe mit Dero Herrn Vater die Wintermesse zu Braunschweig besuchet, die Anzahl Meister und Gesellen, welche nach den Ordnungen dieser Brüderschaft zur Aufnahme eines Fremden in ihr Mittel erfordert wird, von Hamburg und Hannover verschrieben werden, und Ihro Majestät, so sich zu dem Ende bei nächtlicher Weile in großem Geheimnisse in das Wirtshaus, Salzdahlum genannt, allwo die Loge (so nennet man diese Art der Zusammenkunft) versammelt war, verfüget hatten, ließen sich daselbst der Freimaurer-Zunft wirklich einverleiben. Bielfeld hatte als Meister aus Hamburg dieser feierlichen Handlung mit beigewohnet und daran den größesten Teil mitgenommen. Es bedurfte nichts mehr, um ihn bei dem Könige, welcher an allen außerordentlichen Begebenheiten Gefallen zu tragen scheinet, beliebt zu machen.

Eine ziemliche Fertigkeit in der Sprache, welcher der König vor allen anderen den Vorzug einräumet, eine fleißige Nachahmung der französischen Sitten und vielleicht auch der Umstand, daß er von seinen eigenen Mitteln ein Ziemliches zusetzen konnte und als ein Kaufmannssohn sich's für eine große Ehre und Glückseligkeit würde schätzen müssen, ohne Besoldung zu dienen — alles dieses verursachte, daß zu der Zeit, als der jetzige König noch Kronprinz war, man diesen jungen Menschen auf allerhand Weise schmeichelte und ihn bei Hofe zu erhalten suchte. Stracks nach Besteigung des Thrones machete ihn der König zum Edelmann. Hernach wurde er dem Graf Truchseß auf seiner Gesandtschaft nach Hannover und London als Secrétaire d'ambassade mit dem Titel eines Legationsrats mitgegeben. Der Graf führet aber bittere Klagen über seine Falschheit und daß er in absonderlich erstatteten Berichten allerhand unrichtige insinuationes zu seiner Verunglimpfung sowohl als zu der ganzen Négociation Nachteil anzubringen sich beflissen habe. Man brauchet nur wenige Zeit Umgang mit ihm zu pflegen, um bald zu entdecken, daß eine allzu vorteilhafte Einbildung von sich selbst, welche gemeiniglich die Verachtung anderer gebieret und das stärkste Hindernis ist, zu einer gründlichen Geschicklichkeit zu gelangen, seine vornehmsten Abzeichen sind. Gleichwohl müssen nunmehro alle Ministres und wer bei dem Könige etwas auszurichten wünschet, sich um eines solchen Menschen Gunst bewerben und ihm zum Teil aufmerksam sein.

Ich merke hierbei gelegentlich noch an, daß, wenngleich überhaupt ziemlich schwer sein muß, bei einem solchen Herrn, wie der König von Preußen ist, welcher sich piquiret, im sinnreichen Reden und Schreiben alle anderen zu übertreffen,

[1] Die Aufnahme Friedrichs erfolgte vielmehr in der Nacht zum 15. August 1738 im Kornschen Gasthof „Zur Stadt Salzdahlum" in Braunschweig.

eines geheimen Secretarii Dienste zu versehen, dennoch in gewissen Fällen auch nichts leichter sei, weil der König eine Menge von Aufsätzen selbst entwirft, wovon sodann der geheimte Secretarius nur der Abschreiber ist. Wo man in einem Schreiben gekünstelte periodos, ungewöhnliche Redensarten und was man in der Réthorique Figuren nennet, wahrnimmt, da kann man sicher glauben, daß diese Zieraten von dem Könige selbst herrühren.

Graf Harrach*

An den Hofkanzler Graf Ulfeld

[Dresden] 23. Dezember 1745.

Eine gute halbe Stunde habe ich heute mit dem König von Preußen in seinem Kabinett gesprochen. Er ist ein Fürst voll Geist und Feuer, aber sei es, daß er schielt oder ein schlechtes Gewissen hat, er wagt einem unter vier Augen nicht ins Gesicht zu sehen. Bei der Tafel saß ich ihm gegenüber. Fast stets richtete er an mich das Wort, aber da er kaustischen Geistes ist, hatte ich alle Mühe, in meinen Erwiderungen die Erbsünde zu unterdrücken. Ja, wäre er meinesgleichen, ich verspräche, ein Zwiegespräch zwischen ihm und mir sollte Ihnen wohl zehnmal soviel Spaß machen wie meine früheren mit unserem armen seligen Herberstein[1].

* Graf Friedrich Harrach, böhmischer Hofkanzler, war der österreichische Bevollmächtigte für die Unterhandlung des Dresdner Friedens. Nach A. v. Arneth, „Geschichte Maria Theresias", Bd. 3, S. 444 (Wien 1865). — [1] Graf Ferdinand Leopold Herberstein, Konferenzminister.



Maria Theresia*

Da sich der unvermutete betrübliche Todesfall meines Herrn Vaters höchst-seligster Gedächtnis ereignet[1] und vor mich umb so viel mehr schmerzlich ware,

* Der obige Rückblick der Kaiserin Maria Theresia auf ihre Regierungszeit, der im Zusammenhang ihr Verhältnis zu König Friedrich und ihr Urteil über ihn darlegt, entstammt zwei 1751 und 1756/57 entstandenen Denkschriften über die von ihr in Österreich durchgeführte innere Reform, deren erste den Titel führt: „Aus mütterlicher Wohlmeinung zu besonderem Nutzen meiner Posterität verfaßte Instructions-Puncta" (abgedruckt im „Archiv für österreichische Geschichte", Bd. 47, S. 284ff. und 326ff.; Wien 1871). — [1] Kaiser Karl VI. starb am 20. Oktober 1740.

weilen nicht allein selben verehret und geliebet als einen Vater, sondern als wie die mindeste Vasallin als meinen Herrn angesehen und also doppelten Verlust und Schmerzen empfunden, und damalen die zu Beherrschung so weitschichtiger und verteilter Länder erforderliche Erfahr- und Kenntnis umb so weniger besitzen können, als meinem Herrn Vatern niemals gefällig ware, mich zur Erledigung weder der auswärtigen noch inneren Geschäften beizuziehen noch zu informieren, so sahe mich auf einmal zusammen von Geld, Truppen und Rat entblößet. . .

In dieser Situation befande ich mich, da von dem König von Preußen feindlich angegriffen wurde. Dieses Königs süße Worte und kräftigste Versprechungen machten sogar meine Ministres irre, maßen man nicht glauben konnte noch wollte, daß der König in Preußen feindlich agieren würde. Dieses von denen Ministris, besonders Sinzendorff[1], hegende Vertrauen, dann meine Unerfahrenheit und guter Glaube waren Ursach, daß die Defensionsveranstaltungen in Schlesien, nicht minder die Nachruckung derer nächstgelegenen Regimentern größtenteils negligieret, andurch aber dem König in Preußen freie Hand gelassen wurde, das Herzogtum Schlesien sich binnen 6 Wochen zu bemächtigen.

Gotter wurde von dem König in Preußen anhero gesendet[2], als selbter bei Glogau stunde und bald darauf wirklich schon Herr von Breslau war, welcher proponierete, seinem Herrn ganz Schlesien abzutreten und sofort sich seiner Assistenz gegen alle übrige Successionsansprüche, nicht minder der Beihülfe zu der Kaiserkrone vor meines Gemahls Liebden zu versichern. Einige meiner Ministren hielten ratsam, sich mit dem König in Traktaten einzulassen und zwar Sinzendorff, Harrach[3] und Kinsky[4]. Der andere Teil des Ministerii, Starhemberg[5] und Bartenstein[6], dem ich beigefallen, behauptete, [daß] die Abtretung eines Stück Landes, wann solches auch nur aus einigen Fürstentümern bestünde, der Pragmatischen Successions-Ordnung[7] umb so präjudicierlicher wäre, als hierdurch alle Puissancen als deren Garanteur sich zu einer ferneren Garantie umb so weniger verbunden achten würden, weilen man hiesigen Ortes sothane unzertrennliche Erbfolge durch den angestoßenen Traktat mit Preußen selbst unterbrochen hätte, der König auch, sobald er einen Teil Schlesiens durch eine Konvention erhielte, das übrige oder doch wenigstens dessen größten Teil pro indemnisatione[8] seiner nach deren Maß zu leistenden Hülfe an sich ziehen dürfte. Die Werke haben es auch gezeiget, daß wir recht hatten und dem König es umb ganz Schlesien zu tun war.

Das Unglück war, daß nach Fassung meiner Résolution, die preußische andringende, ungerechte Gewalt mit gerechter Gegengewalt abzutreiben, sofort die Entzweinng und Gesinnung meines Ministerii eine stärkere Wurzel fassete, welches allein von meinem gar zu guten Gemüt, allen alles Guts zu tun und zu glauben,

[1] Graf Philipp Ludwig Sinzendorff, oberster Hofkanzler. — [2] Vgl. S. 148. — [3] Graf Harrach (vgl. S. 206), Konferenzminister. — [4] Graf Philipp Kinsky, oberster Kanzler von Böhmen. — [5] Graf Gundacker Thomas Starhemberg, Konferenzminister. — [6] Johann Christoph Bartenstein, Geheimer Staatsreferendar. — [7] Vgl. S. 28. — [8] Als Entschädigung.



König Friedrich mit Marquis d'Argens
an seiner Gruft in Sanssouci.

den Anfang genommen, und wollte Gott! ich wäre allein mit den beiden Ministren Sinzendorff und Starhemberg geblieben samt Bartenstein, so wären viele Sachen nicht geschehen und unterblieben...

Ich habe schon gemeldet, daß mit Freuden zu nichts und zu einer Großherzogin von Toskana worden wäre, wann [ich] geglaubet hätte, daß es Gott also wollte. Weilen aber er mich zu dieser großen Last der Regierung auserwählet, so habe ich zum Principio gehabt, daß, solang als noch was finden werde zu helfen oder einige Ressourcen vorhanden sein würden, ich solche anwenden wolle, und daß ich dieses zu tun schuldig seie. Solches hat mich in eine solche Gelassenheit des Geistes gesetzet, daß meine eigene Begebnissen wie eines Fremden seine angesehen, auch so wenig Haß vor meine Feind empfunden, daß allen Anteil an dem unglücklichen Begeben und Tod des bayrischen Kaisers[1] genommen, dann vor die Franzosen in der Belagerung vor Prag[2], nicht minder vor die Preußen wegen der erlittenen grausamen Kält und Ungemach, keineswegès aber vor des Königs Person, den zwar nicht gehasset, jedoch wegen seiner auch kein Mitleiden empfunden, weilen er solches niemalen gebrauchet, seinen falschen Charakter aber allezeit abhorrieret...

Bis zu dem Dresdner Frieden[3] habe herzhaft agieret, alles hazardieret und alle Kräfte angespannet, weilen neben meinem vorhin ausgesetzten Principio noch ein besonderes gehabt, daß nämlich meinen armen Erblanden nichts unglückseligers geschehen könnte, als in preußische Hände zu verfallen; wie dann, soferne nicht allezeit gesegneten Leibes gewesen, mich gewiß niemand aufgehalten hätte, [mich] selbsten diesem so meineidigen Feinde entgegenzusetzen. Gott aber hat es anders verhänget...

Und wie gesehen, daß die Hände zu dem Dresdner Frieden reichen mußte, so habe auch auf einmal meine Gedenkensart geändert und solche allein auf das innerliche deren Länder gewendet, umb die erforderliche Maßregeln zu ergreifen, wie die teutschen Erblande vor den so mächtigen beiden Feinden, Preußen und Türken, bei ermangelnden Festungen und baren Geldes, auch geschwächten Armeen noch zu erhalten und zu beschützen wären...

Gar leicht[4] erkannte ich durch eigene Erfahrenheit, daß ohne augenscheinliches Wunderwerk die Monarchie auf dem Fuß, wie die Sachen bishero gestanden, so lange sich nicht soutenieret hätte, viel weniger aber hinfüro sich soutenieren könne, wo ein so ansehnlicher Anteil davon einem so gefährlichen Nachbarn zu Teil worden, deme an Kräften so wenig als an Willen es fehlet, immer mehrers sich auszubreiten; der seiner Lage nach weit wenigerem Risiko, als ich, eines anderwärts gegen ihn ausbrechen könnenden Krieges ausgesetzt ist, nachdem er mit weit wenigeren Nachbarn als ich umgeben; der in forthinniger Bereitschaft und vornehmlich in einer so beschaffenen Verfassung bei sich alles hat, daß alles,

[1] Kaiser Karl VII. (vgl. S. 138) starb am 20. Januar 1745. — [2] Prag wurde von den Franzosen und Bayern im November 1741 genommen und im Dezember 1742 wieder geräumt. — [3] Am 25. Dezember 1745 zwischen Preußen und Österreich geschlossen. — [4] Das Folgende nach der zweiten Denkschrift.

so er will, nicht nur befolget, sondern auf das schleunigste befolget wird, anstatt daß nach der bisherigen Regierungsart ungemein viel Zeit es erforderte, bevor das Anbefohlene allhier zustanden gebracht werden können, und daß diesem ersteren Gebrechen der hiesigen Verfassung unmöglich abzuhelfen seie, in solange nicht die Sachen mehrers konzentrieret und durch wenigere Hände und Stellen hinfüro laufen würden....

„Friedrich der Große"*

Vorgestern (28. Dezember) war der höchst erfreuliche Tag, an welchem wir das unschätzbare Glück genossen, unsern allerteuresten Monarchen nach einem zwar kurzen, aber durch den glorreichen Erfolg verewigten Feldzuge in erwünschtem Wohlsein wieder hier zu sehen....

Nachdem Se. Majestät auf dem Lustschlosse Wusterhausen bei des Prinzen von Preußen Kgl. Hoheit das Mittagsmahl eingenommen hatten, näherten Sie sich hiesigen Residenzstädten. Vor der Britzer Heide hielten die Kompagnien der jungen Kaufleute zu Pferde, welche dem König alleruntertänigst Glück wünschten und ein dreimaliges „Vivat Friedrich der Große!" anstimmten, worüber Se. Majestät Dero allergnädigste Zufriedenheit mündlich zu erkennen zu geben geruheten. Am äußersten Stadttore erschien der hiesige Magistrat in corpore, um Se. Majestät allergehorsamst zu bewillkommen. Zwischen 2 und 3 Uhr hielten Se. Majestät unter dem oft wiederholten Zuruf des Volkes: „Vivat der König!" Dero Einzug....

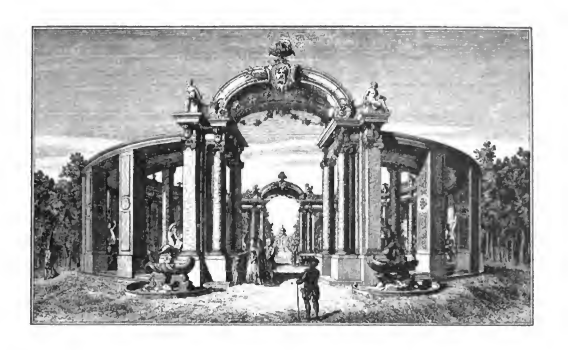
Sobald sich Se. Majestät den in zwei Reihen zu Fuß paradierenden Bürger-Kompagnien näherten und solange Sie durch selbige passireten, ward Marsch geschlagen; die in großer Menge vorhandenen Hautbois und andere musikalische Instrumente ließen sich hören, die Kapitäns salutierten mit ihren Spontons, und ein Gleiches taten auch die Fahnenträger mit den Fahnen.

Vor dem Cöllnischen Rathause, auf welchem jetzo noch das Cöllnische Gymnasium ist, befanden sich die sämtlichen Cöllnischen Kirchen- und Schulbedienten nebst allen Gymnasiasten, und mußten die Chorschüler, indem sich Se. Majestät näherten, nachstehende Worte dreimal musikalisch anstimmen:

Vivat, vivat Fridericus Rex,
Victor, Augustus, Magnus, Felix, Pater patriae!
(Es lebe König Friedrich,
der Siegreiche, der Erhabene, der Große,
der Glückliche, der Vater des Vaterlandes!)

* Zum erstenmal wurde König Friedrich öffentlich mit dem Ruhmesnamen des Großen gefeiert bei seiner Rückkehr aus Dresden nach Berlin am 28. Dezember 1745. Nach dem Bericht in den „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" vom 30. Dezember.

Das Friedensjahrzehnt
(1746—1756)



Schloß Sanssouci

Einweihung[1]

Die „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" berichten, Dienstag, den 2. Mai 1747:

„Gestern haben Se. Majestät der König Dero bei Potsdam ganz neu erbauetes, ungemein prächtiges Sommer-Palais Sanssouci bezogen und allda des Mittags an einer Tafel von 200 Couverts gespeiset, worauf gegen Abend von der Königlichen Kapelle ein Concert ist gehalten worden."

Beschreibung von Sanssouci[2]

Von Karoline von Hessen-Darmstadt

Der Plan stellt das Gebäude von der Rückseite dar, die nach meiner Meinung jedoch gefälliger ist, da der Hof von einer Säulenstellung umschlossen wird, zwischen deren Säulen Orangenbäume stehen.

[1] Nachdem schon im August 1744 mit der Anlage der Terrassen begonnen war, befahl der König am 13. Januar 1745 den Bau „eines Lusthauses auf dem Weinberg". Von ihm stammt die Idee des Gebäudes mit den Terrassen und der Grundriß. Bereits im November war das Haus unter Dach; 1746 begann der Bau der Kolonnade. Die Einrichtung des Flügels mit den Räumen des Königs (außer der Bibliothek) war 1747 vollendet, während die innere Fertigstellung der Räume des anderen, für die Gäste bestimmten Flügels, vor allem des Blumenzimmers (fälschlich Voltaire-Zimmer genannt) sich noch bis in den Anfang der 50er Jahre hinzog.

[2] Die früheste authentische Darstellung (auf Grund des Planes von Johann David Schlenen) von der Erbprinzessin Karoline von Hessen-Darmstadt, der nachmaligen „Großen Landgräfin" (1721—1774), wahrscheinlich bald nach ihrem Besuch bei dem König in Sanssouci am 7. Juli 1750 entworfen, da die von ihr angeführten Skulpturen, die den großen Springbrunnen umgeben, ein Geschenk König Ludwigs XV. aus eben diesem Jahre sind. Nach dem Abdruck im Hohenzollern-Jahrbuch, Jahrg. 1911, S. 236f.

Man betritt das Schloß durch ein Vestibül mit Säulen aus Marmorstuck. Links folgt eine Galerie mit Malereien, Marmorstatuen, Konsolentischen aus seltenen Marmorarten, vielen Spiegeln und Vergoldungen. Die Decke besteht aus vergoldeten Feldern, mit gemalten Wolken darin, aus denen ein paar blumenstreuende Amoretten hervorschweben. Diese Galerie ist zu klein für alles, was sie enthält. Anscheinend will man in ihr keine Reifröcke sehen; denn für solche ist sie zu schmal. Kehrt man in das Vestibül zurück, so gelangt man in den Hauptsaal, dessen Wölbung von Säulen aus ägyptischem Marmor getragen wird, zwischen denen Statuen stehen. Der Fußboden besteht aus verschiedenfarbigem Marmor, der ein Muster von Früchten und Laubwerk darstellt. Links gelangt man in das Vorzimmer des Königs, das mit Gemälden geschmückt ist, von da ins Musikzimmer, das im gleichen Geschmack ausgestattet ist; Wandspiegel, Vergoldungen, Marmor, es fehlt an nichts. Weiter gelangt man in das Schlafzimmer. Das Bett steht in einer Art Nische, umgeben von einer vergoldeten Balustrade. Das Zimmer ist voll von Holzschnitzereien und Vergoldungen in reizendem Geschmack; statt der Holzvertäfelungen sind die Wände mit seladonfarbenem Atlas bespannt, auf die leichte Blumengewinde aus Bildhauerarbeit herabfallen. Die beiden Türen rechts und links der Nische sind mit Spiegeln belegt, auf die, ebenso wie auf alle Wandspiegel des Zimmers und die Atlasfelder, Blumengewinde zwanglos herabfallen. Die Tür rechts führt zu einer Garderobe, die andere in ein Kabinett, das als Bibliothek dient. Alle Bücherschränke bestehen aus Zedernholz, das dem Eintretenden entgegenduftet. Das Kabinett ist von halbrunder Form; die Fenstertür in der Mitte führt in einen Laubengang aus Geißblatt und Weinlaub. Von da gelangt man in eine grüne Gitterlaube, in deren Mitte eine antike schwarze Marmorstatue[1] steht, für die der König dem Fürsten von Liechtenstein[2] 1000 Dukaten bezahlt hat. Dann folgt gegenüber der Wohnung des Königs ein kleines „Lärchenholz".

Auf der anderen Seite schließen sich an den Hauptsaal sechs hübsch ausgestattete Gastzimmer und ebenso viele Garderoben.

Die berühmten Terrassen tragen Weinstöcke aus allen bekannten Ländern. Zwischen den Taxushecken erblickt man nichts als Orangenbäume, die immer kleiner werden, je mehr man sich der obersten Terrasse nähert. Am Fuße der Orangerie[3] liegt ein Gärtchen mit den feinsten Kirschsorten; da der König sehr gern Kirschen ißt, ist diese Stätte heilig. Von dort gelangt man in hohe Gebüsche. Die einzelnen Bäume sind aus Sträuchern langsam aufgezogen und dann hierher verpflanzt. Zahlreiche Wasserbecken, umsäumt von Statuen aus Marmor, Bronze und vergoldetem Blei, umgeben sie. Am Ende dieser Gebüsche liegt ein heiliger Hain; an dem Durchgangswege stehen wieder vergoldete Statuen. Lenkt man die Schritte zurück, so gelangt man zu dem großen Beete, in dessen Mitte das Hauptwasserbecken liegt, von vier prachtvollen

[1] Der betende Knabe. — [2] Vgl. S. 82. — [3] An ihrer Stelle erhob sich 1771 das sogenannte Kavalierhaus (die Neuen Kammern).

Skulpturen[1] aus Frankreich, Merkur, Venns, Jagd und Fischfang, umsänmt. Die Wasserkünste springen noch nicht, aber dnrch ein Pumpwerk, das gegenüber auf einer Anhöhe[2] liegt, hofft man Wasser genug zu erhalten. Dies Pumpwerk wird dnrch eine künstliche Ruine mit gebrochenen Marmorsäulen verdeckt, ein reizendes Point de vue. In anderer Richtung erhebt sich noch ein Obelisk nach Art der ägyptischen zur Augenweide.

Die Gruft in Sanssouci[3]

Nach Nicolai

Auf dem offenen Platze, gerade dem Fenster seines Studierzimmers gegenüber, vor einer halben Rundung, ließ der König schon im Jahr 1744, gleich als die Terrassen angelegt wnrden und ehe noch der Grund des Schlosses gelegt war, in der Stille eine Gruft graben und das Gewölbe mit Marmor bekleiden und auf demselben nachher eine liegende Bildsänle der Flora setzen. . . Ich habe es aus dem Munde des Marquis d'Argens[4] schon vor mehr als zwanzig Jahren gewußt, aber nie davon geredet, weil es mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertrauet war. Der König wollte in dieser Grnft begraben werden[5]. Er sagte es d'Argens mehrmals, und d'Argens bat sich aus, selbst unter der schönen marmornen Vase von Ebenhecht[6] im Garten von Sanssouci sein Grab zu finden. Der König versprach es ihm und würde es gewiß gehalten haben, wenn d'Argens in Potsdam gestorben wäre.

Noch mehr! Diese Gruft, deren Existenz so wenige Personen wußten, war wahrscheinlich die eigentliche Veranlassung, diesem Orte die Benennung Sanssouci zu geben. Der König gab diese Benennung dem Hause noch nicht, als es gebauet ward. Er nannte es sein Lusthaus, sein Weinbergslusthaus. Als er

[1] Die beiden ersteren von Jean Pigalle (1714—1785), die beiden letzteren (gewöhnlich Luft und Wasser genannt) von Lambert Sigisbert Adam (1700—1759). — [2] Der Ruinenberg. — [3] Vgl. Nicolai, „Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen", Heft 2, S. 201ff. (Berlin und Stettin 1789). — [4] Der Kammerherr Jean Baptiste de Boyer, Marquis d'Argens (1704—1771), gehörte seit Ende der vierziger Jahre dem engen Frenndeskreise des Königs an; 1768 kehrte er in seine Heimat, die Provence, zurück. Vgl. die für ihn bestimmten Satiren „Hirtenbrief" und „Lob der Faulheit" in den Ges. Werken, Bd. 8, S. 132ff. nnd 192ff., sowie die ihm gewidmeten Gedichte Friedrichs ebenda, Bd. 9, S. 45ff. und 171ff. (mit der Schilderung von Schloß Sanssouci); Bd. 10, S. 104ff., 126ff., 161f., 168f., 179ff., 198ff. nnd 211ff. — [5] Noch 1741 hatte der König davon gesprochen, falls er stürbe, in einem Grabdenkmal „wie das des Horaz in Tusknlum", das ihm Knobelsdorff (vgl. S. 66) in Rheinsberg errichten sollte, beigesetzt zn werden. In seinem Testament von 1752 dagegen befahl er, ihn in der Gruft „anf der Höhe der Terrasse" von Sanssouci zn bestatten. Die gleiche Weisung findet sich dann in den testamentarischen Bestimmungen vor Leuthen und Zorndorf nnd ebenso in dem Testament von 1769 (vgl. Ges. Werke, Bd. 7, S. 274, 276, 283, 286 und 287). — [6] Georg Franz Ebenhecht († 1757). Die Vase, eine Kopie nach Corradini, ist mit Zephiren und spielenden Kindern geschmückt. Auf dem Basrelief ist Alexander der Große mit der Familie des letzten Perserkönigs Darius III. Kodomannos dargestellt. Der Unterbau stammt ans dem 19. Jahrhundert.

noch im Anfange der Erbauung des Schlosses einst mit d'Argens auf diesem Platze spazierte, sagte er ihm: da er den Entschluß gefaßt, auf diesem angenehmen Flecke sich einen Sommeraufenthalt zu bauen, so sei auch gleich seine Idee gewesen, sein Grab daselbst einzurichten. „Quand je serai là", sagte er, indem er auf die verborgene Gruft zeigte, „je serai sans souci"![1] Nicht also so sehr auf das Schloß und den Garten ging die so berühmt gewordene Benennung Sanssouci. Ob der König gleich an die Facciata des Hauses diese Worte setzen ließ[2], so wußte er doch allzuwohl, daß ihm auch dahin die wichtigen Sorgen der Regierung und der Kummer über manche öffentliche und häusliche Widerwärtigkeiten folgen würden. Auf die Gruft spielte diese Benennung an, welche dieser große Mann sich, von jedermann unbemerkt, im Angesichte des Zimmers, wo er seine beste Zeit zubrachte, bereiten ließ, und in welcher er einst nach aller Arbeit zu ruhen gedachte.

[1] Wenn ich dort bin, werde ich ohne Sorge sein. — [2] Die Inschrift wurde 1746 an der Fassade angebracht. Das Komma soll lediglich andeuten, daß sich der Name aus zwei Worten zusammensetzt.



Der König als Musiker

Nicolai erzählt in seinen „Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen"[1]:

Der König spielte bekanntermaßen die Flöte meisterhaft. Ich wenigstens habe niemand auf diesem Instrumente das Adagio schöner vortragen hören. Quantz[2] richtete sich überhaupt in seinen Konzerten, die bloß für den König gemacht waren, mehr oder weniger nach demselben. Die langsamen Sätze in seiner großen Menge von Konzerten sind entweder zufrieden ruhig oder schmeichelnd oder herzrührend; nicht klagend oder traurig, welches der König nicht liebte. Die herzrührenden Sätze, von welchen sich in den Quantzschen Konzerten mehrere vortreffliche finden, spielte der König vorzüglich mit einer Simplicität und innern Empfindung, welche selbst wenige Virtuosen haben. Im Allegro hatte er einen brillanten Vortrag; aber seine Kammermusik verzog ihn, indem sie ihm beständig im Takte nachgab.

Der König war gewöhnlich äußerlich bei guter Laune, wenn er zum Konzerte kam; denn wenn er entweder äußerst dringende Geschäfte hatte oder krank war, so ward das Konzert ausgesetzt. Indessen Quantz, welcher den König seit so vielen Jahren genau kannte, versicherte mich, er könne an des Königs jedesmaligem Vortrage der letzten Allegrosätze seiner Konzerte sehr gut abnehmen, ob der König bei heiterm und ruhigem Geiste sei oder nicht.

Der König pflegte nicht allein die drei oder vier Konzerte, welche er an einem Abende spielen wollte, vorher durchzuspielen, sondern oft blies er vormittags auch noch Solfeggi[3], die er auswendig wußte. Gewöhnlich phantasierte er, im Zimmer herumgehend, morgens, ehe die Kabinettsräte kamen, eine Zeitlang,

[1] Vgl. Heft 3, S. 247 ff. (Berlin und Stettin 1789). — [2] Vgl. S. 189. — [3] Übungen.

länger oder kürzer. Er sagte einst zu d'Alembert[1], da er mit ihm über Musik und auch von den Wirkungen der Seele redete, daß er während dieses Phantasierens oft allerlei Sachen überlege und nicht daran denke, was er spiele, daß ihm aber während des Phantasierens schon oft die glücklichsten Gedanken auch über Geschäfte eingefallen wären.



Die Abendkonzerte des Königs[2]

Nach Chasot

Man fragt vielleicht, worin denn diese so gerühmte Musik bestand. Ich habe ihr seit 1734 in Ruppin beigewohnt, wo der König als Kronprinz sein Regiment

[1] Vgl. unten S. 256. — [2] Nach den Memoiren des Chevalier Chasot (vgl. S. 68), gedruckt bei K. v. Schlözer, „Chasot", S. 212f. (Berlin 1856).

hatte, dann in Rheinsberg, wo die Kronprinzessin und der ganze Hof anwesend war, schließlich im Feldlager im Zelte des Königs, darauf in Breslau und überall, wo der König zur Nacht weilte. Sie bestand stets aus den besten Musikern Europas. Der König kannte die Regeln der Komposition und spielte hervorragend die Querflöte. Am Vormittag komponierte er selbst am Klavier, während er frisiert wurde, alle Solos, die er dann vollendet auf der Flöte spielte. Seine Konzerte waren sämtlich von dem berühmten Quantz[1] komponiert, der sein Lehrer gewesen war. Bei den Konzerten war dieser stets zugegen, spielte aber selten, außer Trios mit dem König. Stets spielte er mehrere Tage hintereinander die neuen Konzerte, die er komponiert hatte, mit denen er den König aber nicht so häufig erfreute, wie dieser es wünschte. Der König zahlte ihm für jedes Konzert 30 Louisdors, für ein Trio 20 und für ein Solo 10. Ich sah ihn 40, ja einmal 200 Louisdors für eine Flöte mit gutem Klange zahlen, die Quantz selbst anfertigte. Die Musik dieses Mannes war göttlich; alle Italiener gaben zu, daß nie ein Komponist in der Instrumentalkomposition, namentlich für die Querflöte, Quantz übertroffen hat, ja ihm vielleicht nicht einmal gleichgekommen ist.

In Potsdam fand das gewöhnliche Konzert in einem Musikzimmer[2] statt, das 24 Fuß Durchmesser und abgerundete Ecken hatte und bis zum Sims 16 Fuß hoch war. Es war ganz mit Holz getäfelt, in schöne Felder eingeteilt und prachtvoll vergoldet, hatte einen sehr schönen Kamin aus blutrotem ägyptischen Marmor, und in der Mitte hing ein wunderbarer, sehr großer Kronleuchter aus Bergkristall, der unten in eine kopfgroße Kugel auslief. Er bildete den schönsten Schmuck dieses Zimmers, das so vorteilhaft für die Musik angelegt und eingerichtet war, daß nicht der geringste Ton verlorenging.

Die Kapelle bestand aus einer ersten und einer zweiten Violine (selten das doppelte), einer Baßgeige, einem Cello und einem Pianoforte von Silbermann, einer Flöte oder zweien, wenn der König mit Quantz Trios spielte. Ein bis zwei Kastraten oder bisweilen eine der besten Opernsängerinnen wurden befohlen und erhielten einen Königlichen Wagen für die Fahrt nach Potsdam. Bei diesen Konzerten hörte man nur Gesang oder Flöte; alle anderen Instrumente waren nur zur Begleitung da.

Johann Sebastian Bach[3]

I.

Die „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" berichten, Berlin 11. Mai 1747, über Bachs Besuch in Potsdam:

„Aus Potsdam vernimmt man, daß daselbst verwichenen Sonntag (7. Mai) der berühmte Kapellmeister aus Leipzig, Herr Bach, eingetroffen ist, in der Absicht, das Vergnügen zu genießen, die dasige vortreffliche Königliche Musik zu hören. Des Abends, gegen die Zeit, da die gewöhnliche Kammermusik in den Königlichen Appartements anzugehen pflegt, ward Sr. Majestät berichtet, daß der Kapell-

[1] Vgl. S. 189. — [2] Im Stadtschloß. — [3] Die einzigen zuverlässigen Berichte über den Besuch von Johann Sebastian Bach (1685—1750) in Potsdam bilden die beiden obigen Darstellungen.

meister Bach in Potsdam angelanget sei, und daß er sich jetzo in Dero Vorkammer aufhalte, allwo er Dero allergnädigste Erlaubnis erwarte, der Musik zuhören zu dürfen. Höchstdieselben erteilten sogleich Befehl, ihn hereinkommen zu lassen, und gingen bei dessen Eintritt an das sogenannte Forte und Piano, geruheten auch, ohne einige Vorbereitung in eigner höchster Person dem Kapellmeister Bach ein Thema vorzuspielen, welches er in einer Fuga ausführen sollte. Es geschahe dieses von gemeldetem Kapellmeister so glücklich, daß nicht nur Se. Majestät Dero allergnädigstes Wohlgefallen darüber zu bezeigen beliebten, sondern auch die sämtlichen Anwesenden in Verwunderung gesetzt wurden.



Herr Bach fand das ihm aufgegebene Thema so ausbündig schön, daß er es in einer ordentlichen Fuga zu Papiere bringen und hernach in Kupfer stechen lassen will[1].

Am Montage ließ sich dieser berühmte Mann in der Heiligengeistkirche zu Potsdam auf der Orgel hören und erwarb sich bei den in Menge vorhandenen Zuhörern allgemeinen Beifall. Abends trugen Se. Majestät ihm nochmals die Ausführung einer Fuga von 6 Stimmen auf, welches er zu Höchstderoselben Vergnügen und mit allgemeiner Bewunderung ebenso geschickt, wie das vorige Mal, bewerkstelligte."

[1] Bach widmete das Werk dem König als „Musikalisches Opfer".



II.

In dem „Nekrolog auf Sebastian Bach vom Jahre 1754" von seinem Sohn Philipp Emanuel Bach und Johann Friedrich Agricola[1] heißt es:

„Im 1747sten Jahre tat er (Bach) eine Reise nach Berlin und hatte bei dieser Gelegenheit die Gnade, sich vor Sr. Majestät dem Könige in Preußen in Potsdam hören zu lassen. Se. Majestät spielten ihm selbst ein Thema zu einer Fuge vor, welches er sogleich zu Höchstderoselben besonderem Vergnügen auf dem Pianoforte ausführete. Hierauf verlangten Se. Majestät, eine Fuge mit sechs obligaten Stimmen zu hören, welchen Befehl er auch sogleich über ein selbsterwähltes Thema zur Verwunderung des Königs und der anwesenden Tonkünstler erfüllete. Nach seiner Zurückkunft nach Leipzig brachte er ein dreistimmiges und ein sechsstimmiges sogenanntes Ricercare[2] nebst noch einigen anderen Kunststückchen über eben das von Sr. Majestät ihm aufgegebene Thema zu Papiere und widmete es, im Kupfer gestochen, dem Könige."

Bielfeld[3]

Potsdam, 20. März 1746.

Se. Majestät läßt mich nicht nur häufig rufen, um ihm Gesellschaft zu leisten, ihm etwas vorzulesen oder seinem Konzert beizuwohnen, sondern ich habe auch die Ehre, fast allabendlich bei ihm im kleinen Kreise oder an der Konfidenztafel[4] zu speisen. Ich bin von dieser Ehre, so groß sie ist, nicht sowohl

[1] Abgedruckt im „Bach-Jahrbuch", Jahrg. 1920, S. 20 (Leipzig 1920). — [2] Variationen. — [3] Nach den „Lettres familières", Bd. 2, S. 165 f. Vgl. S. 66. — [4] Im Stadtschloß zu Potsdam befand sich ein Zimmer mit versenkbarem Speisetisch, so daß die Unterhaltung der Tischgäste durch Bediente ungestört blieb.

geschmeichelt, als entzückt über die Freude, den König und die geistreichen Leute, die er zu diesen Soupers einladen läßt, reden zu hören. Ich zweifle, ob es in Europa eine geistvollere, sanftere, lehrreichere und lebhaftere Unterhaltung gibt als an dieser Tafel. Anscheinend legt der Monarch hier gern die Königswürde ab, um nur als der liebenswürdigste Mensch zu erscheinen; dafür aber hat er die Genugtuung, unsrerseits den Schleier fallen zu sehen, mit dem die Höflinge stets ihr Antlitz verhüllen, wenn sie der Majestät nahen, deren blendenden Glanz sie nicht ertragen zu können oder von ihm durchdrungen zu werden fürchten. Hier sieht man einen König, der das Wesen eines liebenswürdigen Schirmherrn annimmt, und bevorzugte Untertanen, die sich unter seinen Augen bewegen, ohne sich von Kopf bis zu Füßen durch Schutzwaffen zu schirmen. Die Herzen stehen einander offen, und der Geist wird nicht durch Schranken gehindert. Nach Beendigung des Konzerts setzt man sich zu Tisch, und die Unterhaltung wird lebhaft; der König wundert sich bisweilen, wenn es zwei Uhr nachts schlägt, da er nur eine Stunde bei Tafel gesessen zu haben glaubt.

Feldmarschall Keith*

An den Lord-Marschall Georg Keith

Potsdam, 28. Oktober 1747.

... Ich habe jetzt die Ehre oder vielmehr das Vergnügen, beim König in Potsdam zu sein. Er beorderte mich hierher, zwei Tage, nachdem er mich zum Feldmarschall befördert hatte, und ich habe die Ehre, fast täglich bei ihm zu Mittag und zu Abend zu speisen. Er besitzt mehr Geist, als ich Dir sagen kann, spricht gründlich und kenntnisreich von allen möglichen Dingen, und irre ich mich nach meinen vierjährigen Kriegserfahrungen[1] nicht, so ist er der beste Offizier seiner Armee. Er hat mehrere Personen um sich, mit denen er in vertrautem, fast freundschaftlichem Umgange steht, aber keinen Günstling, und er besitzt natürliche Höflichkeit gegen seine gesamte Umgebung.

Du wirst sagen: Für einen, der erst vier Tage[2] in seiner persönlichen Nähe war, behaupte ich, schon recht viel von seinem Charakter zu wissen, aber Du kannst Dich auf das, was ich Dir sage, verlassen. Mit der Zeit werde ich so viel von ihm kennen lernen, als er mich erfahren lassen will; alle seine Minister wissen nicht mehr. ...

* Jakob Keith (1696—1758), ein geborener Schotte, hatte als Anhänger des Prätendenten Jakob Eduard Stuart mit seinem älteren Bruder, dem Lord-Marschall von Schottland, flüchten müssen; er trat in spanischen, dann in russischen und 1747 in preußischen Kriegsdienst, wo ihn der König am 18. September zum Feldmarschall ernannte. Das Schreiben nach dem Abdruck in den „Memoirs and Papers of Sir Andrew Mitchell", hrsg. von Bisset, Bd. 2, S. 452 f. (London 1850). — [1] Im russisch-türkischen Kriege (1736—1739). — [2] Verschrieben für: Wochen.

Graf Algarotti*

Potsdam, 9. Mai 1751.

Es ist nicht zu befürchten, daß das Verlangen, Italien wiederzusehen, in mir je erlischt. Die Liebe zum eigenen Nest, um Ihr Wort zu gebrauchen, ist ja angeboren. Sowohl der Schweizer wie der Grönländer wird von Heimweh erfaßt, mag es ihm in der Fremde auch noch so gut gehen. Inmitten der Wonnen von Kalypsos Insel verzehrte sich Odysseus in der Sehnsucht nach den Felsen und dem Rauch seines Ithaka. Nichts aber hat das Heimweh in mir so entfacht wie Ihr gütiger Brief, der mich an die holde Zeit in Ihrem reizenden Landhause erinnert. . .

Warum aber kommen Sie inzwischen nicht hierher, um meinen Verlust wettzumachen? Dieser Himmelsstrich ist der Sonnenbahn nicht so fern, daß er es nicht in jeder Hinsicht mit einem besseren Klima aufnähme, und wenn die Natur auch nicht so freigebig ist, bilden doch Kunst und Studium einen Ersatz. Glauben Sie ja nicht, man könne von diesem Lande sagen, was einer unserer Spaßvögel von Warschau gesagt hat:

> Neapels Goldfrucht wäre schon allein
> So kostbar, daß der König, hätt' er sie,
> Im Diadem sie trüg' als Edelstein.

Hier fänden Sie vorzügliche Pfirsiche, gute Melonen und Feigen, die oft unseren Feigen mit gedrehtem Hals und geschlitztem Kleide nicht nachstehen. Und die Ananas, die Königin der Früchte, ist hier fast heimisch. Die hiesigen Gebäude können sich fast mit den Bauten Palladios[1] messen. In Berlin herrscht in allem gute Ordnung und, wie in anderen hochkultivierten Ländern, große Gastlichkeit und Höflichkeit. Teils lebe ich im Lärm der Hauptstadt, teils im Frieden Potsdams. Manche Stunde des Tages verbringe ich mit den Musen inmitten der Soldaten, die ihre Mannszucht im Kriege zu furchtbaren Gegnern, aber in Friedenszeiten zu den besten Bürgern der Welt macht. Nach Potsdam begleitet mich fast stets ein Trupp italienischer Bücher aus der Bibliothek des Königs. In ihr ist die des berühmten Spanheim[2] aufgegangen, die reich an italienischen Schriftstellern war. Somit können Sie überzeugt sein, daß ich außer den preußischen Soldaten auch die Guicciardini und Varchi[3], die Florentiner Sekretäre, zur Gesellschaft habe. In ihrer Begleitung streife ich bald am Flusse oder im Walde oder in den Gärten von Sanssouci, die der König gleichsam mit Armidas Zauberkunst[4] geschaffen hat.

* Vgl. „Opere del conte Algarotti", Bd. 9, S. 184 (Venedig 1794). Das Schreiben ist an einen ungenannten Frennd gerichtet. Für Algarotti vgl. S. 104. — [1] Andrea Palladio (1518—1580), berühmter italienischer Banmeister, von dem der König zahlreiche Motive für die Potsdamer Banten entlehnte. — [2] Freiherr Ezechiel von Spanheim (1629—1710), Staatsmann und Rechtsgelehrter. Er trat als Diplomat in brandenburgische Dienste. — [3] Francesco Gnicciardini (1483—1540) und Benedetto Varchi (geb. 1502), florentinische Geschichtsschreiber. — [4] Anspielung auf den Zaubergarten der Prinzessin Armida in Tassos „Befreitem Jerusalem".

Was soll ich Ihnen nun von der Abendtafel des Königs sagen? Sie gemahnte mich oft an das Gastmahl, das Cicero für Julius Cäsar veranstaltete, bei dem, wie er seinem Freunde Atticus erzählt, sehr reizvolle wissenschaftliche Gespräche geführt wurden. Unter den zu dieser Tafel Zugelassenen ist einer,

Descripsit totum radio qui gentibus orbem[1],

der die Erde, die er gemessen, ziert und erleuchtet, wie von ihm gesungen ward, ein Mann, der seine genialen Gedanken in eigenartiger Weise vorträgt und ein



feines Gefühl für wissenschaftliche Dinge besitzt. Und jetzt befindet sich hier Voltaire[2], dieser erlesene Geist, von dem man sagen kann, daß eine Tischrunde ohne ihn einem Ring ohne Stein gleicht. Ihn hören und lesen ist dasselbe. Die Gedanken sprudeln ihm lebhaft und witzig von den Lippen, wie aus hochgeladenen elektrischen Körpern bei der Berührung Funken und Lichtblitze sprühen. Stets ist ihm der Schatz seines Wissens gegenwärtig, und sein Reichtum besteht nicht in Papiergeld, sondern in barer Münze.

[1] Der den Völkern den Erdkreis, den ganzen, durch Messung beschrieben (Virgil, Bucolica III,41). Gemeint ist Maupertuis (vgl. S. 106). — [2] Vgl. S. 226ff.

Den König, diesen „Mann des Wortes und der Tat", müssen Sie selber sehen; wie könnte ich sein Bild zu zeichnen wagen?

> Trajan kann man aus Plinius erlauschen,[1]
> Doch Cäsar muß mit dir das Eigne tauschen.

Diese zwei Verse hätte der englische Dichter an ihn richten müssen. Nur so viel sei gesagt, daß man dank ihrer Allgemeingültigkeit mit Recht auf seinen Hof die Worte des Horaz auf Mäcenas anwenden kann:

> . . . . . . domus hac nec purior ulla est,
> Nec magis his aliena malis: nil mi officit unquam,
> Ditior hic aut est quia doctior; est locus uni
> Cuique suus.[2]

Fra Lorenzo Ganganelli*

An Graf Algarotti

[Rom, 1751 oder 1752.]

Der Papst[3] ist in seinen scherzhaften Einfällen stets groß und stets reizend.... Vom König von Preußen spricht er mit Bewunderung, und man muß gestehen, daß er ein großer Fürst ist, dessen Geschichte eines der schönsten Denkmale des 18. Jahrhunderts sein wird. Gestehen Sie, daß ich hochherzig bin; denn er spottet über die römische Kurie und über die Mönche nach Herzenslust....

[1] C. Plinius Caecilius Secundus, der Jüngere, Statthalter unter Kaiser Trajan in Bithynien, verfaßte auf ihn einen Panegyrikus.

[2] . . . . . . Kein Haus ist reiner und allen
Häßlichen Künsten so fremd. Mir schadet es nie, wann ein andrer
Witziger oder vermögender ist. Der gebührende Platz wird
Jedem zuteil.
(Horaz, Satiren, IX, 49—52.)

* Der Minoritenmönch Giovanni Vincenzo Antonio Ganganelli (1705—1773), seit 1759 Kardinal, bestieg 1769 als Clemens XIV. den päpstlichen Thron und hob am 16. August 1773 den Jesuitenorden auf. Das (undatierte) Schreiben ist gedruckt in den „Lettres intéressantes du Pape Clément XIV (Ganganelli)", S. 79 (Paris 1776).

[3] Benedikt XIV., Papst von 1740—1758.



Voltaire*

(1750—1753)

Voltaire an Madame Denis[1]

[Potsdam] Juli 1750.

... Nun bin ich endlich in Potsdam. Unter dem verstorbenen König war es die Behausung des Pharasmanes[2], ein Exerzierplatz und kein Garten, mit dem Tritt des Garderegiments als einziger Musik, Revuen statt Schauspielen und

* François Aronet de Voltaire (1694—1778), französischer Schriftsteller und Freund König Friedrichs, der mit ihm seit 1736 in Briefwechsel stand, war bereits 1740 nnd 1743 (vgl. „Gespräche", S. 29ff.) sein Gast gewesen, als er am 10. Juli 1750 auf Friedrichs erneute Einladnng znm dritten Male am prenßischen Hofe eintraf. Eine besondere Bedeutung erhielt dieser Besuch dadurch, daß Voltaire, als Kritiker der Werke des Königs, persönlichen Anteil an der Drucklegung der „Oeuvres du philosophe de Sanssouci" (1751/52) nahm, welche die „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg" (vgl. Ges. Werke, Bd. 1) und einen nur für den Frenndeskreis bestimmten Band Poesien (vgl. ebenda, Bd. 9) umfaßten. Die erste Trübung erfuhr das Verhältnis von König und Dichter durch Voltaires schmutzigen Prozeß mit dem Juden Hirschel. Aber erst die öffentliche Einmischung Voltaires in den wissenschaftlichen Streit, den der Akademiepräsident Manpertnis mit dem Mathematiker Samnel König in Leiden um die Priorität der Entdeckung des „Prinzips der kleinsten Aktion" führte, seine leidenschaftliche Parteinahme gegen Maupertuis, durch die sich Friedrich selbst getroffen fühlte, und die ihn um so mehr verletzte, als Manpertuis damals schwer leidend war, endlich die Veröffentlichung eines Pamphlets gegen den Präsidenten („Diatribe du docteur Akakia, médecin du Pape"), das der König öffentlich verbrennen ließ, führten zum offenen Bruch. Voltaire trat darauf am 25. März 1753 die Heimreise an. Zunächst verstummte auch ihr Briefwechsel; dann, 1757 wieder einsetzend und bis 1760 fortgeführt, dauerte er, seit er Ende 1764 neu aufgenommen wurde, bis zum Tode Voltaires. Vgl. die Vorrede Friedrichs zur „Henriade", seine gegen Voltaire verfaßte Flugschrift von 1752 und die ihm gewidmete Gedächtnisrede in den Ges. Werken, Bd. 8, S. 3ff., 226ff. nnd 232ff., sowie die an ihn gerichteten Gedichte: ebenda, Bd. 10, S. 56f., 65, 73ff., 78f., 87ff., 101ff., 141f., 162f., 167, 221, 247 und 251f. — Die oben mitgeteilten Briefe Voltaires nach der Ausgabe der „Oeuvres complètes de Voltaire", hrsg. von Moland, Bd. 37, S. 145ff. (Paris 1880). — [1] Luise Denis, Voltaires Nichte, die seinen Haushalt in Paris führte. — [2] Pharasmanes, König von Iberien, in Crébillons Trauerspiel „Rhadamiste et Zénobie", wo es heißt (II, 2):

In dieser schlimmen Gegend schuf Natur
Kein Gold, nein, Eisen nnd Soldaten nnr.

Soldatenlisten als Bibliothek. Heute ist es der Palast des Augustus, der Sitz der Legionen und der Schöngeister, der Lust und des Ruhmes, der Pracht und des Geschmackes.

Voltaire an Graf d'Argental[1]

Potsdam, 24. Juli [1750].

Ich grüße Euch aus dem Himmel von Berlin; ich mußte durchs Fegefeuer hergelangen. . . Nun bin ich an diesem einst so ungastlichen Orte, der heute durch die Künste verschönert, durch den Ruhm geadelt ist. Hundertfünfzigtausend siegreiche Soldaten, keine Advokaten, Oper, Lustspiel, Philosophie, Dichtkunst, ein Held, der Philosoph und Dichter ist, Größe und Anmut, Grenadiere und Musen, Trompeten und Violinen, platonische Gastmähler, Geselligkeit und Freiheit! Wer sollte es glauben? Und doch ist das alles reine Wahrheit, und alles ist mir trotzdem nicht wertvoller als unsere kleinen Soupers. Man muß Salomo in seiner Glorie gesehen haben, aber leben muß man bei Euch, mit Herrn von Choiseul[2] und dem Abbé de Chauvelin[3]. Mögen sie wissen, daß ich mich nach ihnen sehne, selbst wenn ich Friedrich den Großen höre. Ich schäme mich fürwahr, daß ich hier die Gemächer des Marschalls von Sachsen[4] bewohne. Der Geschichtsschreiber im Zimmer des Helden! . . .

Lebt wohl! Mein Friedrich der Große tut meiner „Aurélie"[5] etwas Abbruch. Er nimmt meine Zeit und meine Seele in Beschlag. Die Höhle des Euripides taugt besser zum Schreiben eines Trauerspiels als die Reize eines Hofes. Die Pflichten und Freuden sind die Todfeinde eines so großen Werkes. . .

Voltaire an den Marquis de Thibouville

Potsdam, 1. August [1750].

. . . „Aurélie" ist noch nicht auf der Höhe ihres Catilina[6]. Aber was tun? Findet man alle geselligen Reize bei einem König, der fünf Schlachten gewonnen hat, hört man Trommeln wirbeln und Apollos Leier tönen, genießt man eine köstliche Unterhaltung zweihundert Meilen von Paris, verbringt man seine Tage halb mit Fasten, halb mit den Reizen eines sanften, beschäftigten Lebens, bald mit Friedrich dem Großen, bald mit Maupertuis, so lenkt einen das etwas von einem Trauerspiel ab.

Demnächst werden wir in Berlin ein Karussell haben[7], das dem Ludwigs XIV. in allem ebenbürtig ist. Von allen Enden Europas kommt man herbei; selbst

[1] Charles Augustin de Ferriol Graf d'Argental (1700—1788), sein ältester Freund. — [2] Graf César Gabriel Choiseul (1712—1785). — [3] Henri Philippe de Chauvelin (um 1716—1770). — [4] Moritz Graf von Sachsen (1696—1750), genannt der „Marschall von Sachsen", Sohn König Augusts II. von Polen und der Gräfin Aurora Königsmarck, französischer Feldherr, hatte 1749 König Friedrich in Potsdam besucht. — [5] Die Gemahlin von Catilina in dem Drama „La Rome sauvée", an dem Voltaire damals arbeitete. — [6] Vgl. Anm. 5. — [7] Das große Ringelstechen auf dem zu einem Turnierhof verwandelten Platz vor dem Berliner Schloß fand am 25. August statt und wurde am 27. wiederholt.

Spanier sind da. Wer hätte vor zwanzig Jahren geglaubt, daß Berlin die Heimstätte der Künste, der Pracht und des Geschmacks sein werde? Nur ein Mann war nötig, um das trübselige Sparta in ein glanzvolles Athen zu verwandeln. Das alles muß den Geist anregen, aber es zerstreut auch und kostet Zeit. Ich bedürfte tiefster Sammlung; hier habe ich zuviel Genüsse. . .

Voltaire an Madame de Fontaine[1]

Potsdam, 7. August [1750].

. . . Schloß Sanssouci ist so gefällig wie Trianon, der Held Deutschlands ein ebenso reizender Gesellschafter wie Du. Er überhäuft mich mit den rührendsten Aufmerksamkeiten, pflegt mit mir die schönen Künste, die er anbetet, und steigt zu mir Elenden von einem recht schönen Thron herab. Einerlei, ich habe jeden Morgen Kolik! Köstliche Tage hab' ich hier verbracht, und in Berlin sollen Festlichkeiten stattfinden, die den schönsten Festen Ludwigs XIV. wohl nichts nachgeben werden, aber nur kerngesunde Menschen können das alles recht genießen. Wir, liebe Nichte, haben nur den Schatten des Genusses. . .

Voltaire an Graf d'Argental

Potsdam, 7. August [1750].

. . . Ich gestehe, die Preußen schreiben keine besseren Trauerspiele als wir, aber es wird Ihnen schwer fallen, zu Ehren der Niederkunft der Frau Dauphine[2] ein so edles und galantes Schauspiel zu veranstalten, wie es jetzt in Berlin vorbereitet wird. Ein Karussell[3] aus vier Quadrillen mit zahlreichen Personen, einer karthagischen, persischen, griechischen und römischen, geführt von vier Prinzen, die in Prunk wetteifern, dazu zwanzigtausend Lampen, die die Nacht zum Tage machen sollen, die Verteilung der Preise durch eine schöne Prinzessin[4], eine Menge Fremder, die zu diesem Schauspiel herbeiströmen — leben damit nicht die glänzenden Zeiten Ludwigs XIV. an den Ufern der Spree wieder auf? Dazu die völlige Freiheit, die ich hier genieße, die Aufmerksamkeiten und die unsägliche Güte des Eroberers von Schlesien, der die Last des Königtums von fünf Uhr morgens bis zur Mittagstafel trägt, aber den Rest des Tages ausschließlich der schönen Literatur widmet, der mit mir drei Stunden hintereinander zu arbeiten geruht, seinen großen Geist der Kritik unterwirft und bei der Abendtafel der liebenswürdigste Mensch, die Seele und der Reiz der Gesellschaft ist! . . . Ich lerne von dem König von Preußen, meine Fehler zu verbessern. Die Zeit, die ich nicht bei ihm verbringe, ist der unermüdlichen Arbeit gewidmet, soweit meine Gesundheit es zuläßt. O weise Bewohner von Neuilly[5], bewahrt mir Eure Freundschaft, die mir kostbarer ist als alle Größe eines verdienstvollen Königs. Meine Seele ist zwischen Euch und Friedrich dem Großen geteilt.

[1] Elisabeth de Fontaine-Hornoy, Nichte Voltaires und Schwester der Madame Denis. — [2] Maria Josepha (1731—1767), Gemahlin des Dauphins Ludwig (gest. 1765), geborene kursächsische Prinzessin. — [3] Vgl. S. 227. — [4] Prinzessin Amalie (1723—1787), die jüngste Schwester König Friedrichs. — [5] Damit ist Voltaires Freundeskreis in Paris gemeint.

Voltaire an Madame Denis

Potsdam, 11. August [1750].

. . . Ich vergaß, Dir zu sagen, daß Frau von Pompadour[1], als ich mich in Compiègne von ihr verabschiedete, mich beauftragt hat, dem König von Preußen ihre Ehrerbietung zu bestellen. Man kann keinen angenehmeren Auftrag mit größerer Grazie geben; sie flocht höchst bescheidentlich ein „Wenn ich es wagen dürfte" und eine „Entschuldigung" an den König von Preußen ein, daß sie sich diese Freiheit erlaubte. Offenbar habe ich meinen Auftrag schlecht ausgeführt.



Als Mann, der des französischen Hofes voll war, glaubte ich, das Kompliment werde wohl aufgenommen werden; er antwortete kalt: „Ich kenne sie nicht." Dies ist nicht das Land der Schäferromane. Trotzdem melde ich Frau von Pompadour, Mars habe die Komplimente der Venus gebührend entgegengenommen.

Die Markgräfin von Bayreuth ist hier[2]; alles schwimmt in Festen. Es sieht fast so aus, als wäre man hier nur zum Vergnügen.

Charlottenburg, 14. August [1750].

So steht es, liebes Kind. Der König von Preußen macht mich zu seinem Kammerherrn, gibt mir einen seiner Orden[3], zwanzigtausend Franken Pension und für Dich lebenslänglich viertausend, wenn Du nach Berlin kommen und mein Haus führen willst wie in Paris. Du hast doch mit Deinem Manne[4] in Landau gelebt; ich schwöre Dir, Berlin ist mehr wert als Landau, und die Oper

[1] Jeanne Antoinette Poisson, Marquise de Pompadour (1721—1764). — [2] Die Markgräfin Wilhelmine traf am 8. August mit ihrem Gemahl zum Besuch in Potsdam ein. Am 26. November erfolgte ihre Rückkehr nach Bayreuth. — [3] Den Orden „pour le mérite". — [4] Dieser war Kriegskommissar gewesen.

ist besser. Nun befrage Dein Herz. Du wirst mir sagen, der König von Preußen soll die Verse sehr lieben. Das stimmt: er ist ein in Berlin geborener französischer Autor. Er hat alles in allem gemeint, ich werde ihm nützlicher sein als d'Arnaud[1]. Ich habe ihm die kleinen galanten Verse verziehen, die er für meinen jungen Schüler gemacht hat und in denen dieser als strahlende „aufgehende Sonne", ich dagegen als blasse „untergehende Sonne" behandelt wurde. Bisweilen kratzt er einen noch etwas mit einer Hand, während er mit der anderen streichelt, aber da darf man nicht so genau acht geben. Wenn Du willst, wird er die „aufgehende" und die „untergehende" Sonne bei sich haben, und er wird auf seiner „Mittagshöhe" Verse und Prosa schreiben, soviel er will, da er ja keine Schlachten zu liefern hat. . . Ist die Sache Dir recht, so packe im nächsten Frühjahr Deine Sachen, und in diesem Spätherbst will ich meine Pilgerfahrt nach Italien machen. . Es liegt mir stets auf der Seele, daß ich sterben soll, ohne Italien gesehen zu haben. Im Mai treffen wir uns dann wieder. Ich habe vier Verse des Königs von Preußen für den Papst[2]. Es wäre spaßhaft, dem Papste französische Verse eines deutschen Herrschers zu überbringen, der ein Ketzer ist, und mit Ablässen nach Potsdam zurückzukehren. Wie Du siehst, behandelt er die Päpste besser als die Schönen, aber Du fändest hier gute Gesellschaft und hättest ein gutes Haus. Unser Herr, der König, müßte zunächst einwilligen. Ich glaube aber, es wird dem König von Frankreich höchst gleichgültig sein, wo der unnützeste seiner zwei- oder dreiundzwanzig Millionen Untertanen sein Leben verbringt. . .

Voltaire an Graf d'Argental

Charlottenburg, 20. August [1750].

Wenn ich Euch sage, wir hatten hier ein Feuerwerk wie das am Pont-Neuf, wir fahren heute nach Berlin zur Aufführung von „Phaethon", dessen Dekorationen aus Glas sind[3], täglich gibt es hier Feste, und d'Arnaud[4] hat sein Lustspiel „Le mauvais riche" aufgeführt, das im ganzen wie im einzelnen ebenso beurteilt wurde wie in Paris, so wird Euch das vielleicht nur wenig kümmern. Übrigens hat mein Entschluß mir das Herz mehr zerrissen, als die Feste mich geblendet haben, und ich fürchte wohl, der Rest meiner Tage wird vergiftet sein, trotz aller Freiheit, trotz der Gemächlichkeit eines friedlichen Lebens, trotz der ausnehmenden Güte eines Königs, der mir in allem wie Mark Aurel erscheint, außer daß dieser keine Verse machte, während Friedrich ausgezeichnete schreibt, wenn er sich nur die Mühe gibt, sie zu feilen. Er hat mehr Einbildungskraft als ich, aber ich habe

[1] Der Dichterling und Schützling Voltaires, François Thomas Marie Baculard d'Arnaud (1718—1805), seit 1748 Friedrichs literarischer Agent in Paris, war von ihm nach Berlin berufen und, als er im April 1750 dort anlangte, von dem Könige, der über Voltaires Weiterungen, nach Berlin zu kommen, verstimmt war, in einem Gedicht als „aufgehende Sonne Frankreichs" im Gegensatz zu Voltaire, der „untergehenden", begrüßt worden. Doch im November brachte Friedrich dem Dichter der Henriade das Opfer, d'Arnaud zu entlassen. — [2] Papst Benedikt XIV. (vgl. S. 225). — [3] Eine Dekoration der von Graun komponierten Oper „Fetonte" („Phaethon") stellte einen Tempel der Isis dar, dessen Säulen aus Glasstäben zusammengesetzt waren, die von rückwärts beleuchtet wurden. — [4] Vgl. Anm. 1.

mehr Übung. Ich mache mir sein Vertrauen gegen mich zunutze, um ihm dreister die Wahrheit zu sagen, als ich sie Marmontel[1], d'Arnaud oder meiner Nichte sagen würde. Er schickt mich nicht in die Steinbrüche[2], weil ich seine Verse bemängelt habe; er dankt mir, feilt sie durch und macht sie stets besser. Er macht ganz herrliche. Seine Prosa ist mindestens ebenso gut, nur ging er bei alledem zu rasch zu Werke. Er hatte biedere Höflinge, die alles vortrefflich fanden, aber großartig ist, daß er mir mehr glaubt als seinen Schmeichlern; denn er liebt und fühlt die Wahrheit. Er muß in allem vollendet sein. Man soll nicht sagen: Caesar est super grammaticam[3]. Cäsar schrieb, wie er focht. Friedrich spielt die Flöte wie Blavet[4]; warum sollte er nicht so schreiben wie unsere besten Schriftsteller? Diese Beschäftigung wiegt wohl das Spiel und die Jagd auf. Seine „Geschichte des Hauses Brandenburg" wird ein Meisterwerk sein, wenn er sie sorgfältig durchgesehen hat; aber hat ein König die Zeit für so viel Mühe? Ein König, der allein ein großes Reich beherrscht? Jawohl, und das verblüfft mich; ich komme aus dem Staunen nicht heraus. Zudem ist er der beste aller Menschen, oder ich bin der allertörichteste. Die Philosophie hat seinen Charakter noch vervollkommnet. Er hat sich selbst verbessert, wie er seine Werke verbessert. . .

Voltaire an Madame Denis

Berlin, 24. August [1750].

. . . Mein Schicksal verfolgt mich überall. D'Arnaud[5] macht eisige Stanzen für angeblich eisige Schönheiten, und alsbald verbreiten die Zeitungen sie unter meinem Namen. Das ist hier schlimmer als tief in der französischen Provinz. Die Berliner wollen geistreich sein, weil ihr König es ist. Wer hätte geglaubt, man würde dereinst im Vandalenland noch auf Verse erpicht sein? . . Wenn diese Torheiten nach Paris kommen, nimm mich, bitte, gegen die Vandalen in Schutz, die es auch bei uns gibt.

Wir schicken uns hier an, das „Gerettete Rom"[6] zu spielen. Du würdest nicht ahnen, was für Schauspieler wir hier finden. Höre und staune: Prinz Heinrich und seine Schwester, Prinzessin Amalie, sagen sehr hübsch Verse her, ohne den geringsten Akzent. Die Sprache, die man bei Hofe am wenigsten spricht, ist Deutsch. Ich habe noch kein deutsches Wort gehört. Unsere Sprache und Literatur haben größere Eroberungen gemacht als Karl der Große. . .

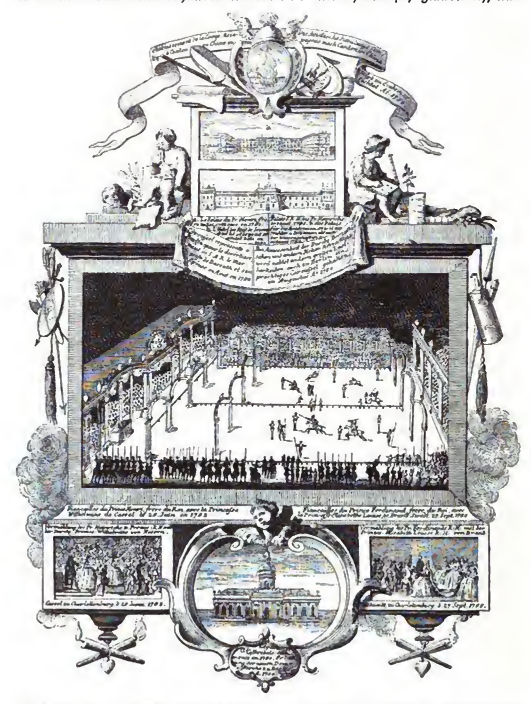
Voltaire an Graf d'Argental

Berlin, 28. August [1750].

. . . Ach, mein Teurer, erbarmt Euch meiner Seelenkämpfe und des tödlichen Schmerzes, mit dem ich mich Euch entreiße! Ich habe fast stets getrennt von Euch gelebt, aber früher war es infolge der ungerechtesten, grausamsten Ver-

[1] Jean François Marmontel (1723—1799), französischer Schriftsteller. — [2] Wie der Tyrann von Syrakus Dionys I. den Dichter Philoxenos. — [3] Der Kaiser steht über der Grammatik. — [4] Michel Blavet (1700—1768), Mitglied der Kapelle der Pariser Oper. — [5] Vgl. S. 230. — [6] Vgl. S. 227.

folgung; jetzt ist es der erste Mann der Welt, ein philosophischer König, der mich entführt. Wie soll ich da widerstehen? Wie die Barbarei vergessen, mit der ich in meinem Vaterlande behandelt wurde? . . . Als ich abreiste, glaubte ich, nur



sechs Wochen beim König von Preußen zu bleiben; ich sehe wohl, ich werde zu seinen Füßen sterben. . .

Das Karussell, das ich sah [1], ist unwiderstehlich. Es ist das Karussell Ludwigs XIV. und zugleich das chinesische Laternenfest. Sechsundvierzigtausend Glaslämpchen

[1] Am 25. und 27. August (vgl. S. 227).

erleuchteten den Platz und bildeten in den Gängen eine schöngezeichnete Feuerlinie. Dreitausend Soldaten säumten alle Zugänge ein; vier ungeheure Gerüste schlossen den Platz an allen Enden. Nicht die geringste Verwirrung, kein Lärm, alles saß bequem und folgte in aufmerksamem Schweigen, wie in Paris bei einer jener rührenden Tragödienszenen, die ich nicht mehr sehen werde. Vier Quadrillen oder vielmehr vier kleine Heere von Römern, Karthagern, Persern und Griechen betraten den Kampfplatz und umzogen ihn mit kriegerischer Musik. Prinzessin Amalie, von den Richtern des Lagers umringt, verteilte die Preise, wie Venus, die den Apfel gibt. Der Thronfolger bekam den ersten Preis[1]. Er glich einem Helden aus dem „Amadis"[2]. Man kann sich keinen rechten Begriff von der Schönheit und Eigenart dieses Schauspiels machen. Das Ganze endete mit einem Souper an zehn Tafeln und einem Balle. Dies ist das Land der Feen. Das vollbringt ein Einziger. Seine fünf Siege und der Dresdner Friede bildeten einen schönen Schmuck für dies Schauspiel. . .

Berlin, 1. September 1750.

. . . Nach dreißig stürmischen Jahren finde ich einen Hafen. Ich finde den Schutz eines Königs, die Unterhaltung eines Philosophen, die Reize eines liebenswürdigen Mannes und das alles vereint in einem Einzigen, der mich seit sechzehn Jahren über mein Ungemach trösten, mich vor meinen Feinden beschützen will. In Paris steht für mich alles zu befürchten, solange ich lebe, trotz des Schutzes, den ich dort genieße, trotz meiner Stellung[3], ja der Güte des Königs. Hier ist mir ein ruhiges Los für immer gesichert. Wenn auf etwas Verlaß ist, so auf den Charakter des Königs von Preußen. Früher war ich sehr erbost auf ihn, und zwar wegen eines französischen Offiziers, den sein Vater grausam bestraft und um dessen Begnadigung ich gebeten hatte. Ich wußte nicht, daß diese Begnadigung gewährt war. Der König von Preußen handelt sehr edel, ohne davon zu sprechen. Eben hat er eine sehr hübsche Kassette mit 50000 Franken Inhalt an eine alte Dame am Hofe[4] geschickt, die sein Vater früher ganz paschamäßig zu einer Geldbuße verurteilt hatte. Vor einiger Zeit war von dieser alten despotischen Ungerechtigkeit des verstorbenen Königs wieder die Rede. Er wollte weder das Andenken seines Vaters antasten noch das Unrecht bestehen lassen. Er wählte eigens ein Landgut dieser Dame, um dort das schöne Schauspiel eines Kampfes von 10000 Kriegern zu geben, das des Siegers über Österreich würdig

[1] Darauf verfaßte Voltaire das Epigramm:

Nie hat das alte Rom noch selbst Athen
So schöne Tage, solchen Preis gesehn,
Wie hier, wo Martis Sohn dem Paris gleicht
Und Venus selber ihm den Apfel reicht.

[2] Ein berühmter mittelalterlicher Ritterroman. — [3] Als Kammerherr und Hofhistoriograph. — [4] Freifrau Karoline Luise von Knyphausen (gest. 1751), geb. von Ilgen. Sie war die Witwe des 1730 in Ungnade entlassenen und 1731 gestorbenen Kabinettsministers Freiherrn Friedrich Ernst von Inn- und Knyphausen. Vgl. das „Journal secret du baron Christophe Louis de Seckendorff", S. 91 (Tübingen 1811), und Morgenstern, „Über Friedrich Wilhelm I.", S. 73 f. (1793).

war. Während dieses Schauspiels, so behauptete er, sei auf diesem Landgut eine Hecke zerstört worden. Es war zwar kein Ästchen davon abgeschlagen, aber er blieb dabei und schickte die 50000 Franken zur Ausbesserung. Lieber, ehrwürdiger Freund, wie sehen denn große Männer aus, wenn er keiner ist? . .

Voltaire an Darget[1]

Sanssouci, 9. oder 10. [September] 1750.

Lieber Freund! Sie sind gewiß verblüfft, einen Brief von mir aus Sanssouci zu erhalten. Die Frau Markgräfin hat mir erlaubt, sie hierher zu begleiten[2]. . . . Ich habe den dritten Band des Philosophen vom Weinberg[3] mitgenommen.

Je mehr ich lese, traun, je mehr begeistert
Der Weise mich, der hier zu Haus.
Der Zauberklang, wenn er die Leier meistert,
Ist mir fürwahr ein Ohrenschmaus,
Wenn auch sein Zepter meine Blicke blendet.
Das Feuer, das vom Himmel einst entwendet
Der Halbgott, der sich unterfing,
Die erste Menschheit zu gestalten,
Das Feuer, dieses heil'ge Ding,
Doch sonst so selten und gering,
Hier also scheint es voll zu walten!
Ja, oder aus der Sel'gen Sitz
Stieg nieder an den Strand der Spree
Horazens Geist und nahm Besitz
Vom Throne Attilas.
Säh' der verstorbne König das,
Es tät' ihm in der Seele weh.

Der Philosoph von Sanssouci wird keine vierzehn Tage brauchen, um diesen Band zur letzten Vollendung zu bringen; aber selbst wenn es ein Vierteljahr dauerte, wäre es kein Schade. Die Venus von Medici darf keinen zu langen Finger, keinen mißlungenen Nagel haben. Die Statuen, die die Gärten schmücken, werden den Schätzen der Bibliothek nicht gleichkommen. Welch ein Geist, und alle Arten von Geist! Wo zum Teufel hat er das alles her? Wie ist es denkbar, daß so viele Blumen in diesem Sande wachsen, daß soviel Anmut mit soviel ernster Beschäftigung gepaart ist! Mir ist, als träumte ich. Ich habe gottlob alle meine Ämter (in Frankreich) niedergelegt; ich will es nur noch mit Friedrich dem Großen halten. . .

[1] Claude Etienne Darget (1712—1778), zunächst Sekretär des französischen Gesandten Marqnis Valory, seit 1746 Privatsekretär und Vorleser König Friedrichs, kehrte im Frühjahr 1752 nach Frankreich zurück. Vgl. die an ihn gerichtete Ode in den Ges. Werken, Bd. 9, S. 133ff. — [2] Während der König am 1. September die schlesische Revuereise antrat, war die Markgräfin Wilhelmine (vgl. S. 229) am 5. nach Sanssouci gegangen, kehrte aber wegen Erkrankung am 8. nach Berlin zurück. Danach gehört das obige (bei Moland, S. 151, irrig dem Augnst eingereihte) Schreiben vielmehr in den September. Als Gast des Königs hat Voltaire nachweislich nie in Sanssouci gewohnt. — [3] Die erste, 1750 gedruckte Ansgabe der „Oeuvres" umfaßte drei Bände, die nnter Voltaires Mitwirkung 1751/52 gedruckte zweite dagegen nur zwei.

Voltaire an Madame de Fontaine

Berlin, 23. September [1750].

... Ich wollte, ich könnte Dir den König von Preußen zum Opfer bringen, aber das geht nicht an. Er ist König, doch es ist eine sechzehnjährige Leidenschaft, [die mich zu ihm hinzieht]; er hat mir den Kopf verdreht. Ich bildete mir dreist ein, daß die Natur mich für ihn geschaffen hat. Unser beider Geschmack deckt sich so eigenartig, daß ich vergaß, daß er Herr von halb Deutschland ist, und daß die andere Hälfte vor ihm zittert, daß er fünf Schlachten gewonnen hat und der größte Feldherr Europas ist, daß er von sechs Fuß hohen Mordskerlen umgeben ist. Das alles hätte mich veranlaßt, tausend Meilen zu fliehen, aber der Philosoph hat mich mit dem Monarchen versöhnt, und ich habe in ihm nur einen großen Mann gesehen, der gut und gesellig ist. . .

Mit meiner Gesundheit geht es etwa wie in Paris; wenn ich die Kolik habe, schicke ich alle Könige der Welt zum Teufel. Ich habe auf die köstlichen Abendtafeln verzichtet und fühle mich dadurch etwas wohler. Für etwas schulde ich dem König großen Dank: er hat mir das Beispiel der Mäßigkeit gegeben. Was, habe ich mir gesagt, dieser König, der ein geborener Feinschmecker ist, setzt sich zu Tisch, ohne zu essen, und ist dabei kein Spielverderber. Und ich sollte mir wie ein Narr den Magen verderben! . . .

Voltaire an Madame Denis

Potsdam, 13. Oktober [1750].

Nun leben wir still in Potsdam; der Festtaumel ist vorüber, und meine Seele fühlt sich wohler. Ich bin nicht böse, bei einem König zu sein, der weder Hof noch Staatsrat hat. Allerdings wimmelt Potsdam von Schnurrbärten und Grenadiermützen, aber gottlob sehe ich sie nicht. Ich arbeite friedlich in meinem Zimmer — bei Trommelklang. Von den Mittagstafeln habe ich mich gedrückt; da sind zu viele Generale und Prinzen. Ich konnte mich nicht darein finden, stets einem König zeremoniell gegenüberzusitzen und öffentlich zu reden. Ich speise mit ihm in kleinerem Kreise zu Abend. Das Souper ist kürzer, heiterer und gesunder. Ich stürbe nach drei Monaten vor Verdruß und Magenverstimmung, wenn ich täglich mit einem König öffentlich speisen müßte. . .

Voltaire an Graf d'Argental

Potsdam, 15. Oktober 1750.

... Ich glaubte, sehr starke Gründe für meine Übersiedlung zu haben. Übrigens führe ich hier ein einsames und arbeitsames Leben, das sowohl meiner Gesundheit wie meinen Studien ansteht. Von meinem Arbeitszimmer habe ich nur ein paar Schritte, um mit einem geistreichen Manne zur Nacht zu speisen[1],

[1] Voltaire wohnte im Stadtschloß; sein Zimmer lag im Erdgeschoß unter der Wohnung des Königs.

der voller Anmut und Einbildungskraft ist, der den Mittelpunkt der Geselligkeit bildet, und der kein anderes Unglück hat, als daß er ein sehr großer und sehr mächtiger König ist. Ich genieße die Freude, ihm bei seinen Studien nützlich zu sein, und schöpfe daraus neue Kraft für die meinen. Indem ich ihn verbessere, lerne ich mich selbst verbessern. Die Natur scheint ihn eigens für mich geschaffen zu haben; kurz, alle meine Stunden sind köstlich. Ich habe hier noch nicht den kleinsten Dorn in meinen Rosen gefunden. . .

Voltaire an den Marquis de Thibouville

Potsdam, 24. Oktober [1750].

. . . Ich baue ein Theater, ich lasse überall, wo ich bin, Komödie spielen, in Berlin wie in Potsdam. Es ist scherzhaft, daß ich einen Prinzen und eine Prinzessin von Preußen gefunden habe, die beide ohne jeden Akzent und mit viel Grazie deklamieren[1]. . . Ich bin hier in Frankreich. Man spricht nur Französisch. Deutsch ist für die Soldaten und die Pferde; man braucht es nur für unterwegs. . .

Über das Leben, das ich beim König führe, will ich mich nicht auf Einzelheiten einlassen; es ist ein Paradies für Philosophen, über alle Beschreibung. Man soupiert mit Cäsar, Mark Aurel, Kaiser Julian und bisweilen mit dem Abbé de Chaulieu[2]. Dazu der Reiz der Zurückgezogenheit, die Freiheit des Landlebens, mit all den kleinen Annehmlichkeiten, die ein Schloßherr und König seinen ganz ergebenen Tischgenossen verschaffen kann. . .

Voltaire an Madame Denis

Potsdam, 28. Oktober [1750].

. . . Ich schwöre Dir, ich nähme Reißaus, müßte ich hier als Kammerherr fungieren[3] wie an anderen Höfen. Mein Amt ist, nichts zu tun. Ich genieße meine Muße. Dem König widme ich täglich eine Stunde, um seine Verse und seine Prosawerke etwas abzurunden; ich bin sein Grammatiker, nicht sein Kammerherr. Der Rest des Tages gehört mir, und der Abend endet mit einem reizenden Souper. . . Gegenwärtig korrigiere ich die zweite Ausgabe[4], die der König von der „Geschichte des Hauses Brandenburg" machen will. Ein Autor wie er braucht nicht außer Landes zu gehen, um die Wahrheit zu sagen. Von diesem Rechte macht er ausgiebigen Gebrauch. Denke Dir, um unparteiischer dazustehen, fällt er über seinen Großvater[5] gewaltig her. Ich habe die Schläge nach Kräften gedämpft. Ich liebe diesen Großvater ein wenig; denn er war prachtliebend und hat schöne Denkmäler[6] hinterlassen. Nur mit Mühe habe ich die Vorwürfe gemildert, die der Enkel dem Großvater wegen seiner Eitelkeit macht, sich die Königskrone aufgesetzt zu haben. Von dieser Eitelkeit haben seine Nachkommen recht

[1] Vgl. S. 231. — [2] Der französische Dichter Guillaume Amfrye de Chaulieu (1639—1720). — [3] Am 25. September war Voltaire zum preußischen Kammerherrn ernannt. — [4] Die neue revidierte Ausgabe von 1751. — [5] König Friedrich I. (vgl. Ges. Werke, Bd. 1, S. 95ff.). — [6] Das Reiterdenkmal des Großen Kurfürsten von Schlüter.

solide Vorteile, und der Königstitel ist durchaus nicht übel. Schließlich sagte ich zu ihm: „Es ist Ihr Großvater, nicht der meine; tun Sie, wie es Ihnen beliebt.“ Dann habe ich nur an Ausdrücken gemäkelt. Das alles ist kurzweilig und füllt den Tag aus.



Voltaire an Darget

[Potsdam, Oktober 1750.]

Lieber Kollege! Ihr Lakai ist fortgelaufen, bevor ich das reizvollste Päckchen geöffnet hatte. Soeben werfe ich einen Blick auf die „Epistel“ des Salomos des Nordens an seinen Bruder[1]. Ist alles Weitere im gleichen Ton, so habe ich den Herkules Farnese mit keinem Meißelhieb zu verbessern. Die „Epistel“ ist in jeder Hinsicht vollendet. . .

[1] Der Thronfolger August Wilhelm.

Voltaire an Madame Denis

Potsdam, 6. November [1750].

Man weiß in Paris also, liebes Kind, daß wir in Potsdam „Cäsars Tod“[1] gespielt haben, daß Prinz Heinrich ein guter Schauspieler ohne jeden Akzent und sehr liebenswürdig ist, und daß hier Vergnügen herrscht? Das stimmt alles, aber —. Die Soupers des Königs sind köstlich. Man redet mit Verstand, Esprit, Wissen; die Freiheit herrscht; er ist die Seele des Ganzen; keine schlechte Laune, keine Wolken, wenigstens keine Gewitter. Mein Leben ist frei und voller Beschäftigung, aber — aber —. Opern, Komödien, Karussells, Soupers in Sanssouci, Kriegsmanöver, Konzerte, Studien, Lektüre; — aber — aber —. Die Stadt Berlin ist groß, mit weit breiteren Straßen als Paris, Paläste, Theater, leutselige Königinnen[2], reizende Prinzessinnen, schöne, schmucke Hofdamen, Tyrconnells Haus[3] stets voller Gäste, manchmal zuviel, — aber — aber — die kalte Jahreszeit rückt heran. . .

Maupertuis ist nicht sehr verbindlich; er greift meine Dimensionen mit seinem Zirkel hart an. Etwas Eifersucht soll dabei mitspielen. Dafür ist hier ein überlustiger Mensch: La Mettrie[4]. Sein Geist ist ein beständig aufsprühendes Feuerwerk. Dies Getöse belustigt zehn Minuten lang und ermüdet auf die Dauer gräßlich. Er hat eben ahnungslos ein schlechtes Buch („L'homme-machine“) geschrieben, das in Potsdam erschienen ist. Darin ächtet er Tugend und Reue, preist die Laster, lädt die Leser zu all seinen Ausschreitungen ein und verfolgt bei alledem keine schlechte Absicht. Sein Werk ist voller Geistesfunken, aber keine halbe Seite ist vernünftig; es ist wie Blitze in der Nacht. Vernünftige Leute haben ihm die Ungeheuerlichkeit seiner Moral vorgehalten; er war ganz erstaunt. Er wußte nicht, was er geschrieben hatte; auf Wunsch schreibt er morgen das Gegenteil. Gott schütze mich davor, ihn zum Arzt zu nehmen! Er gäbe mir in aller Unschuld ätzendes Sublimat statt Rhabarber und schüttelte sich dann vor Lachen. Dieser Sonderling von Arzt ist des Königs Vorleser. Das Spaßige dabei ist, daß er ihm jetzt die „Kirchengeschichte“[5] vorliest. Er überschlägt Hunderte von Seiten, und an gewissen Stellen ersticken König und Vorleser fast vor Lachen. . .

Potsdam, 17. November [1750].

Ich weiß, was man alles in Europa von Potsdam redet, . . . aber gar nichts von dem, was hier vorgeht. Die ewigen „Abers“ in meinem letzten Briefe[6] beziehen sich nicht auf das Gerede der Welt noch auf die Vorwürfe, die man mir in Frankreich macht, weil ich hier bin. . . . Ich will Dir diese „Abers“ erklären,

[1] Der eigentliche Titel ist: „Das gerettete Rom“. — [2] Die Königin-Mutter Sophie Dorothea und die regierende Königin Elisabeth Christine. — [3] Für den französischen Gesandten Tyrconnell vgl. S. 262. — [4] Julien Offray de La Mettrie (1709—1751), französischer Arzt und Philosoph, der, wegen seiner Schriften verfolgt, 1748 in Berlin eine Freistätte fand. Vgl. Ges. Werke, Bd. 8, S. 217 ff. (Friedrichs Gedächtnisrede auf ihn) und „Gespräche“, S. 42 ff. — [5] Im Jahre 1766 veröffentlichte der König einen Auszug aus der „Histoire de l'Église“ von Claude Fleury, den er mit einer „Vorrede“ begleitete (vgl. Ges. Werke, Bd. 8, S. 103 ff.) — [6] Vgl. das Schreiben vom 6. November.

damit Du Dir kein falsches Bild machst. Ich fürchte mich sehr, dem König von Preußen wie Jasmin[1] zu sagen: „Sie sind nicht viel besser geworden, Meister." Ich sah einen rührenden, pathetischen, ja sehr christlichen Brief, den der König an Darget[2] beim Tode seiner Frau geschrieben hat. Am selben Tage erfuhr ich, daß er ein Epigramm auf die Verstorbene gemacht hat; das gibt zu denken. Wir sind hier drei bis vier Ausländer und leben wie Mönche in einem Kloster. Gott gebe, daß unser hoher Abt sich nur über uns lustig macht! Trotzdem herrscht hier ein ziemlich anständiges Maß von Eifersucht. Wohin kriecht der Neid nicht, da er ja hier ist? Ach, ich schwöre Dir, da ist nichts zu beneiden. Man brauchte nur friedlich zu leben, aber die Könige sind wie die gefallsüchtigen Frauen: ihre Blicke erregen Eifersucht, und Friedrich ist sehr gefallsüchtig. Aber schließlich gibt es in Paris hundert Gesellschaftskreise, die noch mehr verseucht sind. Das grausamste „Aber" ist, daß ich deutlich erkenne, daß dies Land nichts für Dich ist. Wie ich sehe, verbringt man zehn Monate in Potsdam. Dies ist kein Hof, sondern eine stille Stätte, aus der die Damen verbannt bleiben, wenn wir auch nicht in einem Männerkloster sind. Alles wohl erwogen, erwarte mich in Paris.

Voltaire an Graf d'Argental

Potsdam, 28. November 1750.

... Wahrhaftig, Liebster, ich tat wohl daran, das schöne Frankreich zu verlassen, um die Ruhe bei einem Helden zu genießen, geschützt vor dem Gesindel, das mich verfolgte, vor den feierlichen Pedanten, die mich nicht verteidigten, den Frömmlern, die mir früher oder später einen schlimmen Streich gespielt hätten, vor den Neidern, die einem das Blut erst dann nicht mehr aussaugen, wenn man keins mehr hat. Die Natur hat Friedrich den Großen für mich geschaffen. Da muß sich schon der Teufel ins Spiel mischen, wenn meine letzten Lebensjahre nicht glücklich sind, im Verkehr mit einem Fürsten, der in allem mein Denken teilt, und der mich so lieb hat, wie ein König es vermag. Man glaubt, ich sei an einem Hofe, aber ich bin in einer philosophischen Zufluchtsstätte; nur Ihr fehlt mir, meine Teuren. Ich habe mir das halbe Herz aus der Brust gerissen, damit die andere Hälfte geborgen ist...

Voltaire an Thieriot[3]

Potsdam, November [1750].

... Ich genieße eine recht holde Muße, die Gunst und den Umgang eines der größten Könige, die je gelebt haben, eines Philosophen auf dem Throne, eines Helden, der selbst das Heldentum geringschätzt, und der in Potsdam wie Plato mit seinen Freunden lebt. Die Würden, Ehren und Wohltaten, mit denen er mich überhäuft, sind zuviel des Guten. Die Unterhaltung mit ihm ist die größte unter seinen Wohltaten. Noch nie hat man so viel Größe und so wenig Dünkel gesehen; noch nie war der klarste und solideste Verstand mit so viel Anmut

[1] In Voltaires Lustspiel: „L'enfant prodigue" (III, 6). — [2] Vgl. S. 234. — [3] Nicolas Claude Thieriot (1697—1772), französischer Schriftsteller und literarischer Agent König Friedrichs in Paris.

geschmückt. Das beständige Studium der schönen Literatur, die so viele Elende entehren, bildet seine Beschäftigung und seinen Ruhm. Hat er den Vormittag regiert, und zwar als Selbstherrscher, so ist er den Rest des Tages Philosoph, und seine Soupers sind das, was man sich in Paris darunter vorstellt. Sie sind



Und ich zur ewigen Glückseligkeit bestimmt werde herzlich lachen, wenn Ihr verdammt werdet
Volt vermischte Gedichte

stets köstlich, aber stets führt dabei die Vernunft das Wort; man spricht dreist seine Gedanken aus; man ist frei. Er hat erstaunlich viel Geist und teilt ihn anderen mit. . .

Voltaire an Darget

Berlin, 15. Februar 1751.

. . . Der König tut wohl daran, Montecuculi[1] und Turenne[2] zu lesen; nach Horaz und Virgil greift er zu ihnen. Er hat recht, man liebt seinesgleichen. Der ist aus anderem Stoffe als alle Welt! Die drei Parzen müßten für ihn einen Lebensfaden spinnen, der fünf- bis sechsmal länger ist als der der übrigen Menschen. Es ist lächerlich, daß er nur einen Körper hat, wo er mehrere Seelen besitzt. Sonnabend (20. Februar) hoffe ich meine schwache und elende Seele der seinigen zu Füßen zu legen[3]. . .

Voltaire an Graf d'Argental

Potsdam, 15. März [1751].

. . . Der König ist während meiner Krankheit so gütig gegen mich gewesen, daß ich der undankbarste Mensch wäre, wenn ich nicht noch ein paar Monate

[1] Graf Raimund Montecuculi (1609—1680), kaiserlicher Feldmarschall. — [2] Henri de la Tour d'Auvergne, Vicomte de Turenne (1611—1675), französischer Feldherr. — [3] Am 31. Januar war der König nach Potsdam zurückgekehrt; am 18. Februar wurde das Urteil im Hirschel-Prozeß (vgl. S. 226) gefällt.

bei ihm verbrächte. Ich war der einzige meiner Art, der in Berlin im Schlosse wohnte. Als er sich nach Potsdam begab[1] und ich ihm nicht folgen konnte, ließ er mir Equipagen, Köche und so weiter, und seine Maultiere und Pferde schafften meine Möbel nach einem reizenden Hause vor den Toren von Potsdam, das er mir als Wohnung überlassen hat[2]. Er ließ mir eine reizende Wohnung im Potsdamer Stadtschloß, wo ich einen Teil der Woche verbringe. Nach wie vor bewundere ich diesen einzigen Geist aus nächster Nähe, und er geruht mit mir zu plaudern. Kurz, wäre ich nicht ein paar hundert Meilen von Ihnen fern und etwas gesünder, ich wäre der glücklichste Sterbliche. . .

Potsdam, 27. April [1751].

Potsdam ist mehr denn je ein Gemisch von Sparta und von Athen. Täglich hält man Revuen ab und macht Verse. Algarotti[3] und Maupertuis sind hier. Man arbeitet, dann speist man heiter zur Nacht mit einem König, der ein großer Mann und ein guter Gesellschafter ist. Das alles wäre reizend, wäre man gesund. . . Ohne diese Unterleibsbeschwerden und ohne die Trennung von Ihnen wäre ich hier wie im Paradiese. In einem Königspalast wohnen, von früh bis spät völlig frei sein, von den allzu gästereichen und unbekömmlichen Mittagsmahlzeiten befreit sein, und wenn es dem Magen beliebt, mit einem philosophischen König soupieren, in einem Landhause dicht an einem schönen Flusse an meinem „Zeitalter Ludwigs XIV." arbeiten, das alles wäre köstlich, wenn Ihr mir nicht alles verdürbet. . .

Voltaire an Devaux[4]

Potsdam, 8. Mai [1751].

. . . Unser Aufenthalt in Potsdam ist eine ständige Akademie. Den ganzen Vormittag überlasse ich den König dem Mars, aber am Abend spielt er den Apollo, und beim Soupieren ist ihm nicht anzumerken, daß er fünf bis sechstausend Helden von sechs Fuß exerziert hat. Das ist wie Athen und Sparta, Feldlager und Garten Epikurs, Trompeten und Violinen, Krieg und Philosophie. Ich bin bei Hofe und doch völlig frei. Wäre ich es nicht, so könnte mir weder eine Riesenpension noch ein goldner Schlüssel, der mir die Tasche zerreißt, noch ein armseliges Ordensband, noch das Soupieren mit einem Philosophen, der fünf Schlachten gewonnen hat, das geringste Glück schenken. . .

Voltaire an Graf d'Argental

Potsdam, 29. Mai [1751].

. . . Der König von Preußen hat soeben drei bis vier Schauspiele gegeben, die des Mars würdig sind. Ich sah dreißigtausend Mann, die mich erzittern

[1] 31. Januar. — [2] Das sogenannte „Marquisat" (heute: Alte Luisenstraße 23/24) vor dem Brandenburger Tor, ein Lusthaus mit einem großen, bis an die Havel reichenden Garten, das König Friedrich dem Marquis d'Argens 1748 geschenkt hatte und das Voltaire nun auf seine Bitte bezog. — [3] Vgl. S. 223. — [4] Vorleser des ehemaligen Königs von Polen Stanislaus I. Leszczynski.

ließen. Von da eilt er weit fort in seine Staaten, um zuzusehen, ob alles gut geht, und dafür zu sorgen, daß es besser wird[1], und ich, sein armseliger Bewunderer, bleibe in seinem Schloß mit meinem „Jahrhundert Ludwigs XIV.". Wie soll ich ihm für alle seine Güte danken? Ich kann weiter nichts tun als sie bekannt geben; ihm schulde ich mein Glück und meine Muße. Niemand wohnt in seinem Schlosse bequemer als ich. Seine Köche versorgen mich. Ich habe eine Königin zur Rechten und eine zur Linken, aber ich sehe sie höchst selten; Ludwig XIV. hat den Vorzug. Kein Zwang, keine Pflicht. Sie müssen das alles erzählen, lieber Freund, damit die gute Gesellschaft mich entschuldigt, Böswillige etwas bestraft werden und alle Welt erfährt, wie ein so großer Monarch unsere schöne Literatur aufnimmt. . .

Voltaire an die Marquise du Deffand

Potsdam, 31. Mai [1751].

. . . Der König flößt mir solchen Arbeitseifer ein, daß, wenn ich nie gelernt hätte, mich zu beschäftigen, ich es bei ihm lernen würde. Ich habe nie einen so tätigen Menschen gesehen. Ich würde mich des Müßiggehens schämen, wenn ich einen König sehe, der jeden Vormittag ein Land von zweihundert Meilen regiert und den ganzen Nachmittag der Literatur widmet. Hier liegt das Geheimnis, die Langeweile zu meiden, aber dazu muß man eine Arbeitswut haben wie er und wie ich, sein unwürdiger Diener. . .

Voltaire an Madame de Fontaine

Potsdam, 17. August [1751].

. . . Nie habe ich ein so glückliches und ruhiges Dasein genossen. Denke Dir ein herrliches Schloß, dessen Herr mir völlige Freiheit läßt, schöne Gärten, gutes Essen, etwas Arbeit, Geselligkeit und köstliche Soupers mit einem philosophischen König, der seine fünf Siege und seine Größe vergißt. . .

Voltaire an den Herzog von Richelieu[2]

August [1751].

. . . Der König von Preußen behandelt mich ebenso gut, wie ich daheim schlecht behandelt wurde. Er verspricht mir, ich soll den Rest meines Lebens glücklich verbringen. . . Und er hat mir Wort gehalten, noch über das hinaus, was er mir versprochen hatte. Einen Augenblick habe ich etwas geschmollt, aber die Aussprache hat alles bald wieder beigelegt. Ich genieße völlige Freiheit, bin vor allem Herr meiner Zeit und in nichts behindert. Werden Sie es glauben: die Königinnen haben mich gebeten, bei ihnen zu Mittag oder zur Nacht zu speisen,

[1] Am 31. Mai reiste der König zu den Revuen nach Magdeburg und den westlichen Provinzen. — [2] Louis François Armand Duplessis, Herzog von Richelieu (1696—1788), Marschall von Frankreich, Mitglied der Pariser Akademie. Er führte 1757 das französische Heer in Westdeutschland. Das obige von Moland (Bd. 37, S. 163) unter 1750 eingereihte Schreiben gehört vielmehr dem Jahre 1751 an, wie der Hinweis auf den Lord-Marschall von Schottland (vgl. S. 243) beweist.

wann es mir beliebt, und sie finden noch, daß ich zu selten bei ihnen erscheine! Die Abendmahlzeiten beim König sind sehr angenehm; sie machen mir Spaß; das hält den Geist rege. Die Unterhaltung ist oft sehr lehrreich und gibt der Seele Nahrung. Ich erspare sie mir, wenn mein sehr schlechtes Befinden es gebietet. Falls Sie den Lord-Marschall[1] sehen, kann er Ihnen sagen, wie es dabei hergeht, und Sie werden zugeben, daß das philosophische Leben in Potsdam ebenso glücklich wie eigenartig ist. Es paßt besonders für eine so zerrüttete Gesundheit wie die meine.

Maupertuis ist allerdings ungesellig geworden, aber Algarotti[2] und andere sind sehr umgänglich. Was braucht man in meinen Jahren mehr? Und welche ehrenvollere und holdere Zufluchtsstätte kann man sich auf Erden ersinnen? Das trifft dermaßen zu, daß ich die notwendige Rücksichtnahme auf die Umgebung des Herrschers in meine Rechnung gar nicht einstelle. Ich mache mir so wenig aus den kleinen Ehren und Auszeichnungen, die nötig sind, nur damit die Schildwachen mich durchlassen. Gern gäbe ich die goldenen Schlüssel und Ordenskreuze her, nebst den 20000 Franken Pension, die Sie mir zum Vorwurf machen und die man in Frankreich doch so selten bekommt. Ich gäbe alles daran, um die Ehre zu haben, mit Ihnen leben zu können und meine Nichte und meine Freunde wiederzufinden. Schon vor zwanzig Jahren habe ich Ihnen gesagt, es sei mein leidenschaftlicher Wunsch, mein Leben bei Ihnen zu beschließen.

Aber wie Sie mir zugeben werden, man muß wenigstens die moralische Gewißheit haben, in seinem Vaterlande gut aufgenommen zu werden, um ein solches Opfer zu bringen. Das „Zeitalter Ludwigs XIV." habe ich nur deshalb vollendet, um mir die Wege dazu zu ebnen, indem ich mir die Achtung der ehrlichen Leute verdiente. Der Gegenstand ist so heikel, daß ich ihn nur in der Ferne behandeln zu können glaubte. Ich habe versucht, als Weiser zu schreiben, fürchte jedoch, daß Toren mich beurteilen werden. Zudem erfordert die Geschichtschreibung eine so unabhängige Wahrhaftigkeit, daß ein Historiograph Frankreichs sein Werk nur außer Landes verfassen kann. Übrigens werden Sie gerechterweise zugeben, daß ich nicht die Parallele zwischen Ludwig XIV. und einem Kurfürsten von Brandenburg gezogen habe[3]: so etwas läßt sich nicht vergleichen. Man muß dem König von Preußen diese kleine Gefälligkeit für seinen Vorfahren verzeihen. Ich habe sein Werk durchgesehen, habe mich aber wohl gehütet, ihm wegen dieser Stelle die geringsten Vorhaltungen zu machen; zudem habe ich nicht alles verbessern können. Er hat es für sich geschrieben, ich das „Zeitalter Ludwigs XIV." für Frankreich.

Sie werden mir gewiß so viel Gerechtigkeit widerfahren lassen und wissen hinreichend Bescheid, um keinen Anstoß daran zu nehmen, daß ich nach Frankreich erst dann zurückkehre, wenn ich weiß, wie eine Geschichte aufgenommen wird, die alle Stände, die Religion, die Regierung betrifft. . .

[1] Georg Keith, Lord-Marschall von Schottland (vgl. S. 222), ging im August 1751 als preußischer Gesandter nach Frankreich. — [2] Vgl. S. 241. — [3] Am Schluß der Abhandlung über den Großen Kurfürsten in König Friedrichs „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg" (vgl. Ges. Werke, Bd. 1, S. 90ff.).

Wie Sie mir gütigst mitteilten, sind der König und Frau von Pompadour, die mich in Frankreich keines Blickes würdigten, verletzt, weil ich Frankreich verlassen habe. Wie wird es mir also bei meiner Rückkehr ergehen? Frau von Pompadour schien sich letzthin von mir abgewendet zu haben. Soll ich auf die Gunst, auf den vertrauten Umgang eines der größten Herrscher auf Erden verzichten, eines Mannes, der im Gedächtnis der Nachwelt fortleben wird, um bei einem Lever ein freundliches Wort zu erhaschen, das ja doch nicht gesprochen wird? ...

Voltaire an den Herzog von Richelieu

Berlin, 31. August [1751].

... Nun will ich Ihnen auf Ihre Frage antworten, warum ich in Preußen bin. Ich werde ebenso wahrheitsgetreu antworten, wie ich Geschichte schreibe, sollten auch alle Postämter der Welt meine Briefe öffnen.

Ich war abgereist, um dem König von Preußen meine Aufwartung zu machen. Dann wollte ich Italien besuchen und hierauf heimkehren, nachdem ich mein „Zeitalter Ludwigs XIV." in Holland zum Druck gebracht hatte. Ich komme nach Potsdam. Des Königs große blaue Augen, sein sanftes Lächeln und seine Sirenenstimme, seine fünf Schlachten, seine ausgesprochene Vorliebe für zurückgezogenes Leben und Arbeit, für Vers und Prosa, kurz, seine Güte, die einen umnebeln konnte, köstliche Unterhaltung, Freiheit, Vergessen der Königswürde im Verkehr, tausend Aufmerksamkeiten, die schon bei einem Privatmann bestechend wären — das alles verdreht mir den Kopf. Ich gebe mich ihm hin, leidenschaftlich, blindlings, ohne Überlegung. Ich bilde mir ein, in einer französischen Provinz zu sein. Er erbittet mich von seinem Bruder, dem König [von Frankreich], und ich glaube, sein Bruder, der König, wird das sehr gut finden. Ich schwöre Ihnen, als wäre es auf dem Totenbette, es ist mir nicht in den Sinn gekommen, der König oder Frau von Pompadour könnten mich überhaupt beachten und im mindesten verletzt sein. Ich sagte mir: Was liegt dem König von Frankreich an einem Atom meiner Art mehr oder weniger? In Frankreich wurde ich seit dreißig Jahren von Literaten und Frömmlern geplackt, als Spielball behandelt, verfolgt. Hier lebe ich ruhig, führe ein Dasein, das meiner schlechten Gesundheit völlig ansteht, habe meine ganze Zeit für mich, keine Pflicht zu erfüllen; der König läßt mich stets in meinem Zimmer zu Mittag speisen, oft auch zu Abend. So lebe ich seit Jahresfrist. Ich gestehe Ihnen, ohne den lebhaftesten Wunsch, Ihnen meine Aufwartung zu machen, der mich immerfort quält, und ohne eine herzlich geliebte Nichte wäre ich überglücklich. . .

Voltaire an Madame Denis

Berlin, 2. September [1751].

... La Mettrie[1] ist ein unbedeutender Mensch, der mit dem König nach der Vorlesung zwanglos plaudert. Mit mir spricht er vertraulich. Er hat mir ge-

[1] Vgl. S. 238.

schworen, als er neulich mit dem König über meine angebliche Gunst und den Neid, den sie erweckte, sprach, habe der König ihm geantwortet: „Ich werde ihn höchstens noch ein Jahr brauchen. Man preßt die Zitrone aus und wirft die Schale fort.“ Ich habe mir diese lieben Worte wiederholen lassen. Ich habe ihn mit Fragen bestürmt, er hat es beschworen. Glaubst Du es? Soll ich es



JULIEN OFFROI LA METTRIE
der Arzney Kunst Doctor und Mittglied der Konigl. Societæt der Wissenschaften zu Berlin

glauben? Ist es möglich? Wie, nach sechzehn Jahren voller Güte, nach all den Anerbietungen und Versprechungen, nach dem Briefe, den Du als unverbrüchliches Unterpfand seines Wortes aufbewahren solltest[1]! Und das jetzt, wo ich ihm alles opfere, um ihm zu dienen, wo ich nicht nur seine Werke verbessere, sondern ihm auch in meinen Randglossen eine Rhetorik, eine folgerechte Poetik

[1] In einem Schreiben vom 23. August 1750 hatte der König die Bedenken, die Voltaires Nichte, Madame Denis, gegen seine Übersiedlung nach Preußen hegte, bündig widerlegt. Dieses Schreiben war von Voltaire seiner Nichte als „wertvolles Denkmal“ zur Aufbewahrung übersandt worden.

schaffe, aus lauter Betrachtungen, die ich an der Hand der mir etwa aufgestoßenen kleinen Fehler über die Eigenheiten unserer Sprache anstelle, wo ich nur danach trachte, seinen Genius zu unterstützen, ihn aufzuklären und ihn in den Stand zu setzen, tatsächlich meiner Hilfe zu entraten!

Ich habe mir wahrlich ein Vergnügen und eine Ehre daraus gemacht, seinen Geist zu pflegen; alles trug zu meiner Illusion bei: ein König, der Schlachten und Provinzen gewonnen hat, ein nordischer König, der französisch dichtet, ein König schließlich, den ich nicht gesucht hatte und der mir sagte, er liebe mich — warum sollte er mir sonst auch so entgegengekommen sein? Es ist mir unfaßlich! Ich begreife nichts mehr!

Ich tat mein möglichstes, um La Mettrie nicht zu glauben. Trotzdem bin ich ungewiß. Beim Durchlesen seiner Verse fand ich eine Epistel an den Maler Pesne, der in seinen Diensten steht. Sie fängt mit diesen Versen an:

> Welch Wunder trifft mein Auge! Pesne, dich hebt
> Zum Rang der Götter deines Pinsels Stärke[1].

Diesen Pesne sieht er nicht an. Dennoch ist er der „Gott". Vielleicht bin ich ihm ebenso viel, d. h. wenig. Vielleicht läßt er sich bei allem, was er schreibt, nur von seinem Verstande leiten, und sein Herz bleibt kühl. Vielleicht haben all seine Briefe mit ihrer überschwenglichen Güte nichts zu bedeuten. Nun gebe ich Dir furchtbare Waffen gegen mich selbst in die Hand. Man wird mich schwer verurteilen, daß ich so vielen Schmeicheleien erlegen bin. Du wirst mich für einen zweiten Jourdain halten, der da sagt: „Kann ich einem Herrn vom Hofe, der mich teurer Freund nennt, etwas abschlagen?"[2] Aber ich antworte: es handelt sich um einen liebenswürdigen König.

Du kannst Dir meine Betrachtungen, Gewissensbisse und Verwirrung vorstellen — mit einem Wort, Du kannst Dir denken, welche Pein La Mettries Geständnis mir verursacht hat. Du wirst mir raten: „Reise ab!" Aber das geht nicht. Wenn man etwas angefangen hat, muß man es auch durchführen... Was tun? Ignorieren, was La Mettrie mir gesagt hat, mich nur Dir anvertrauen, alles vergessen und abwarten...

Potsdam, 29. Oktober [1751].

... Ich träume noch immer von der „ausgepreßten Zitrone"[3]. Ich versuche, nicht daran zu glauben, aber ich fürchte, es geht mir wie den Hahnreien, die sich zu dem Gedanken zwingen, daß ihre Frauen sehr treu sind. Im Herzensgrunde spüren die Ärmsten etwas, das ihnen ihr Unglück weissagt.

Ich bin ganz sicher, mein huldvoller Herr hat mir in seinen „Denkwürdigkeiten" tüchtig eins ausgewischt[4]. In seinen Dichtungen[5] hat er dem Kaiser und dem König von Polen Bosheiten versetzt. Schon gut, ein König mag Epi-

[1] Vgl. Ges. Werke, Bd. 10, S. 29. — [2] Vgl. Molières Lustspiel „Le Bourgeois gentilhomme" (III, 3) — [3] Vgl. S. 245. — [4] Vgl. Friedrichs abfällige Äußerung in der „Geschichte meiner Zeit" über Voltaires politische Mission im Jahre 1743 (Ges. Werke, Bd. 2, S. 149). — [5] Den „Oeuvres du philosophe de Sanssouci".

gramme gegen Könige, ja gegen Minister machen, aber er sollte nicht auf die Petersilie niederhageln.

Denke Dir, Se. Majestät hat in seinen Schwänken seinen Sekretär Darget[1] mit allerlei Zügen ausgestattet, über die dieser sehr gekränkt ist. Er läßt ihn eine scherzhafte Rolle in seiner Dichtung „Das Palladion"[2] spielen, und diese Dichtung ist gedruckt, freilich nur in wenig Exemplaren.

Was soll man da sagen? Man muß sich trösten, wenn es wahr ist, daß die Großen die Kleinen, über die sie sich lustig machen, lieben. Aber was tun, wenn sie sie nicht lieben? Sich gleichfalls ganz sacht über sie lustig machen und sie ebenso verlassen. Es bedarf einiger Zeit, um das Geld flüssig zu machen, das ich hierher kommen ließ. Diese Zeit soll der Geduld und der Arbeit gewidmet werden. Der Rest meines Lebens soll Dir gehören.

Ich bin sehr froh über die Rückkehr des Bruders Isaak d'Argens[3]. Er war anfangs etwas störrisch, hat sich aber in den Ton des Orchesters gefunden. Ich habe ihn mit Algarotti ausgesöhnt. Wir leben wie Brüder; sie besuchen mich in meinem Zimmer, das ich nicht verlasse. Von da gehen wir zum Souper beim König, das manchmal ganz heiter ist. Ich gleiche so ziemlich dem Mann, der vom Kirchtum fiel und der, als er ganz sanft in der Luft schwebte, sagte: „Sehr schön, solange es dauert."

Potsdam, 14. November [1751].

... Der König hat für mich eine Ode geschrieben, worin er mich ermahnt, alt zu werden und zu sterben. Ich habe sie ihm verbessert und fühle mich davon nicht wohler. Er behandelt mich wirklich als „Gott", wie den Maler Pesne[4]. Wir wissen, was das Wort bedeutet...

Potsdam, 24. Dezember [1751].

... Gern hätte ich La Mettrie auf dem Sterbebett nach der „ausgepreßten Zitrone" gefragt[5]. Diese schöne Seele hätte in dem Augenblick, wo sie vor Gott erscheinen sollte, nicht gelogen. Sehr wahrscheinlich hat er die Wahrheit gesprochen. Er war der närrischste Mensch, aber auch der treuherzigste. Der König hat sich nach der Art seines Sterbens genau erkundigen lassen, ob er alle katholischen Riten befolgt hat, ob etwas Erbauliches dabei war. Es hat sich aber erwiesen, daß er als Philosoph gestorben ist. „Das ist mir für seine Seelenruhe sehr lieb", sagte der König. Wir mußten lachen, und er lachte mit. Gestern sagte er mir in Gegenwart von d'Argens, er hätte mir eine Provinz gegeben, um mich bei sich zu haben. Das sieht nicht nach der „Zitronenschale" aus...

Wie doch aus der Ferne alle Dinge anders aussehen! Ich bekomme Briefe von Mönchen, die ihr Kloster verlassen wollen, um zum König von Preußen zu gehen, weil sie vier französische Verse gemacht haben. Leute, die mir völlig unbekannt sind, schreiben mir: „Da Sie der Freund des Königs von Preußen

[1] Vgl. S. 234. — [2] Vgl. Ges. Werke, Bd. 9, S. 177ff. — [3] Voltaire nannte den Marquis d'Argens (vgl. S. 215) Bruder Isaak mit scherzhafter Anspielung auf die von diesem verfaßten „Lettres juives". — [4] Vgl. S. 246. — [5] La Mettrie (vgl. S. 238) starb am 11. November 1751.

sind, bitte ich Sie, mein Glück zu machen." Ein anderer schickt mir ein Bündel Träumereien; er hat den Stein der Weisen gefunden, will sein Geheimnis aber nur dem König verraten. Ich habe ihm sein Paket zurückgeschickt und geschrieben, der König habe den Stein der Weisen. . .

Voltaire an Darget

Berlin, 11. Februar 1752.

. . . Ich weiß nicht, ob der König seine Mußestunden jetzt mit Versen oder mit Prosa ausfüllt[1], aber das weiß ich, daß er in beidem jetzt leicht ohne meine grammatische Schulfuchserei auskommen kann. Er hat die Genauigkeit und Feinheit unserer Sprache mit seinem Genie vermählt. Ich kann ihm überflüssig werden, aber er wird mir sehr notwendig, denn was tue ich hier in meiner Einsamkeit? . . . Freilich bin ich in einem traurigen Zustand und fühle, daß ich ein schlechter Gast sein werde. Aber mir bleiben doch Ohren, um zu hören, und eine Seele, um zu fühlen. Sobald also mein Leib sich rühren kann, werde ich Ohren und Seele nach Potsdam bringen. . .

Voltaire an die Gräfin d'Argental

Potsdam, 14. März [1752].

. . . Ich spreche mit Graf Algarotti täglich von Ihnen. Er bildet die Wonne unserer Zufluchtsstätte in Potsdam. Oft haben wir die Ehre, mit einem großen Manne zu speisen, der bei uns seine Größe, ja selbst seinen Ruhm vergißt. Die Abendmahlzeiten der sieben Weisen waren nicht soviel wert wie die unseren; nur die Ihren stehen darüber. . .

Unser Leben ist hier sehr sanft und wäre es noch mehr, wenn Maupertuis es wollte. Die Lust, zu gefallen, gehört nicht zu seinen Mathematikermessungen und die Reize der Geselligkeit nicht zu den Problemen, die er gern löst. Zum Glück ist der König kein Mathematiker, und Algarotti ist es nur so weit, als nötig ist, um Gründlichkeit mit Anmut zu verbinden. Wir arbeiten jeder auf unserem Gebiet, und abends kommen wir zusammen. Übrigens nimmt der König auf meine schlechte Gesundheit so viel Rücksicht, daß ich ihm wohl das Leben verdanke. Ich habe alle Bequemlichkeiten, die ich im Schloß eines großen Königs haben kann, ohne irgend einen der Nachteile, ja selbst der Pflichten eines Hofes. Denken Sie sich das Leben im Schloß als das freieste Landleben. Ich habe alle Zeit für mich und kann so viele „Zeitalter" beschreiben, wie ich will. . .

Voltaire an Madame Denis

Potsdam, 22. April [1752].

Das ist ja eine spaßhafte Idee, den „Philoktet" von Studenten der Universität in meinem Hause auf Griechisch aufführen zu lassen! Das Stück wird gewiß

[1] Der König war am 26. Januar aus Berlin nach Potsdam zurückgekehrt.

Erfolg haben; denn kein Mensch wird es verstehen. Die Pariser Ränkeschmiede verstehen ja kein Griechisch. . . Wie Du weißt, leidet der Held dieses Stückes an einer Wunde am Fuß. Man müßte für seine Rolle einen Gichtkranken nehmen. Der König von Preußen wäre der rechte Mann dazu, aber statt zu schreien, wie der griechische Held, würde er lieber zu Pferde steigen und die Soldaten des Pyrrhus exerzieren. Gegenwärtig leidet er sehr an Gicht. Was glaubst Du wohl, was er genommen hat? Seine Stiefel! Sein Fuß ist nur um so ärger geschwollen. . .

Potsdam, 22. Mai [1752].

. . . Die Einzelheiten dieses Kriegsausbruches[1] kenne ich noch nicht. Ich komme nicht aus Potsdam heraus. Maupertuis liegt krank in Berlin, weil er etwas zuviel Branntwein getrunken hat, den seine Landsleute ja nicht verschmähen. Trotzdem versetzt er mir alle möglichen Hiebe, und ich fürchte, er tut mir mehr Unrecht als dem Professor König. Ein falscher Bericht, ein geschickt hingeworfenes Wort, das sich herumspricht, dem Könige zu Ohren kommt und in seinem Herzen zurückbleibt, ist eine Waffe, gegen die es oft keinen Schild gibt. D'Argens hat nicht so übel daran getan, daß er die Gestade des Mittelmeers aufgesucht hat; ich werde noch besser daran tun, die Ufer der Seine aufzusuchen.

Voltaire an die Markgräfin von Bayreuth

[Ende Mai 1752.]

. . . Ich bin in Potsdam geblieben, während Ihr Bruder, der König, auf den Feldern bei Berlin Krieg führt. Wie Sie wissen, hatte er einen ziemlich langen und heftigen Gichtanfall. Aber was Sie nicht wissen: dabei zog er einen Stiefel über seinen geschwollenen Fuß[2] und hielt bei Regen Revuen ab. Da wird sich die Nachwelt nicht wundern, daß er Schlachten gewonnen hat. Ich bewundere ihn täglich, als König wie als Menschen. Seine Güte und Nachsicht im geselligen Verkehr bilden den Reiz meines Lebens. Mit Recht hat er in einer seiner schönen Oden[3] gesagt, er sei „als König streng, doch mild als Bürger", aber er ist noch mehr mild als Bürger denn streng als König. Seine Tugenden und Talente, seine Philosophie, seine Verachtung des Aberglaubens, sein zurückgezogenes, geregeltes Leben, sein steter Eifer für die Studien wie für das Wohl seiner Staaten — all das fesselt mich eng und für immer an ihn; ich bereue nicht im mindesten, daß ich für ihn alles aufgab. Euer Königl. Hoheit sollten ihm wirklich in einem Ihrer Briefe schreiben, daß er mir den Kopf verdreht. Er flößt mir mehr Begeisterung ein als der Fanatismus den Frömmlern. Aber ich sage ihm davon nichts; er kennt mein Geheimnis nicht ganz. . .

[1] Zwischen Maupertuis und dem Professor Samuel König in Leiden (vgl. S. 226). — [2] Vgl. das Schreiben an Madame Denis vom 22. April. — [3] In der Epistel: „A mon esprit" (vgl. „Oeuvres de Frédéric le Grand", Bd. 10, S. 221; Berlin 1849).

Voltaire an Darget

Potsdam, 1. Juli 1752.

... Die Feste in Charlottenburg waren prachtvoll; die Prinzessin[1] hat ihren Gatten, den König, den ganzen Hof bezaubert. D'Arnaud[2] hat ein Hochzeitsgedicht gesandt, das ein Meisterwerk von Unsinn ist. Der arme Kerl reicht nicht im entferntesten an den Genius des Philosophen von Sanssouci heran, dessen Begabung sich täglich mehr entwickelt. Da ich ihn nur als solchen betrachte, lasse ich den König beiseite und beschränke mich gänzlich auf den Philosophen und auf den liebenswürdigen Menschen. Er schenkt uns köstliche Abende. Der Rest des Tages gehört mir...

Voltaire an König Friedrich

[Juli 1752.]

Sire! Sie erzählten gestern die Geschichte von Gustav Wasa[3] mit so sprühender Beredsamkeit, daß Sie alle Welt entzückten. Ich hoffe, wenn Sie das Fort Balbi in friedlichem Kampfe erobert haben[4], werden Sie sich das Vergnügen machen, Ihre gestrige, so lebendige und rührende Erzählung in Verse zu bringen. Es gibt wirklich einen außerordentlichen Menschen auf Erden:

Ein großer Herrscher bis zur Mittagsstunde,
Am Nachmittag Schriftsteller ersten Ranges,
Tagsüber Philosoph voll edlen Dranges
Und abends göttlich bei der Tafelrunde.
Ein schönes Schicksal ist ihm so beschieden —
O nähm' es doch kein Ende je hienieden!

Voltaire an Madame Denis

Potsdam, 24. Juli [1752].

Du und Deine Freunde, Ihr habt völlig recht, mich zur Heimkehr zu drängen, aber Du hast Deine Briefe nicht stets bei sicherer Gelegenheit gesandt, und was man mit der Post schreibt, kommt bald zutage... Die Post ist eine schöne Erfindung, aber nur für Wechselbriefe! Das Herz kommt dabei nicht auf seine Rechnung; in der Fremde darf man es nicht mehr öffnen. So ist mir der größte Trost versagt; ich schreibe Dir also nur noch bei seltenen und sicheren Gelegenheiten.

So liegen die Dinge: Maupertuis[5] hat unter der Hand in Umlauf gebracht, ich fände die Werke des Königs sehr schlecht; er bezichtigt mich, gegen eine gefähr-

[1] Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Kassel (1726—1808), am 25. Juni vermählt mit Prinz Heinrich, dem Bruder des Königs. — [2] Vgl. S. 230. — [3] Gustav Erichssohn (1496—1560), aus dem Adelsgeschlechte der Wasa, nach der Befreiung Schwedens vom Dänenjoch 1523 zum König gewählt. — [4] Ein von dem Oberstleutnant Johann Friedrich von Balbi auf dem Potsdamer Exerzierplatz erbautes Festungspolygon, an dem vom 25.—31. Juli Übungen vorgenommen wurden. — [5] Vgl. S. 248 f.

liche Macht, die Eigenliebe, zu konspirieren. Er läßt heimlich verbreiten, als der König mir Verse zum Verbessern schickte, hätte ich gesagt: „Wird er es denn nicht müde, mir seine schmutzige Wäsche zum Waschen zu schicken?“ Solche seltsamen Reden flüstert er zehn bis zwölf Leuten ins Ohr und ermahnt sie, ver-



schwiegen zu sein. Kurz, ich glaube, der König hat es schließlich erfahren. Ich ahne es nur; Gewißheit kann ich nicht erlangen. Das ist keine sehr angenehme Lage. . .

Potsdam, 9. September [1752].

Liebes Kind! Ich beginne zu merken, daß ich mit einem Fuße außerhalb des Zauberpalastes der Alcina[1] stehe. Die Gelder, die ich nach Berlin hatte kommen lassen, bringe ich bei dem Herzog von Württemberg[2] unter, der uns beiden eine Lebensrente darauf aussetzen wird. . . Kurz, Du kannst auf die Sicherheit dieses Geschäftes und auf meine Abreise bauen. Sobald meine Ladung fertig ist, werde ich von der Insel der Kalypso absegeln, und mein Wiedersehen mit meiner Nichte wird weit froher sein als das des Odysseus mit seiner alten Frau.

Voltaire an die Marquise du Deffand

Potsdam, 23. September [1752].

. . . Es scheint Ihnen vielleicht sonderbar, daß ich mich eines zurückgezogenen Lebens rühme, wo ich am Hofe eines großen Königs bin. Aber Sie dürfen sich nicht einbilden, ich erschiene des Morgens mit weißgepuderter Perücke zu einem Lever, ginge feierlich zur Messe, wohnte dann stehend einer königlichen

[1] Die Schwester der Fee Morgana in Ariosts Heldengedicht „Der Rasende Roland“. — [2] Herzog Karl Eugen (1728—1793).

Mahlzeit bei, ließe in die Zeitungen einrücken, ich ginge zu Hofe, und nach Tisch schriebe ich geistliche Lieder und Romanzen.

Solchen Glanz hat mein Leben nicht. Ich habe niemandem den Hof zu machen, selbst dem Hausherrn nicht, und ich arbeite nicht an geistlichen Liedern. Ich wohne bequem in einem schönen Schloß, habe zwei bis drei Gottlose bei mir, mit denen ich regelmäßig und einfacher zu Mittag speise als ein Frömmler. Geht es mir gut, so soupiere ich mit dem König, und die Unterhaltung dreht sich nicht um private Scherereien noch um allgemeine Zwecklosigkeiten, sondern man redet von gutem Geschmack, von allen Künsten, von der wahren Lebensweisheit, von der Kunst, glücklich zu sein, von der Kunst, Wahres vom Falschen zu unterscheiden, von der Gedankenfreiheit, von den Wahrheiten, die Locke[1] lehrt und die die Sorbonne nicht kennt, von dem Geheimnis, den Frieden aus einem Reiche durch Beichtzettel zu vertreiben[2]. Kurz, seit zwei Jahren bin ich an einem sogenannten Hofe, der aber nur eine Zufluchtsstätte für Philosophen ist. Es vergeht kein Tag, an dem ich nicht etwas gelernt hätte.... Das ist mehr wert als die lächerlichen Stürme, die ich in Paris durchgemacht habe....

Voltaire an Madame Denis

Potsdam, 15. Oktober [1752].

Das ist beispiellos und wird nie Nachahmung finden; das ist einzig in seiner Art. Ohne ein Wort von Königs Antwort[3] gelesen zu haben, ohne irgendwen zu hören und um Rat zu fragen, hat der König von Preußen soeben eine Streitschrift gegen König, gegen mich, gegen alle drucken lassen, die die Unschuld dieses so grausam verurteilten Gelehrten verteidigen wollen[4]. Alle, die Partei für diesen ergriffen haben, behandelt er als Neidbolde, als Narren, als unehrliche Leute. Hier ist diese eigenartige Schrift, und ein König hat sie verfaßt!

Die deutschen Schriftsteller, die nicht ahnten, daß ein Herrscher, der Schlachten gewonnen hat, der Urheber eines solchen Machwerkes sei, haben freimütig davon gesprochen, wie von dem Versuch eines Schülers, der kein Wort von der Sache versteht. Nun aber ist die Schrift in Berlin mit dem preußischen Adler, mit Krone und Zepter vor dem Titel neu gedruckt worden. Adler, Zepter und Krone sind sehr erstaunt, sich dort zu befinden. Alle Welt zuckt die Achseln, schlägt die Augen nieder und wagt nichts zu sagen. Die Wahrheit wird besonders dann vom Throne verscheucht, wenn ein König Schriftsteller ist. Gefallsüchtige Frauen, Könige und Dichter sind an Schmeichelei gewöhnt. Friedrich vereinigt diese drei Kronen auf seinem Haupte. Durch diese dreifache Mauer der Eigenliebe kann die Wahrheit nicht dringen....

[1] John Locke (1632—1704), englischer Philosoph. — [2] Unter Einführung von Beichtzetteln hatte 1749 der Erzbischof von Paris verordnet, allen die Absolution zu verweigern, die verdächtig waren, Gegner der (gegen die Jansenisten) gerichteten Konstitution Unigenitus zu sein. — [3] An Maupertuis (vgl. S. 249). — [4] „Brief eines Akademikers in Berlin an einen Akademiker in Paris" (vgl. Ges. Werke, Bd. 8, S. 227 ff.).

Aber das ist noch das Geringste, was geschehen ist. Ich bin leider auch Schriftsteller und gehöre zur Gegenpartei. Ich habe kein Zepter, wohl aber eine Feder, und diese Feder hatte ich, ich weiß nicht wie, ein wenig dazu benutzt, um Plato wegen seiner Prophezeiungen, seiner anatomischen Versuche an Riesen, seines frechen Federkrieges gegen König zu bespötteln[1]. Ein unschuldiger Spott, aber ich wußte damals nicht, daß er die Liebhabereien des Königs traf. Das ist ein unglückliches Abenteuer. Ich habe Eigenliebe und despotische Macht gegen



mich, zwei gefährliche Wesen. Zudem habe ich allen Anlaß zu der Annahme, daß mein Handel mit dem Herzog von Württemberg[2] mißfallen hat. Man hat es erfahren und mich merken lassen, daß man ihn kennt. . .

Berlin, 18. Dezember [1752].

Anbei, liebes Kind, die beiden Verträge mit dem Herzog von Württemberg[3]: das ist ein kleines Vermögen, auf Lebenszeit sichergestellt. Ich lege mein Testament bei. Nicht als ob ich an Deine alte Prophezeiung glaubte, der König von Preußen werde mich durch Kummer töten. Ich bin nicht dazu aufgelegt, eines so törichten Todes zu sterben, aber die Natur tut mir weit mehr Leid an als er, und man muß stets sein Bündel geschnürt und den Fuß im Bügel haben, um in die andere Welt zu reisen, in der, was auch geschehen möge, die Könige nicht viel zu sagen haben.

Da ich auf dieser Welt keine hundertfünfzigtausend Schnurrbärte in meinem Dienst habe, will ich nicht etwa Krieg führen. Ich denke nur daran, anständig zu desertieren, für meine Gesundheit zu sorgen, Dich wiederzusehen und diesen dreijährigen Traum zu vergessen.

Ich sehe wohl, man hat „die Zitrone ausgepreßt“[4]; nun gilt es, die Schale zu retten. Ich werde mir zu meiner Belehrung ein kleines Wörterbuch für Könige zusammenstellen. „Mein Freund“ heißt: „mein Sklave“. „Mein lieber Freund“ heißt: „Du bist mir mehr als gleichgültig“. „Ich werde Sie glücklich machen“ bedeutet: „Ich werde Sie dulden, solange ich Sie brauche“. „Speisen Sie heute

[1] Voltaire spricht von seinem Pamphlet „Akakia“ (vgl. S. 226, Anm. *), in welchem er eine Reihe von Maupertuis aufgestellter, allerdings wunderlicher Theorien verspottet, so z. B. über die Möglichkeit, in die Zukunft zu schauen, durch Sezierung von Riesen die Natur des menschlichen Verstandes zu ergründen. — [2] Vgl. S. 251. — [3] Vgl. S. 251. — [4] Vgl. S. 245.

abend mit mir" heißt: „Ich werde Sie heute abend zum besten halten". Das Wörterbuch kann lang werden; das ist ein Artikel für die „Enzyklopädie"[1].

Im Ernst, das schnürt einem das Herz zusammen. Alles, was ich erlebt habe — ist es möglich? Menschen, die mit ihm zusammenleben, gegen einander zu hetzen! Jemandem die zärtlichsten Dinge zu sagen und Schriften gegen ihn zu veröffentlichen![2] Und was für Schriften! Einen Menschen durch die heiligsten Versprechungen seinem Vaterland zu entreißen und ihn mit schwärzester Bosheit zu mißhandeln! Welche Gegensätze! Und das ist der Mann, der mir so viele philosophische Dinge schrieb und den ich für einen Philosophen hielt! Ihn nannte ich den „Salomo des Nordens"!

Du erinnerst Dich seines schönen Briefes[3], der Dich nie beruhigt hat. „Sie sind ein Philosoph," hieß es darin, „ich desgleichen." Weiß Gott, Majestät, wir sind es beide nicht!

Liebes Kind, ich werde mich erst dann für einen Philosophen halten, wenn ich bei meinen Penaten und bei Dir bin. Die Schwierigkeit liegt nur darin, hier fortzukommen. Du weißt, was ich Dir am 1. November schrieb. Ich kann nur wegen meiner Gesundheit Urlaub nehmen. Ich kann im Dezember nicht sagen: „Ich gehe nach Plombières ins Bad."...

Liebes Kind, wenn ich mir näher ansehe, was hier vorgeht, so sage ich mir schließlich: es ist nicht wahr, es ist unmöglich, man irrt sich, die Sache ist vor etlichen dreitausend Jahren in Syrakus passiert.

Voltaire an Graf d'Argental

Berlin, 26. Februar [1753].

... Maupertuis, den Sie so treffend gezeichnet haben, ist ein Mann, der durch übermäßige Eigenliebe völlig närrisch in seinen Schriften und sehr boshaft in seinem Benehmen geworden ist, aber mir liegt gar nichts daran, den König von Preußen über dessen Bosheit aufzuklären. Dem König hab' ich mehr vorzuwerfen als Maupertuis; denn seinetwegen war ich nach Berlin gekommen, nicht wegen dieses Präsidenten eines Irrenhauses. Alles hatte ich für ihn im Stich gelassen, nichts für Maupertuis. Er hatte mir unwandelbare Treue geschworen; Maupertuis hatte mir nichts versprochen. Als gewerbsmäßiger Lump hat er heimlich des Königs Eigenliebe gegen mich aufgestachelt[4]. Besser als irgendwer wußte Maupertuis, wie weit der Schriftstellerdünkel sich versteigt. Er verstand es, den König bei seiner schwachen Seite zu fassen. Leicht ist die Verleumdung in ein von Natur eifersüchtiges und argwöhnisches Herz eingedrungen... Alles, was ich seit zwei Jahren tat, um seine Vers- und Prosawerke druckfähig zu machen, war ein gefährlicher Dienst, selbst zu der Zeit mißfällig, wo er mir anscheinend überschwenglich dafür dankte. Schließlich hat

[1] Das von dem Philosophen d'Alembert in Verbindung mit den bedeutendsten Zeitgenossen, den sogenannten „Enzyklopädisten", herausgegebene Werk: „Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers", 28 Bände (Paris 1751—1772). — [2] Vgl. S. 252. — [3] Vgl. S. 245, Anm. 1. — [4] Vgl. S. 250 f.

seine verletzte Schriftstellereitelkeit ihn dazu getrieben, eine unselige Streitschrift gegen mich zugunsten von Maupertuis zu verfassen[1], den er gar nicht liebt. Mit der Zeit hat er gemerkt, daß diese Schrift ihn an allen Höfen Europas mit Schande und Lächerlichkeit bedeckte, und das brachte ihn noch mehr auf. Um diese ganze Ungeheuerlichkeit vollzumachen, stellte er sich so an, als hätte er einen Akt der Gerechtigkeit vollbracht und ihn mit einem Akte der Milde gekrönt. Unter seinen Untertanen, so preußisch sie sind, ist keiner, der es nicht mißbilligt, aber wie Sie sich denken können, wagt ihm das niemand zu sagen. Er muß es sich selbst sagen, und was er sich insgeheim sagt, ist dies, daß ich gewillt und berechtigt bin, der Nachwelt sein Verdammungsurteil schriftlich zu hinterlassen[2]...

[1] Vgl. S. 252. — [2] Noch während seines Berliner Aufenthalts verfaßte Voltaire die anonyme Schmähschrift über den König und seinen Hof: „Idée de la personne, de la manière de vivre et de la cour du roi de Prusse". Als Friedrich von ihrer Veröffentlichung erfuhr, erklärte er, auf jede Widerlegung und Bestrafung des Verfassers zu verzichten (vgl. sein Schreiben an den Lord-Marschall von Schottland vom 23. Oktober 1753 in den „Briefen", Bd. 1, S. 293 f.). Außerdem entwarf Voltaire in den nach seinem Tode, 1784 veröffentlichten „Mémoires pour servir à la vie de M. de Voltaire, écrits par lui-même" ein Zerrbild von Preußen und von seinen Beziehungen zu König Friedrich.



Lord Chesterfield*

An Voltaire in Berlin

London, 27. August 1752.

. . . Ich bin, offen gesagt, Ihretwegen in Verlegenheit und weiß nicht recht, was ich mir von Ihnen wünschen soll. Lese ich Ihr letztes Geschichtswerk[1], so wünschte ich, Sie wären stets Geschichtsschreiber. Lese ich aber Ihr „Gerettetes Rom" (trotz seines schlechten, verstümmelten Druckes), so möchte ich Sie stets als Dichter sehen. Ich gestehe jedoch, daß Ihnen noch die Aufgabe bleibt, eine Geschichte zu schreiben, die Ihrer Feder würdig ist und zu der allein Ihre Feder würdig ist. Vor langer Zeit haben Sie uns die Geschichte des größten Hitzkopfes Europas geschenkt[2]; verzeihen Sie, wenn ich nicht sagen kann: des größten Helden. Letzthin haben Sie die Geschichte des größten Königs geschrieben. Geben Sie uns jetzt die Geschichte des größten und redlichsten Mannes in Europa, den ich herabsetzen würde, wenn ich ihn als König bezeichnete. Sie haben ihn stets vor Augen, nichts wäre Ihnen leichter. Sein Ruhm bedarf poetischer Erfindungsgabe nicht, sondern kann ganz sicher auf Ihrer Wahrhaftigkeit als Geschichtsschreiber beruhen. Er hat von seinen Biographen nichts zu fordern als die erste Pflicht eines Historikers, nämlich: Ne quid falsi dicere audeat, ne quid veri non audeat[3]. . .

D'Alembert**

An den Marquis d'Argens

Paris, 20. November 1752.

. . . Ich bitte Se. Majestät, für mich nicht mehr an eine Stellung zu denken, die meine körperlichen, geistigen und seelischen Kräfte übersteigt. Aber Sie können ihm nur einen schwachen Begriff von meiner Hochachtung, Anhänglichkeit und

* Lord Chesterfield (1694—1773), englischer Staatsmann und Schriftsteller. Das obige Schreiben nach „The Letters of Philip Dormer Stanhope Earl of Chesterfield", hrsg. von Bradshaw, Bd. 3, S. 1034 (London 1892). — [1] „L'histoire du siècle de Louis XIV", 2 Bände (Berlin 1751). — [2] „Histoire de Charles XII" (1731). — [3] Er soll nicht wagen, etwas Falsches zu sagen, noch etwas Wahres nicht zu sagen. — ** Jean Le Rond d'Alembert (1717—1783), französischer Philosoph, gehörte zu den Herausgebern der großen „Encyclopédie". König Friedrich ließ ihm 1752 durch den Marquis d'Argens (vgl. S. 215) die Stelle des Präsidenten der Berliner



Grabdenkmal für Quantz zu Potsdam

lebhaften Dankbarkeit geben. Träfe mich das Unglück, aus Frankreich verbannt zu werden, ich wäre überglücklich, nach Berlin zu gehen, nur seinetwegen, ohne eine selbstsüchtige Regung, um ihn zu sehen, zu hören, zu bewundern und dann Preußen zu sagen: Viderunt oculi mei salutare tuum (Meine Augen haben Deinen Heiland gesehen)[1]. Hätte ich die Ehre, Ihnen bekannt zu sein, so wüßten Sie, wie ehrlich ich es meine. Ich weiß mit wenig auszukommen und alles zu entbehren, außer den Freunden, aber noch mehr ist mir bewußt, daß es nirgends Fürsten gibt wie ihn, und daß durch seinesgleichen die Freundschaft lästig fallen könnte, wenn sie dazu imstande wäre. . .

Paris, 22. Dezember 1752.

Ich bin über alle Maßen gerührt von den Zeichen der Güte, mit denen Se. Majestät mich immerfort überhäuft. Meine zärtliche und ehrerbietige Anhänglichkeit und meine Dankbarkeit, die erst mit meinem Leben enden wird, können meine Schuld gegen ihn nur sehr unzureichend tilgen. Er darf daher nicht an meinem lebhaften Wunsche zweifeln, ihm persönlich meine so aufrichtigen und gerechtfertigten Gefühle auszudrücken, die noch über meine Bewunderung für ihn gehen. Ich wäre glücklich, könnte ich durch diese Gefühle und durch mein Verhalten dazu beitragen, die ungünstigen Begriffe, die er mit Recht von einigen Schriftstellern meines Volkes hat, auszulöschen oder doch abzumildern. Aber auch dann, wenn ich nicht so starke Gründe hätte, um den leidenschaftlichen Wunsch zu hegen, dem König meine Aufwartung zu machen und ihm meine tiefe Ehrerbietung zu Füßen zu legen, wäre schon allein der Wunsch, einen Herrscher wie ihn zu sehen, ein mehr als hinreichender Grund für mich. Auf diesen Wunsch will ich Sr. Majestät gegenüber nicht pochen; er wird von allen denkenden Menschen in Europa geteilt. Der Verkehr und die Unterhaltung mit einem so berühmten und so seltenen Herrscher sind gewiß das würdigste Reiseziel eines Philosophen. . .

Nur der König vermöchte mich meinem zurückgezogenen Leben zu entreißen, in das ich mich mehr und mehr vergrabe und in dem ich mich von Tag zu Tag ruhiger und glücklicher fühle. Wenn ich das Glück hatte, ihm durch meine Werke bekannt zu werden, so ist dies das einzige, was mich verhindert, mich nach der Unbekanntheit zurückzusehnen. Ich will meine Einsamkeit nur noch seinetwegen verlassen, um bei der Rückkehr in sie sagen zu können: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren"[2]. Das ist in größter Aufrichtigkeit meine Seelenstimmung. Darf ich hoffen, daß der König sich hineindenken und mir seine Güte bewahren wird? Ich habe keinen größeren Wunsch, als daß sie mir erhalten bleibt und vor allem, daß ich mich ihrer würdig mache. . .

Akademie als Nachfolger des schwerkranken Maupertuis (vgl. S. 226) anbieten. Doch d'Alembert lehnte ab, da er seine persönliche Freiheit nicht aufgeben und auf seine Pariser Freunde nicht verzichten wollte. Die obigen Briefe nach den „Oeuvres de d'Alembert", Bd. 5, S. 21 ff. (Paris 1822).

[1] Vgl. Ev. Lucä, Kap. 2, Vers 30. — [2] Vgl. Ev. Lucä, Kap. 2, Vers 29.

Der Charakter des Königs von Preußen

Nach der Darstellung von Valory *

Ich beginne mit seinem Porträt. Sein Gesicht ist einnehmend. Er ist klein und von edlem Betragen. Sein Wuchs ist nicht regelmäßig; seine Hüften sitzen zu hoch und seine Beine sind zu stark. Er hat schöne blaue Augen, die nur etwas zu sehr vorspringen, aber leicht seine Seelenstimmungen verraten, so daß ihr Ausdruck bei seinen verschiedenen Gemütszuständen wechselt. Ist er unzufrieden, so ist sein Blick drohend; nichts aber ist sanfter, leutseliger und fesselnder, als wenn er gefallen will. Sein Haar ist dicht, Mund und Nase einnehmend, sein Lächeln liebenswürdig und geistvoll, aber oft bitter und höhnisch. Die Sanftheit seines Blickes vermag jedermann zu bestricken, wenn seine Seele ruhig ist. Ich wüßte nicht, wer keine Teilnahme empfände, wenn er leidet, und wen er nicht erschreckte, wenn er zornig ist. Seine Gesundheit ist schwankend, sein Temperament kochend, und seine gewöhnliche Lebensweise trägt nicht wenig dazu bei, sein Blut zu erhitzen. Er hat früher unmäßig viel Kaffee getrunken. Eines Tages erlaubte ich mir, ihm zu sagen, er tränke zuviel Kaffee; er gab es zu und sagte, er gewöhne es sich ab. „Ich trinke morgens nur noch sechs bis sieben Tassen", sagte er, „und nach Tisch nur eine einzige Kanne Kaffee."

Der König geht bei allem, was er tut, ins Extrem. Der Hauptfehler seines Charakters ist seine Menschenverachtung. Ein tugendhafter und aufgeklärter Mann ist für ihn ein Idealbegriff, und nach seiner Meinung werden die dümmsten Leute mit Vorliebe als Ehrenmänner bezeichnet. Überhaupt findet er nur sehr Wenige geistreich, und wenig schätzt er den sogenannten gesunden Menschenverstand, der, im Gegensatz zum sogenannten Geist, als richtiges und gesundes Urteil bezeichnet werden kann. Jedermann hat seinen Teil davon; nur ein urteilsfähiger Herrscher weist jedem seine richtige Stelle an, und steht ein Mensch an seinem rechten Platz, so überrascht er selbst die geistreichsten Leute. Der König spricht viel und sehr gut, hört aber wenig zu und zieht jedweden Einwand ins Lächerliche.

Man kann schwerlich verwegener in allem sein; daher seine Menschenverachtung. Er spricht mit überraschender Beredsamkeit gegen das Laster.

* Die obigen von Valory (vgl. S. 79) um das Jahr 1753 verfaßten „Observations sur le caractère du roi de Prusse" sind gedruckt in den „Mémoires des négociations du marquis de Valory", Bd. 1, S. 262 ff. (Paris 1820).

Ein Gleiches gilt von der Moral, deren schönste Züge er anscheinend auswendig gelernt hat. Aber er ist so wenig folgerichtig und so wenig durchdrungen von dem, was er sagt, daß er seine eigenen Behauptungen nach einer Viertelstunde widerlegt.

Er hat jedoch Grundsätze über die Verwaltung sowie über die Politik. Die letzteren sind oft vom Augenblick abhängig, ja, wenn ich so sagen darf, selbst



von der Laune und von ungetreuen Berichten. Zum Glück ist das, was er in solchen Augenblicken bestimmt, nicht unwiderruflich; er kehrt dann so ziemlich zum Richtigen zurück. Steht sein Entschluß fest, so nimmt er keine Rücksicht auf die Formen. Es braucht ihm nur etwas, das er sich erdacht und gründlich überlegt hat, als richtig zu erscheinen, so läßt er auch die geringste Form bei der Ausführung außer acht. Er ist ungemein mißtrauisch; wäre er es weniger, so begnügte er sich damit, das Gute ersonnen und beschlossen zu haben, und überließe die Durchführung seinen Ministern, die, verständiger, aber nicht einsichtiger als er, allzu große Härten bei der Durchführung mildern würden. Noch einmal: er verachtet die Menschen und glaubt, sie seien alle dazu geboren, ohne Widerrede und ohne Besinnen zu gehorchen. Daraus erklären sich die Maßlosigkeiten

seines Benehmens und die offenbaren Inkonsequenzen, über die alle, die ihm näher treten, erstaunt sind. Ich habe mich stets bemüht, die unmittelbaren Beweggründe, die er für seine Zurückweisungen angab, zu erforschen, ebenso die Gründe, aus denen er die, welche ihm näher traten, kränkte oder ihnen schmeichelte. In den meisten Fällen mußte ich zugeben, daß diese Gründe taugten, aber nicht die Form.

Seine große Lebhaftigkeit führt ihn zur Übereilung. Seiner Verwegenheit und, wenn ich so sagen darf, einiger Unbesonnenheit verdankt er die Eroberung Schlesiens. Nun, warum sollte ich das nicht sagen, da er es mir ja selbst zugab! Der gute Stand seiner Truppen und seiner Magazine, die mit allem nötigen versehen waren, um urplötzlich mit einem starken Heere ins Feld rücken zu können, erhöhte seine Verwegenheit und machte ihn waghalsig, solange er nur mit einer Handvoll Truppen zu tun hatte, die in den verschiedenen kleinen Festungen Schlesiens verstreut waren. Sobald er aber einem Heere gegenüberstand, fühlte er alle Gefahren, denen er ausgesetzt war. Ich möchte sogar glauben, daß er sie in Gedanken übertrieb. Sein beständiges Glück hat eine Zeitlang seinen anmaßenden Wagemut genährt, aber seitdem hat er darüber nachgedacht und zugegeben, daß er dem Glück viel verdankte. In der Ferne hat er seine Feinde stets verachtet, besonders die Sachsen, und doch hat er durch sie die empfindlichste Züchtigung im Feldzug von 1744 erfahren[1]; aber er hat sie 1745 tüchtig dafür bestraft[2].

In diesem letzten Feldzuge hat er die Begabung eines großen Heerführers gezeigt. Aber er glaubt, alle Talente zu besitzen, auch die des Königs und des Schriftstellers, ein wunderliches Gemisch: wir sehen den großen Mann sich mit Kleinlichkeiten abgeben. Schöngeistigkeit ist seine Schwäche geworden, wie sein königlicher Vater eine Schwäche für Leute von sechs Fuß Länge und mehr hatte. Er jagt einem Rufe der Vielseitigkeit nach: der Dichter, der Redner, der Musiker läuft dem großen König den Rang ab.

Seine zahlreichen Truppen zwingen ihn zu großer Sparsamkeit; trotzdem halte ich ihn für allzu sparsam.

Es ist unmöglich, geistreicher zu sein, aber wohl möglich, besseren Gebrauch von seinem Geiste zu machen. Nie ist er bestrickender, als wenn er gefallen will, und das will er stets, sobald die Eigenliebe ins Spiel kommt. Hat er dich einmal bestrickt, so vernachlässigt er dich und betrachtet dich schließlich als seinen Sklaven, der dazu da ist, ihm knechtisch zu gehorchen und seine Launen zu ertragen.

Hart und gebieterisch ist er gegen seine Brüder, die Prinzen[3]. Er hält sie in einer Abhängigkeit, an die er selbst sich seinem Vater gegenüber, vor dem doch

[1] Zu Beginn des Zweiten Schlesischen Krieges hatte sich Friedrich begnügt, freien Durchmarsch von den Sachsen zu verlangen, aber sie verbanden sich hinterher mit den Österreichern und verlegten ihm nach dem unglücklichen Feldzug in Böhmen den Rückweg (vgl. Ges. Werke, Bd. 2, S. 188). — [2] Bei Hohenfriedberg und Kesselsdorf. — [3] Valory spielt offenbar auf das Zerwürfnis an, zu dem es im Sommer 1749 zwischen dem König und dem Prinzen Heinrich kam, als Friedrich seinem Bruder schlechte Ordnung in dem ihm verliehenen Regiment zum Vorwurf machte.

alles zitterte, nie gewöhnt hatte. Dieser Vater kannte ihn genau und sagte einmal zu ihm: „Wenn Du der Herr bist, wirst Du sie betrügen; denn das kannst Du nicht lassen. Du bist von Natur falsch und betrügerisch. Sieh Dich vor, Friedrich! Betrüge sie beim ersten Mal gründlich; denn ein zweites Mal wird es Dir nie gelingen[1]." Ich habe diese Anekdote aus sicherer Quelle; sie ist mir vom Thronfolger, seinem würdigen Bruder, bestätigt worden.

Einige Züge seines Charakters darf ich hoffen gezeichnet zu haben. Als Ganzes bleibt er ein Rätsel.

[1] Vgl. S. 174.

Tyrconnell und Latouche *

Bild des Berliner Hofes

Tyrconnell: Der König von Preußen besteht aus lauter Gegensätzen. Er liebt die Größe, den Ruhm und namentlich alles, was seinen Ruhm im Ausland vermehren kann. Trotzdem ist er der schüchternste, unentschlossenste Mensch, ohne einen Funken von Mut und Nerv. Er sieht die Ereignisse im voraus stets schwarz und fürchtet sie gewaltig. Er ist von Natur träge und verabscheut alles, was Kriegskunst heißt. Trotzdem überwindet er seine Anlage, und er muß schon ernstlich krank sein, wenn er nicht persönlich die Wachtparade kommandiert, die er täglich abhalten läßt, und sich nicht mit den Einzelheiten des Dienstes befaßt. Er ist überzeugt, daß er Europa damit imponiert, und daß er damit die straffe Zucht in seinem Heere und die Pünktlichkeit in allen Dienstgraden bis zu seinen Brüdern, den Prinzen, aufrechterhält. Mit Recht betrachtet der König dies als notwendig für seinen Ruf in Europa und als Grundlage seiner Macht. Ohne so starke Gründe überließe er sich vielleicht seinem natürlichen Hange zur Einsamkeit und widmete sich völlig der Literatur, Poesie und Musik.

Der König ist von Natur mißtrauisch und denkt von allen Menschen im allgemeinen schlecht. Infolgedessen schenkt er niemandem sein Vertrauen und betrügt oft seine eigenen Minister durch falsche Angaben in den wenigen Geschäften, die er ihnen überläßt. Alle seine Geschäfte erledigt er selbst und erlaubt seinen Ministern selten Vorstellungen, besonders in auswärtigen Angelegenheiten. Er duldet sie nur bei den Ministern seines Generaldirektoriums, wenn es gilt, ein paar von ihm gewährte Wohltaten herabzumindern.

* Richard Franz Talbot Lord Tyrconnell, der Nachfolger Valorys auf dem Berliner Gesandtschaftsposten, wo er im März 1750 eintraf, aber bereits am 12. März 1752 starb. Zu Ende 1751 schickte er seiner Regiernng die obige Denkschrift: „Tableau de la cour de Berlin", zu der sein Nachfolger, der Chevalier Charles Nicolas de Latonche, zu Anfang des Jahres 1756 Ergänznngen und Berichtigungen hinzufügte. Diese Denkschrift erhält trotz der Übertreibnngen, zu denen Tyrconnell neigte, dadurch erhöhte Bedeutnng, daß sie für die offizielle Auffassung der französischen Regierung maßgebend wurde; denn eine Reihe von Zügen, wie sie Tyrconnell von König Friedrich nnd seinen Ministern berichtet, fand wörtliche Aufnahme in den Instruktionen der späteren Gesandten am preußischen Königshofe. Die Denkschrift ist mitgeteilt nach dem Druck in den „Forschnngen zur Brandenburgischen und Prenßischen Geschichte", Bd. 7, S. 88 ff. (Leipzig 1894), nebst einigen Ergänznngen aus dem früheren Abdrnck im „Journal de l'Institut historique", Bd. 5, S. 13 ff. (Paris 1836).

(Latouche: Seinen Brüdern, den Prinzen, teilt er nichts mit und bezeigt ihnen gar kein Vertrauen. Dadurch entstehen in der königlichen Familie häufig Zwistigkeiten, die von der Prinzessin Amalie[1], einer Person von höchst ungleichem Wesen, geflissentlich geschürt werden.)

Tyrconnell: Sein Herz ist nicht aufrichtig. Seine erste Regung ist stets die, zu täuschen oder wenigstens sich ein Hinterpförtchen offen zu halten, um seinen Verpflichtungen nicht nachzukommen. Da er aber sehr klug ist, merkt er oft, daß man ihn erraten kann, und da er seinen nur allzu begründeten schlechten Ruf zu bestätigen fürchtet, bemeistert er sich und geht aufrichtig zu Werke, namentlich den Mächten gegenüber, deren schonende Behandlung nach seiner Meinung in seinem Interesse liegt. Gegenwärtig trifft dies nur für Frankreich[2] zu. Se. Majestät fühlt wohl, daß er sich nur auf Frankreich stützen kann, und daß er in dem Augenblick, wo diese Macht ihn im Stiche ließe, auch von allen übrigen mit ihr verbündeten Mächten aufgegeben und auf der Stelle vom Hause Österreich, von Rußland, England und selbst vom Dresdener Hofe überwältigt würde. Diese Wahrheit erscheint dem König von Preußen so handgreiflich, daß man glaubt, sie müsse die Wirkung haben, ihn aufs festeste an Frankreich zu ketten. Immerhin muß man gerechterweise sagen, daß er, wenn überhaupt, Zuneigung und Anhänglichkeit nur für Frankreich besitzt.

Der ewige Widerstreit aller Gegensätze, die den Charakter des Königs bilden, macht ihn leichtfertig und unbesonnen und läßt ihn bisweilen mehrere miteinander unvereinbare Dinge zugleich unternehmen. Ihre Unvereinbarkeit merkt er aber erst bei weiterem Nachdenken und wenn er sich schon zu sehr eingelassen hat, um zurückzukönnen. Dann zermartert er sich das Hirn, um ein Mittel zu finden, wie er sie alle unter einen Hut bringt und niemanden verletzt. Sein eigener Geist gibt ihm dann solche ein, die er im Augenblick für gut hält. Er gebraucht sie ohne reifliches Erwägen und bringt es dadurch fertig, Verlegenheit auf Verlegenheit zu häufen und jeden einzelnen glauben zu lassen, daß er ihn habe betrügen wollen, obschon er anfangs nur die Absicht gehabt hat, unvereinbare Dinge zu vereinen, die er aber mangels genauer Prüfung nicht für unvereinbar gehalten hat.

Er ist von Natur indiskret und begeht in dieser Hinsicht Fehler, die bei einem so geistvollen Manne unverzeihlich sind. Hat man die Möglichkeit, ihn oft und lange hintereinander unter vier Augen zu sehen, so ist es nicht ausgeschlossen, ihn zu durchschauen, ja selbst, ihm sein Geheimnis teilweise zu entlocken, indem man ihn zum Sprechen veranlaßt, was er sehr liebt. Doch die Schwierigkeit besteht darin, seine wahre Gesinnung aus der Menge der widerspruchsvollen Dinge herauszufinden, die er bei seiner geistigen Beweglichkeit sagt, zumal, wenn er gemerkt hat, daß er sich etwas entschlüpfen ließ, was er nicht hätte sagen sollen. Wer die Ehre hat, mit ihm zu sprechen, muß sehr darauf achten, daß er nie zaudert noch anscheinend über die Antwort nachdenkt, die er geben soll; denn bei seinem angeborenen Mißtrauen bildet der König sich sofort ein,

[1] Vgl. unten S. 265. — [2] Das Bündnis mit Frankreich lief bis 1756.

man wolle ihn täuschen. Übrigens hat er den Grundsatz, die, welche zögern, zu drängen, und das setzt sie derart in Verlegenheit, daß sie oft unbedacht sprechen und sich so ihr Geheimnis entschlüpfen lassen. Er hält dieses Mittel für unfehlbar und behauptet, daß es bei ihm noch nie versagt habe.

Der Thronfolger[1] ist von schüchternem Geiste, aber persönlich tapfer. Er wird in Staatsgeschäften weder den Scharfsinn noch die Begabung seines königlichen Bruders besitzen; sein Geist ist langsam und schwach. Die Kriegskunst ist das einzige, worin er Scharfblick zeigt, und worin er richtig und kenntnisreich urteilt. Sein militärischer Blick ist fast stets richtig; man kann sagen, daß er ein geborener Offizier ist und sich in der Kriegskunst durch seine Studien täglich vervollkommnet. Dies ist auch das einzige, worin er sich nicht wird leiten lassen, und obwohl er hart, fühllos und falsch ist, wird er sich allem Anschein nach bei allem übrigen, was ihm obliegt, nur nach den Ratschlägen dessen richten, der, ohne ihn irgendwie bevormunden zu wollen, sein Vertrauen zu gewinnen versteht. Man kann ihm allzu große Indiskretion vorwerfen, aber dieser Fehler sowie seine Härte sind die Folgen seiner allzu mangelhaften Erziehung. Vielleicht wird beides sich geben, wenn die Hitze seiner Leidenschaften etwas nachgelassen hat. Man muß jedoch gerechterweise sagen, daß er sehr franzosenfreundlich ist und dem jetzigen System ehrlich zugetan scheint, wofern seine Gesinnung sich nicht ändert, was aber unwahrscheinlich ist; denn die Art, wie er davon spricht, macht den Eindruck der Aufrichtigkeit, und er scheint zu glauben, daß für sein Haus kein System vorteilhafter sein kann.

(Latouche: Nach Ansicht des Chevaliers Latouche ist das Porträt des Thronfolgers stark übertrieben, oder sein Charakter hat sich sehr geändert, seit es gezeichnet wurde. Der Chevalier hält ihn für einen Ehrenmann und durchaus nicht für indiskret. Er liebt die Frauen leidenschaftlich, findet aber aus Geiz oder Geldmangel manche Spröde, zumal die, deren Gunst er besessen hat, über seine Knauserei und seine Rücksichtslosigkeit gegen sie, nachdem er sie verlassen, geklagt haben. Der Chevalier glaubt, daß er nur aus Politik zu Frankreich hält, und auch, weil er nie das System seines Bruders zu tadeln wagt, der heute, im Februar 1756, ein anderes Gesicht aufzusetzen scheint[2]. Vorzuwerfen ist ihm seine Härte und seine Verachtung für seine Gemahlin[3].)

Tyrconnell: Prinz Heinrich, des Königs zweiter Bruder, ist von sanfterem Charakter als seine prinzlichen Brüder. Sein Wesen ist ruhiger, er ist im allgemeinen mitleidig, und seine einzige Leidenschaft ist anscheinend die Prunkliebe. Er zeigt keinen Hochmut und lehnt sich nur auf gegen seinen Bruder, den König, der ihn in stetem Zwange hält[4]. Er hat keinerlei Neigung für den Militärstand, und wäre er sein eigener Herr, so würde eine seiner Hauptbeschäftigungen sein, seinen Hofhalt prunkvoll zu gestalten. Wie man annehmen darf, würden seine Absichten in Staatsgeschäften stets gut sein; um jedoch sicherer zu gehen, würde

[1] Prinz August Wilhelm. — [2] Am 16. Januar 1756 hatte König Friedrich die Neutralitätskonvention von Westminster für Hannover gezeichnet. — [3] Prinzessin Luise Amalie (vgl. S. 191). — [4] Vgl. S. 260.

er alle möglichen Leute um Rat fragen, und wenn ihre Ratschläge verschieden ausfielen, würde er stets schwanken und könnte nie zu einem Entschluß kommen. Die Folge wäre Langsamkeit, und somit hätte dieser allzu gute Wille oft schlimme Wirkungen. Auch ihn scheint seine Neigung nach Frankreich zu ziehen; ich glaube, nur ein sehr starkes Interesse könnte ihn zu einem Gesinnungswechsel bewegen.

Der Thronfolger scheint viel auf die Ratschläge des Prinzen Heinrich zu geben, und käme er eines Tages zur Regierung, so würden diese Ratschläge meines Erachtens sehr ins Gewicht fallen und seine Entschlüsse gewaltig beeinflussen.

(Latouche: Prinz Heinrich ist gegen jedermann hochmütig, aber anscheinend mehr, um sich Ansehen zu geben, als um seine Umgebung zu demütigen. Gegen seine Gattin[1] trägt er mehr Rücksicht als sein Bruder zur Schau. Die Prinzessin ist von übel angebrachtem Hochmut, den sie an falscher Stelle zeigt, besitzt aber alle glänzenden und liebenswürdigen Eigenschaften. Dabei hat sie ein reizendes Gesicht, das ihrem Gatten aber gar keinen Eindruck macht; denn er hat eine ganz entgegengesetzte Neigung.)

Tyrconnell: Prinz Ferdinand, des Königs dritter Bruder, scheint bisher keine ausgesprochene Neigung noch einen bestimmten Charakter zu haben. Aus seinen geistigen Anlagen läßt sich in keiner Weise schließen, ob noch mehr aus ihm wird, als er bisher verspricht.

(Latouche: Dieser Prinz besitzt in der Tat gar keinen Charakter, und seine Gutmütigkeit kommt wohl nur von seinem sehr beschränkten Geiste. Er ist ebenso geizig, wie Prinz Heinrich freigebig und verschwenderisch. Ihm macht nichts Spaß, und er beschäftigt sich nur mit Nichtigkeiten und mit dem militärischen Dienstbetrieb. Er hat seine Nichte zur Frau[2], eine Prinzessin, die in rechten Händen liebenswerte Eigenschaften entwickeln könnte. Anscheinend jedoch schenkt sie ihr Vertrauen zwei jungen geistlosen Frauen von ausgesprochener Gefallsucht. Im übrigen hat sie ein gutes Herz, aber ihre Oberhofmeisterin[3] vermag aus dieser guten Anlage nichts zu machen.)

Tyrconnell: Des Königs Schwester, Prinzessin Amalie[4], könnte das Benehmen des Thronfolgers gleichfalls beeinflussen, wenn er eines Tages zur Regierung käme. Sie ist keck, unternehmend und würde alles mögliche aufbieten, um einiges Ansehen zu erlangen. Da sie klug und noch weit falscher ist, wäre sie zu fürchten, wenn sie es verstände, sich zum Ratgeber aufzuwerfen. Bei ihrem ruhelosen Wesen würde sie viele Ränke spinnen.

(Latouche: Sie ist in der Tat hochmütig und von anspruchsvoller Höflichkeit. Sie ist stolz und sucht stets das Benehmen des Königs, ihres Bruders, zu durchschauen. Ein Beweis dafür ist, daß sie gelegentlich der Unterzeichnung der Konvention mit England[5] zur Gräfin Camas[6] aus tiefster Seele sagte: „Na, liebe Mama, das ist wieder ein neuer Geniestreich des Königs, unseres lieben

[1] Prinzessin Wilhelmine (vgl. S. 250). — [2] Markgräfin Luise von Schwedt (1738—1820), vermählt 1755 mit Prinz Ferdinand. — [3] Frau von Eimbeck. — [4] Vgl. S. 228. — [5] Vgl. S. 264. — [6] Gräfin Sophie Karoline Camas (gest. 1766), Witwe des 1741 gestorbenen Obersten Camas (vgl. S. 102), geb. von Brandt, Oberhofmeisterin der Königin.

Bruders, der ihm für immer die Freundschaft und das Vertrauen der übrigen Fürsten kosten muß."

Sie war lange Zeit dem Chevalier de Latouche wenig gewogen, aber ihre Aufmerksamkeiten, ihre Höflichkeiten, ja ihre Freundschaftsbeweise, die sie ihm seit fast drei Jahren ununterbrochen zuteil werden ließ, entschädigen diesen Gesandten hinreichend für die Kälte, mit der sie ihn in den ersten sechs Monaten seines Aufenthalts an diesem Hofe behandelt hat.)

Tyrconnell: Beide Königinnen[1] sind unbeschreiblich gütig. Sie überschütten jeden, der einen französischen Namen trägt, mit Höflichkeiten und zeichnen ihn nach Kräften aus.

(Latouche: Nach Ansicht des Chevaliers Latouche hat Mylord sich betreffs der französischen Gesinnung, die er der Königin-Mutter zuschreibt, geirrt. Sie haßt nämlich ihren Bruder, den König von England[2], tödlich, ist aber eifersüchtig auf Frankreichs Ruhm und ergreift gern jede Gelegenheit, es zu demütigen. Wenn sie diese Nation zu lieben scheint, so geschieht es, weil sie glaubt, daß ihr Sohn, der König, der ihr Idol ist, die Hilfe des Versailler Hofes nötig hat. Der Chevalier hat sich gewundert, daß diese neugierige, fragelustige und schwatzsüchtige Fürstin diesem Gesandten anläßlich der erwähnten Konvention keine Neugier bezeigt hat. Obwohl für die ihr erwiesenen Aufmerksamkeiten empfänglich, scheint die Königin-Mutter sie nicht so salbungsvoll zu empfinden wie die regierende Königin. Das kommt jedenfalls daher, daß diese vom König mißachtet wird und daher für Aufmerksamkeiten empfänglich ist und sie dankbarer annimmt.

Der König erweist seiner Mutter alle erdenklichen Aufmerksamkeiten. In ihrer Gegenwart setzt er sich nie. Diese Rücksichten schuldet er ihr als Dank für die Mühe, die sie zeitweise gehabt hat, ihn mit seinem Vater, dem verstorbenen König, wieder auszusöhnen, was ihr oft Kummer und Tränen gekostet hat. Aber bei all dieser Aufmerksamkeit des Königs, ihres Sohnes, hat sie nicht die Genugtuung, irgendwen für das geringste Amt vorschlagen zu können.)

Tyrconnell: Graf Podewils[3], der erste Staats- und Kabinettsminister, besitzt zwar des Königs Vertrauen, doch führt ihn dieser in vielen Geschäften oft irre. Er ist ein Mann von schlichtem Wesen, offen, gerecht und voller Eifer für die Interessen seines Königs und Herrn, ein beharrlicher Arbeiter, pflichttreu und fest überzeugt, daß das jetzige System des preußisch-französischen Bündnisses das einzig gute ist und dem Ruhm und Vorteil des Königs entspricht. Soviel er vermag, betont er seine Aufrichtigkeit in dieser Frage. Aber er ist über die Maßen ängstlich, wenn er dem König Dinge vorhalten will, die er getan hat und die für ihn nachteilig sind. Bei einem so lebhaften Herrscher zittert er beständig; er ist in dieser Hinsicht außerordentlich schwach. Im übrigen gilt er mit Recht für einen Mann von erprobter Rechtschaffenheit, der alle Geschäfte gleichmäßig schlicht erledigt, und so besitzt er sowohl die Achtung der Welt wie die des Königs, der seine Hingebung und seinen Eifer kennt. Trotzdem gibt er ihm in seiner Stellung nur sehr wenig Einfluß. Podewils ist ängstlich bis zur Feigheit; es

[1] Sophie Dorothea und Elisabeth Christine. — [2] Georg II. — [3] Vgl. S. 84, 174f., 195ff.

ist schade, daß er bei so vielen guten Eigenschaften über das bloße Wort Krieg erschrickt und zittert, und daß er bei den geringsten Plänen so ängstlich ist.

(Latouche: Lord Tyrconnell hätte hinzufügen können, daß der König von Preußen trotz seiner anscheinenden Freundschaft für diesen Minister seine Talente nicht hochschätzt. Er behandelt ihn bisweilen wie einen Kaffern und wirft ihm seine Unfähigkeit vor, sich schriftlich auszudrücken und eine Denkschrift abzufassen. Er verweigert ihm selbst die geringste Gnade und wollte seine drei Söhne, deren ältester zwanzig Jahre alt ist, nicht einmal zu Offizieren machen, unter dem Vorwand, sie hätten keine vorteilhafte Erscheinung. Gegenwärtig sind sie auf der Universität Frankfurt, und der Vater weiß nicht, wie er sie unterbringen soll.



Daß dieser Minister äußerst ängstlich ist, trifft durchaus zu, aber der Chevalier hält ihn nur deshalb für franzosenfreundlich, weil sein Herr es war und es im Hinblick auf seine Interessen vielleicht noch ist. Tatsächlich ist der Minister voll niedriger Eifersucht auf Frankreichs Größe, im Herzen stets deutsch.)

Tyrconnell: Graf Finckenstein[1] hat noch weniger Einfluß als Graf Podewils und weiß von vielen Dingen nichts, die dieser kennt, während Podewils die Geschäfte nicht kennt, die der König von Preußen selbst führt. Immerhin betraut der König den Grafen Finckenstein gern mit allem, was Schweden und den Norden überhaupt angeht[2]. Er ist ein kenntnisreicher, kluger Mann, ziemlich ehrlich in den Geschäften, die er führt, und fest überzeugt von der Notwendigkeit und Güte des jetzigen Systems, das er für das einzig gute und dauerhafte hält. Aber, obwohl er die Wahrheit spricht, will er stets schlau sein, und so sagt er sie

[1] Vgl. S. 144. — [2] Finckenstein war Gesandter in Stockholm und Petersburg gewesen (vgl. S. 144).

nicht so offen und gleichmäßig wie Graf Podewils. Beide Minister vertrauen alle Geschäfte, die sie zu erledigen haben, dem Staatssekretär Vockerodt[1] an und arbeiten mit ihm. Er ist der einzige, der weiß, was sie zu tun haben; denn nur Podewils darf sich einen einzigen Sekretär halten. Man kann mit Herrn Vockerodt nicht verkehren; vielleicht ist ihm jeder Verkehr verboten. Aber man sieht ihn nur sehr selten, und er hat nie gewagt, bei einem fremden Gesandten zu speisen.

(Latouche: Die Minister Podewils und Finckenstein scheinen stets eines Sinnes zu sein; denn dieser ist jenem notgedrungen unterstellt. Deswegen aber schenken sie sich kein gegenseitiges Vertrauen, und bisweilen mischt sich Eifersucht in ihre Maßnahmen. Graf Finckenstein gilt nicht allgemein als kluger Kopf, vielleicht, weil er sich mit seinem kaustischen Witz oft an dem Unrechten vergreift. Er ist übertrieben freundlich und erzählt gern, weil die Königin-Mutter ihm das angewöhnt hat, aber durch seine steten Wiederholungen wird er abgeschmackt. Durch diesen Kunstgriff verhehlt er jedoch, wenn man mit ihm über die Geschäfte seines Herrn spricht, daß er nicht gründlich Bescheid weiß.

Der Chevalier de Latouche hält ihn für franzosenfreundlicher als Podewils, und zwar wegen seiner geringeren Ängstlichkeit und weil er fühlt, daß sein Herr sich nur im Bunde mit Frankreich vergrößern, ja seine Eroberungen behaupten kann. Der König von Preußen hat dem Herzog von Nivernais[2] ausdrücklich verboten, über den Anlaß seiner Sendung mit dem Grafen Finckenstein zu sprechen, und auf Grund dieses Verbots haben sie nur Höflichkeiten ausgetauscht. Der Herzog von Nivernais hat dem Chevalier de Latouche diese Anekdote mitgeteilt, mit dem Zusatz, auch ihm gegenüber solle er auf Befehl des Königs schweigen, trotz der von Podewils im Namen seines Herrn gegebenen Versicherung, kein Geheimnis vor dem Chevalier de Latouche zu haben — eine vertrauliche Mitteilung, die ihm auch der preußische Minister gemacht hat. Diese Widersprüche haben Herrn von Nivernais recht in Verlegenheit gebracht, wie er dem Chevalier bekannte, dem er vieles, aber sicher nicht alles anvertraut hat. Er hat ihm jedoch gestanden, wie schwierig es sei, an diesem Hofe über Geschäfte zu verhandeln; denn der König sagt etwas, und seine Minister versichern das Gegenteil, so daß man stets in Verlegenheit ist, stets Fallen fürchtet und nicht weiß, woran man sich zu halten hat. Auch der Chevalier hat das oft erfahren und es dem Herzog vorhergesagt. . .

Herr Vockerodt hat in der Tat sehr wenig Verkehr. Der Chevalier de Latouche hat jedoch an drittem Ort mehrmals mit ihm gespeist; er fand ihn umgänglich, aber erschreckend gottlos. Das ist ihm angeboren und keine Gefälligkeit für seinen königlichen Herrn; denn er strebt weder nach Würden noch nach Bereicherung. Er bewundert Rußland aufs höchste[3], erhebt dessen Macht und Regierung in die Wolken und macht keinen Hehl aus seiner Neigung für eine Erneuerung des Bündnisses zwischen dieser Macht und Preußen.)

[1] Johann Gotthilf Vockerodt (1693—1756), Geheimer Kabinettsrat im Kabinettsministerium. — [2] Nivernais (vgl. S. 278) weilte im Frühjahr 1756 in besonderer politischer Sendung am preußischen Hofe. — [3] Vockerodt war 1718—1737 Sekretär der Gesandtschaft in Petersburg gewesen.

Tyrconnell: Es ist jedoch weniger schwer, Vockerodt zu sehen, als einen Herrn Eichel[1], von dem noch nicht die Rede war und den noch kein Sterblicher zu Gesicht bekommen hat. Herr Eichel arbeitet täglich mit dem König von Preußen und besorgt die Kanzleigeschäfte. Er hat mehrere ebenso unsichtbare Sekretäre unter sich. Aber wo sich auch der König aufhalten mag, Herr Eichel folgt ihm stets und arbeitet jeden Morgen mit ihm. Er ist der einzige, der alle Geschäfte Sr. Majestät kennt. Er weiß alles, was den Ministern unbekannt ist, und von seinem Geschäftszimmer, das mit dem des Königs identisch, gehen alle Befehle sowohl für die inneren wie für die äußeren Angelegenheiten aus. Nur wenige haben je mit Herrn Eichel gesprochen. Umsonst bietet man alles auf, um ihn zu sehen; es gelingt nie. Er lebt allein und weiß alles, was vorgeht, ist aber nur sehr wenigen bekannt und verkehrt nicht mit ihnen.

(Latouche: Herr Eichel ist tatsächlich für jeden Fremden unsichtbar, aber er verkehrt sowohl in Potsdam wie in Berlin in der Gesellschaft, solange sein Herr, der König, sich dort aufhält. Er ist ein flotter Arbeiter, hat ein gutes Gedächtnis, und der König von Preußen wäre recht in Verlegenheit, wenn er ihn verlöre; denn einen Schüler darf er sich nicht heranziehen.

Er soll zur Hälfte an allen Monopolen des Herrn Fredersdorff[2] beteiligt sein. Das ist der Kammerdiener und Oberschatzmeister des Königs und genießt, wie man weiß, dessen Vertrauen in hohem Maße. Als Kronprinz hat er ihn aus seinem Regiment genommen, wo er damals Pfeifer war. Es ist auch bekannt, daß der König, als er mit seinen Diensten als Kammerdiener unzufrieden war, ihn wieder in sein Regiment gesteckt hat. Er hat es jedoch verstanden, den König, der, wie er weiß, für Lob sehr empfänglich ist, so gut zu nehmen und sich in hohe Gunst zu setzen, die er noch heut besitzt. Wie viele behaupten, soll die Neigung zu Vergnügungen sein Glück begünstigt haben, aber davon genug. Dieser Günstling gilt nicht für unbestechlich, aber es wäre zu spät, ihn jetzt noch gewinnen zu wollen; denn er ist schwerreich und an allen Messen, allen Niederlagen und an allen Monopolen beteiligt, die der König zuläßt und die in kurzer Zeit zum reichen Manne machen.

Alle Beamten Sr. Majestät sind äußerst beschäftigt, weil sie sich nicht helfen lassen dürfen. Das geht so weit, daß die Gesandten, die der König an fremde Höfe schickt, sich keine Sekretäre auf eigene Kosten halten dürfen, wenn ihnen keine mitgegeben werden, und da sie bei jeder Post eigenhändige Berichte an den König und seinen Premierminister schreiben müssen, die oft von verschiedenen Dingen handeln, sind sie genötigt, ihre ganze Zeit mit Chiffrieren und Dechiffrieren zu verbringen, und haben daher nicht Muße genug, um sich über den Hof, an dem sie sich befinden, auf dem laufenden zu erhalten. . .

Graf Gotter[3], der Gesandter des verstorbenen Königs am Wiener Hofe und unter der jetzigen Regierung Oberhofmarschall war, hatte dies Amt für mehrere Jahre niedergelegt, ist aber 1755 wieder in die Dienste dieses Hofes getreten, mit dem gleichen Rang und Dienstalter als Staatsminister wie unter dem ver-

[1] Vgl. S. 88 und 204. — [2] Vgl. S. 72 und 203 f. — [3] Vgl. S. 139 und 148.

storbenen König und mit 5500 Talern Gehalt. Beim Tode des Ministers von Arnim[1] erhielt er das Postdepartement. Er ist ein großer Schwätzer und verstand es eine Weile, seinen königlichen Herrn durch Narrenspäße zu belustigen, die ihm heute langweilig zu werden scheinen. Er ist rechtschaffen und gut, und wenn er jemanden verletzt, so geschieht es nicht aus Bosheit, sondern weil er an der königlichen Tafel seine Zunge nicht im Zaume halten kann. Da er während der vergangenen Regierung große Leute für Potsdam beschaffen mußte und ihm das gelang, erwies ihm der König von Preußen Wohltaten. Dazu kamen Gehälter, die ihm verschiedene deutsche Fürsten gaben, um ihre Interessen am Wiener Hofe zu vertreten. Das ermöglichte ihm, einen großen Aufwand zu treiben, und es hat ihn an einen Prunk gewöhnt, der ihn auf die Dauer zugrunde richten wird; denn er ist heute tief verschuldet und wird bald keinen Kredit mehr finden; denn er hat nur noch eine jährliche Leibrente von 5000 Talern vom Verkauf eines Gutes[2] in der Gegend von Gotha. Erstaunlich ist, daß dieser Minister bei sehr geringen Gaben der Richelieu Deutschlands gewesen ist. Er stammt aus einer bürgerlichen Familie im Herzogtum Gotha. Der verstorbene König hat ihn zum Minister gemacht, ihm den Schwarzen-Adler-Orden verliehen, und dieser sonst so knauserige Herrscher überschüttete ihn mit Geld und Gunstbeweisen, weil er ihm mit Hilfe der Fürsten, deren Interessen er in Wien vertrat, bequem große Leute lieferte; das besiegte den Geiz des Königs. Denselben Minister sandte der regierende König von Preußen 1741 zur Kaiserin-Königin, um ihr Vorschläge betreffs Schlesiens zu machen.

Auch Herr von Borcke[3], der Staatsminister des verstorbenen Königs gewesen war, den Dienst aber aus Unzufriedenheit quittiert hatte, ist 1754 wieder in gleicher Eigenschaft und mit dem gleichen Dienstalter in den Dienst dieses Hofes getreten. Er ist ein Ehrenmann und ein verdienstvoller Mann, besitzt finanzielle und politische Kenntnisse und ist ein flotter Arbeiter. Dieser Dienst wäre ihm bei seiner Vergnügungssucht schon überdrüssig geworden, hätte er nicht sieben Kinder zu versorgen. Er kam hierher vom hessischen Hofe zurück, wo er Minister war, und erhält 3000 Taler Gehalt, aber man läßt ihn wie den Grafen Finckenstein allzu lange auf das gelbe Ordensband warten. Er stammt aus einem alten Geschlecht, das seit langer Zeit die ersten hiesigen Hofämter bekleidet und im Klevischen begütert ist. . .

Der Oberstallmeister und Staatsminister Graf Schaffgotsch[4] ist völlig verblödet und versteht es leider meisterhaft, jedermann mit seinem Geschwätz zu langweilen. Obwohl er ein Einkommen von fast 20000 Reichstalern aus seinen Komtureien bezieht, hat er sich seit drei Jahren durch unsinnige Ausgaben für Pferde, Equipagen und Weiber zugrunde gerichtet, lauter Ausgaben, deren er sich nie gerühmt hat.

[1] 1754 (vgl. S. 136). — [2] Molsdorf. — [3] Friedrich Wilhelm von Borcke (1693—1769), 1738 in Ungnade entlassen, trat 1753 als Minister im Generaldirektorium wieder in preußischen Dienst, leitete von 1756 bis 1759 das Generalfeldkriegsdirektorium in Torgau. — [4] Graf Johann Nepomuk Gotthard von Schaffgotsch (1713—1775).

Sein jüngerer Bruder[1], Bischof von Breslau, besitzt eine Art Esprit, die den König belustigt, die sich aber durch Gottlosigkeit und Verderbtheit auszeichnet. Diese treibt er bis zu einem abscheulichen Übermaße. Er bewahrt nicht den geringsten Anstand in seinem Wandel wie in seinen Worten.

Im allgemeinen ist alles, was zum Berliner Hofe gehört, geistig beschränkt, und die Minister haben meist kein anderes Verdienst, als daß sie große Arbeiter sind; somit ist es zwecklos, von ihnen zu sprechen. Zu bemerken ist nur, daß der König viele Schlesier in seinen Dienst gezogen hat, damit sie nicht an den Wiener Hof gingen; zu dem Zweck hat er 1742 das gelbe Ordensband in Massen verliehen. Trotzdem sind die meisten Wohlhabenden nach Wien übergesiedelt. Se. Majestät verfolgt die für seinen Staat vortreffliche Politik, Ausländer hierher zu ziehen. Sind sie aber einmal hier, so ist die Auswanderung sehr schwierig, und alle, denen er Pensionen gibt oder die in seinen Staaten begütert sind, müssen ihr Einkommen im Lande verzehren. Überhaupt wird die Erlaubnis zum Verlassen des Landes nur sehr schwer erteilt, selbst an junge Leute, die reisen wollen.

Der in Brabant ansässige Prinz von Loos hat vom König die Erlaubnis erhalten, die für reich geltende Gräfin Kameke zu heiraten[2], nur unter der Bedingung, die sechs Wintermonate in Berlin zu verbringen, mit 4000 Talern Gehalt und der Würde eines Oberkämmerers mit dem gelben Ordensband. Man hielt ihn für reich und hoffte, er werde sich dauernd in Berlin niederlassen und dort viel Geld ausgeben. Der Prinz, der nur ein Biedermann ist, genießt hier gar kein Ansehen, und seine Frau, ein Ausbund von Lächerlichkeiten, geht nicht zu Hofe, weil die Witwe des Feldmarschalls von Schmettau[3] den Vortritt vor ihr hat. Auf ihre Beschwerde beim König von Preußen erhielt sie schriftlich die wohlbekannte Antwort Karls V.: „Die größte Närrin geht voran." . . .

Bekanntlich führen alle Großwürdenträger nur den Titel, ohne Stimme bei dem König zu besitzen. Nach Potsdam kommen sie nur, wenn man sie braucht, und das geschieht fast nie. Die Staats- und Kabinettsminister werden ebenso behandelt.

Die Finanzverwaltung ist hier bewundernswert. . .)

Tyrconnell: Der Großkanzler von Cocceji[4] gehört zu den übrigen Ministern, hat aber freie Entscheidung über einige laufende Geschäfte. Er ist anscheinend voller Rechtschaffenheit, sachkundig und wohlbewandert in der Justiz, deren Chef er ist.

(Latouche: Dieser 1755 verstorbene Minister genießt den obigen Ruf der Rechtschaffenheit nicht allgemein. Man nennt sogar und nannte noch vor seiner tödlichen Erkrankung Fälle, aus denen hervorzugehen scheint, daß er seine Ziele —

[1] Graf Philipp Gotthard von Schaffgotsch (1716—1795). — [2] Prinz Karl Ferdinand von Corswarem-Loos, vermählt mit Gräfin Albertine Dorothea Kameke. — [3] Gräfin Maria Anna Johanna, Witwe des 1751 gestorbenen Feldmarschalls Grafen Samuel von Schmettau, geb. von Riffer. — [4] Freiherr Samuel von Cocceji (1679—1755), der Träger der Justizreform (vgl. Ges. Werke, Bd. 3, S. 7f.).

sogar in wenig zartfühlender Weise — durch Doppelzüngigkeit zu erreichen sucht. Dies ist ausführlich in einer besonderen Denkschrift von 1754 behandelt. Bekanntlich war dieser Kanzler ein geschworener Feind aller Katholiken, die er zu keinem Zivilamt zuließ. Er hätte sie sogar verfolgt, hätte der duldsame Sinn des Königs dies nicht verhindert.)

Tyrconnell: Der Generaladjutant Sr. Majestät, Herr von Winterfeldt[1], und Herr von Buddenbrock[2] versehen das Amt des Kriegsministers. Ersterer hat die Kavalleriesachen unter sich und versteht sein Handwerk. Der zweite hat die Infanteriesachen zu bearbeiten und ist gleichfalls ein guter Offizier. Sonst aber haben sie von nichts eine Ahnung.



(Latouche: Lord Tyrconnell hat Herrn von Buddenbrock zweifellos deshalb den Vorzug vor Herrn von Winterfeldt gegeben, weil dieser gar nicht Französisch spricht und ihm daher weniger mitteilsam erschienen ist als jener, der tatsächlich zuvorkommender und ein besserer Gesellschafter ist. Aber man schreibt Herrn von Winterfeldt allgemein mehr Begabung und Fähigkeit zu als seinem Kollegen. Er gilt für rechtschaffen, und seine deutsche Gesinnung ist bekannt, weil er sie gar nicht zu verbergen sucht; der andere dagegen, der doppelzüngig und grob verschlagen ist, besitzt die Gabe, sich nicht so zu zeigen, wie er ist, und hat sicherlich keine Zuneigung für Frankreich. Durch ihr Amt haben beide freien Zutritt zu ihrem Herrn, besitzen aber sein Vertrauen nicht und werden von ihm nur geschätzt, weil sie alle seine Absichten pünktlich ausführen.)

Tyrconnell: Die übrigen Offiziere gehen zu sehr in Kleinigkeiten auf, um andere Kenntnisse ihres Berufes zu haben. Eine Ausnahme bilden nur die Feldmarschälle von Keith[3] und von Schwerin[4], die sich auf die Kriegführung verstehen und deren Verdienst vom König anerkannt und geschätzt wird.

(Latouche: Der Feldmarschall Keith ist franzosenfreundlich, weil er nichts anderes sein kann. Er ist ein verdienstvoller Mann, besitzt Geist und Kenntnisse und ist sehr in der Kriegskunst bewandert, aber seine trefflichen Eigenschaften werden durch eine unentschuldbare Neigung zu Schmeichelei und Kriecherei verdunkelt. Übrigens wird seine Anhänglichkeit an seine Freundin, Fräulein

[1] Hans Karl von Winterfeldt (1707—1757), Generalmajor. — [2] Freiherr Hans Jobst Heinrich Wilhelm von Buddenbrock (1707—1781), Oberst, seit 1759 Chef des Kadettenkorps und seit 1765 auch der Ritterakademie. — [3] Vgl. S. 222. — [4] Vgl. S. 134, 169 f. und 192 ff.

Eva[1], die ihn wie ein Kind gängelt, seinem Rufe für alle Zeit Abbruch tun; nach Ansicht des Chevaliers de Latouche ist sie nur entschuldbar, wenn man ihm eine noch größere Schwäche zuschreibt, nämlich die Heirat dieser Finnin.

Obgleich diesem Feldmarschall große Fähigkeiten beigemessen werden, läßt sich seine militärische Begabung nach Ansicht des Chevaliers nicht mit der des Feldmarschalls von Schwerin vergleichen. Dieser hat glänzende Taten vollbracht, die vielleicht nur die Eifersucht seines Gebieters erregt haben[2], der ihm das bei jedem Anlaß zeigt. Er ist allerdings kein Schmeichler und Lobhudler wie Keith und insofern weniger Höfling als jener, und so hat er die Gunst des Königs nicht zu bewahren gewußt. Allem Anschein nach hat er sogar, wie der Chevalier Latouche gemeldet hat, die Erlaubnis zur Eheschließung mit einer alten Dame von Stand[3], die früher vom Hofe der Königin-Mutter weggeschickt worden ist, nur deshalb erhalten, damit seine Schwäche offenbar wird. Allerdings sollte er mehr Rücksicht auf seinen Gebieter nehmen, dem er bisweilen in wenig schonender Weise und vor allem bei Tafel widerspricht, wenn er durch den Wein stark angeheitert ist. Der Chevalier war mehrfach Zeuge solcher kleinen Maßlosigkeiten und allzuweit getriebener Widerspruchslust. Trotzdem ist er in jeder Hinsicht ein hochverdienter Mann, aber wie der Feldmarschall Keith nicht mehr dienstfähig.)

Tyrconnell: Ferner ist noch Herr Fouqué[4] zu erwähnen, von dem der König große Stücke hält, und der wahrscheinlich die Vertrauensstellung des kürzlich verstorbenen Fürsten von Anhalt-Dessau[5] einnehmen wird. Seine Gesinnung gegen Frankreich ist noch nicht zu ergründen; denn er ist diesem Lande stets fremd geblieben. Da er aber von französischer Herkunft ist, wird er vielleicht nicht den Haß dessen geerbt haben, dessen Nachfolger er vermutlich werden wird.

(Latouche: Auch Fouqué schreibt man glänzende militärische Begabung zu. Er spricht gut vom Kriegswesen und ist seinem König und Herrn stets zur Seite, wenn er nach Potsdam oder zum Karneval nach Berlin berufen wird. Er ist sehr wenig mitteilsam, so daß seine wahre Gesinnung sehr schwer zu ergründen ist. Wie die meisten preußischen Offiziere ist er pflichteifrig, hält sehr auf die Mannszucht und ist im Kommando streng. Seine angeborene Eigenliebe wird noch vermehrt durch das Vertrauen seines Gebieters und durch die Auszeichnung, womit dieser ihn behandelt. Angeblich hat er sich gefreut, als er den Abschluß der Konvention mit England[6] erfuhr. Das beweist, daß er nicht franzosenfreundlich ist; denn dadurch wird den preußischen Truppen ein Krieg erspart[7], in dem er zu einem höheren Rang aufsteigen und sogar eine besondere Armee befehligen könnte.

[1] Eine Finnländerin Eva Merthens. — [2] Anspielung auf Mollwitz (vgl. S. 169 f.). — [3] Schwerin heiratete 1754 in zweiter Ehe Philippine Luise von Wakenitz. — [4] Heinrich August Baron de La Motte Fouqué (1698—1774), Generalleutnant, gehörte dem Rheinsberger Freundeskreise an. — [5] Fürst Leopold Maximilian (vgl. S. 191 f.) starb am 16. Dezember 1751. — [6] Vgl. S. 264. — [7] Latouche denkt an die preußische Diversion gegen Hannover, die Frankreich 1755 dem verbündeten Preußenkönig zumutete (vgl. Ges. Werke, Bd. 3, S. 31 f.).

Der General Kyau[1], den der König aus sächsischen Diensten in preußische gezogen hat — er war in Dresden nur Oberstleutnant —, ist ein guter Kavallerieoffizier, den sein Gebieter sehr schätzt; trotzdem besitzt er kein anderes Talent, als sein Regiment in Zucht zu halten.

Herr von Hautcharmoy[2] ist ein richtiger Trunkenbold; man begreift nicht, wodurch er die Gnade seines Gebieters gewonnen hat.

Diese drei Generalleutnants, die das gelbe Ordensband tragen, werden vom König am freundlichsten empfangen und am öftesten zu ihm berufen. Allgemein genießt Herr von Fouqué den Vorzug.

Prinz Ferdinand von Braunschweig[3], der Bruder der Königin, ist ein liebenswürdiger, sanfter, höflicher, wohltätiger Prinz und sucht zu gefallen.



Obwohl der König ihm viel Freundschaft bezeigt, hat er nur sehr mäßiges Vertrauen zu ihm. Er ist pflichttreu, aber da das hier eine unerläßliche Eigenschaft ist, findet sie sich bei allen Offizieren.

Prinz Moritz von Anhalt[4], ein ganz unerzogener Mensch, weil sein Vater der Natur freien Lauf lassen wollte, ist eine Art von Trottel. Trotzdem bezeigt der König keinem Menschen soviel Vertrauen wie ihm und beauftragt ihn sogar mit den schwierigsten Aufgaben in den Friedenslagern, die er sehr gut ausführt.

[1] Freiherr Friedrich Wilhelm von Kyau (1708—1759), Generalleutnant, Chef eines Kürassierregiments. — [2] Heinrich Karl Ludwig von Herault, Ritter von Hautcharmoy (1689—1757), Generalleutnant. — [3] Prinz Ferdinand (1721—1792), seit 1740 in preußischem Dienst, Generalleutnant, übernahm Ende 1757 den Oberbefehl auf dem westlichen Kriegsschauplatz gegen die Franzosen. — [4] Prinz Moritz (1712—1760), der jüngste Sohn des Alten Dessauers, Generalleutnant.

Sein Gebieter betraut ihn auch mit wirtschaftlichen Aufträgen in der Gegend, wo sein Regiment in Garnison steht, und er ist auch in dieser Hinsicht sehr mit ihm zufrieden. Das beweist, daß der Prinz Urteil besitzt und alles gut ausführt. Er möchte, daß alle Franzosen ertränken, und scheint von seinem Vater, dem Fürsten von Anhalt, diese Abneigung gegen Frankreich geerbt zu haben.

Überhaupt ist die französische Nation in Berlin nicht beliebt, und man wäre dort nie böse, wenn der König ein Bündnis gegen sie schlösse. . .

Der allbekannte Freiherr von Poellnitz ist dem König zur Tafelunterhaltung in Potsdam ebenso unentbehrlich, wie er von ihm verachtet wird[1]; immerfort erfährt er Demütigungen. Er ist ein Lump, sucht sich Eingang in die Häuser zu verschaffen, um dann seinem Gebieter falsche Berichte zu machen. Der weiß zwar, aus welcher Quelle sie stammen, hört sie aber wohlgefällig an. Dieser Kammerherr berichtet gern von dem, was er von den Vorgängen in Potsdam weiß und nicht weiß, um sich lieb Kind zu machen, und auch, um zu ergründen, was man über diesen Hof denkt, der stets falsche Berichte nötig hat, alles aus Bosheit.

Der Marquis d'Argens[2] ist ein Ehrenmann, der zurückgezogen lebt, ohne sich irgendwem mitzuteilen. Er ist zur Erholung seines Gebieters ganz unerläßlich und speist mit ihm allabendlich in Potsdam oder in Berlin. Da er des Königs argwöhnischen, ruhelosen und neugierigen Charakter kennt, verkehrt er mit niemandem, um nicht in Verdacht zu kommen, er erzähle etwas von dem, was bei den heiteren kleinen Abendmahlzeiten vorgeht. Nie leistet er irgendwem schlechte Dienste. . .

Der Major von Chasot, der achtzehn Jahre lang in Potsdam in höchster Gunst stand, hat sich mit seinem Gebieter überworfen[3], weil die Güte der alten Herzogin von Strelitz[4] ihn in den Stand gesetzt hat, auf die Wohltaten des Königs von Preußen zu verzichten; doch scheint es, als ob der König und sein alter Günstling sich wieder zu nähern suchen. Dieser sieht die Notwendigkeit ein, den Schutz des Königs wieder zu erlangen, um sich alles, was er von seiner alten Herzogin bekommen hat, zu erhalten. Und der Monarch fürchtet, daß dieser Offizier, dessen Tapferkeit und kriegerische Begabung er kennt, in fremde Dienste treten möchte, besonders in die der Zarin von Rußland[5], die ihm letztes Jahr durch den russischen Gesandten in Hamburg, Fürst Golizyn, den Rang eines Generalmajors und ein Dragonerregiment angeboten hat.

Der Abbé de Prades[6], ebenso verächtlich durch seine verderbten Sitten wie durch seinen Charakter, hinterbringt beständig dem König, was er erfährt, und auch, was er sich ausdenkt; als sein Vorleser verkehrt er vertraulich mit

[1] Vgl. S. 203. Schon als Kronprinz hatte Friedrich von ihm gesagt: „Divertissant beim Essen, nachher einsperren." — [2] Vgl. S. 215. — [3] Chasot wurde 1752 verabschiedet (vgl. S. 68). — [4] Sophie Dorothea, Gemahlin des 1752 gestorbenen Herzogs Adolf Friedrich III. von Mecklenburg-Strelitz, geb. Prinzessin von Holstein-Plön, bei der Chasot wohlgelitten war. — [5] Zarin Elisabeth. — [6] Jean Martin de Prades (1724—1782) fand vor den Verfolgungen der Pariser Sorbonne 1752 eine Freistatt bei König Friedrich als Vorleser, wurde aber Ende 1757 wegen hochverräterischer Korrespondenzen nach der Festung Magdeburg gebracht.

ihm und sucht aller Welt zu schaden. Der König kennt und verachtet ihn und schenkt doch seinen Berichten Glauben, obwohl dieser sie nur nach Hörensagen machen kann, da er aus jeder guten Gesellschaft in Berlin und Potsdam ausgeschlossen ist.

Der Abbé Bastiani[1], ein Venezianer von niedriger Herkunft, Propst von Glogau und Domherr von Breslau, weiß sich in den Häusern der fremden Gesandten geschickt Eingang zu verschaffen und in Potsdam Berichte zu erstatten, die ziemlich gut aufgenommen werden. Gegenwärtig hat er sich mit dem Bischof von Breslau[2] entzweit; er taugt nicht mehr als dieser. . .)

Graf Gisors *

(September 1754)

Gisors berichtet aus dem Lager Golau bei Breslau, wo der König die Revue über die schlesischen Regimenter abhielt:

Sobald Friedrich mich erblickte, zog er mich lebhaft in eine Fensterbrüstung und bestürmte mich mit Fragen über Maria Theresia, das Lager bei Kolin[3] und Feldmarschall Browne[4], und zwar mit solcher Lebhaftigkeit, daß ich ihm kaum zu antworten vermochte. Vor allem wollte der König wissen, wie sich die Kaiserin gegen die Truppen benähme. „Schmeichelt sie ihnen? Spricht sie mit den Offizieren?"

Ich entgegnete, ich hätte sie stets gegen jedermann sehr leutselig gesehen, aber ohne irgend einen jener kleinen Unterschiede, die den einen auszeichnen und damit den Wetteifer der anderen erregen. Doch fügte ich hinzu, ich entsänne mich nicht, daß ich sie je mit Subalternoffizieren hätte sprechen sehen.

„Und der Kaiser?"

„Majestät, er ist sehr höflich und trug im Feldlager stets seine Uniform. Im übrigen schien es mir, als ob ihn das, was bei den Manövern geschah, nicht sehr berührte. Er bemerkte zwar sehr richtig die Fehler, sprach und scherzte darüber, aber ohne sie abzustellen, und ließ den Feldmarschall Browne schalten."

„Möchte man nicht sagen," rief Friedrich aus, „daß die Frau als Mann verkleidet ist und der Mann als Frau? Wenigstens hat der Kaiser das Benehmen eines guten, ehrlichen Hausmeiers, der seiner Gattin alles überläßt."

[1] Johann Baptista Bastiani (geb. 1714), Schneiderssohn aus Venedig, darauf Franziskanermönch, wurde 1744 Hausgeistlicher des Kardinals Sinzendorff (vgl. S. 166). Von Schaffgotsch eingeführt, erschien er seitdem als Gast am preußischen Königshof. — [2] Schaffgotsch (vgl. S. 271). — * Louis Marie de Fouquet, Graf Gisors (1732—1758), der Sohn des Marschalls Belle-Isle, kam nach Preußen, um den Revuen beizuwohnen. Sein Bericht nach dem Abdruck bei Perey, „Un petit-neveu de Mazarin, le duc de Nivernais", Bd. 1, S. 315 ff. (Paris 1890). — [3] Gisors kam von dem Besuch der bei Kolin abgehaltenen österreichischen Revuen. — [4] Graf Ulysses Maximilian Browne de Camus.

Ich schlug die Augen nieder und entgegnete, ich hätte stets bemerkt, daß die Kaiserin dem Kaiser große Rücksicht bezeigte. ...

„Sie muß eine eigenartige Frau sein," versetzte der König, „und mehr männlich als frauenhaft. Macht sie einen vielbeschäftigten Eindruck?"

„Majestät, sie arbeitet von früh bis spät, und bei ihrem starken Willen würde sie zweifellos sehr große Dinge vollbringen, würde sie von ihren Ministern in gleicher Weise unterstützt. Ihr Benehmen im letzten Kriege beweist ihren Mut und ihre Charakterstärke. Besonders bemerkt habe ich an ihr eine ausgesuchte Höflichkeit gegen jedermann. Sie schien mir keinen Reiz ihres Geschlechts ungenutzt zu lassen, um die zu bezaubern, die ihr ihre Aufwartung machen. Erstaunlich ist, wie ihr Gesicht sich beim Sprechen verschönt und in welchem Maße sie die Gabe besitzt, den Leuten Verbindliches zu sagen, auch wenn sie es ganz anders mit ihnen meint."...



Nivernais*

I. Porträt des Königs von Preußen

Wären die Könige ohne Leidenschaften und Launen, so brauchte man nur das Interesse ihrer Völker und Staaten zu kennen, nm ihr Benehmen vorans-zusehen. Aber die Könige sind Menschen, und als solche sind sie allen Irrtümern und allen Schwankungen der Menschennatur unterworfen. Das erkennen sie anch ehrlich an, nnd deshalb umgibt sich die Mehrzahl der Herrscher mit klugen und erfahrenen Männern, die den Fürsten beraten und ihm so die wirklichen Staatsinteressen in ihrem wahren Lichte darstellen sollen. Je geordneter diese Einrichtung ist, um so mehr wird der Staat nach seinen wahren Grundsätzen geleitet. In derart regierten Monarchien lassen sich die leitenden Beweggründe erkennen, wenn man Umstände und Staatsinteressen verknüpft. Dadurch erhalten

* Louis Jules Barbon Mancini Mazarini, Herzog von Nivernais (1716—1798), Pair von Frankreich, weilte von Mitte Januar bis Anfang April 1756 am prenßischen Hof, nm über die Erneuerung des am 5. Juni des Jahres ablaufenden Bündnisses mit Preußen (vgl. S. 160) zn verhandeln. Seine Mission scheiterte, da Frankreich, sich Österreich zuwendend, am 1. Mai die Versailler Defensivallianz mit dem Wiener Hofe schloß, die ein Jahr darauf, am 1. Mai 1757, in ein Offensivbündnis mit dem Ziel der Zertrümmerung Preußens umgewandelt wurde. Noch unter dem frischen Eindrnck seines Berliner Aufenthalts hat Nivernais das obige „Portrait du roi de Prusse", wie die folgende Aufzeichnnng: „La vie de Frédéric" (vgl. S. 288 f.) für einen Verwandten abgefaßt. Unsere Vorlage für das „Porträt" bildet der Abdruck in seinen Werken: „Oeuvres de Mancini-Nivernais", Bd. 6, S. 309 ff. (Paris 1796).

die Nachbarstaaten zuverlässige Richtlinien für die Verhandlungen mit einer solchen Monarchie. In den Ländern jedoch, wo der Herrscher nur Rat von sich selbst annimmt, seine Ansichten nicht mit denen anderer vergleicht, wo also einzig seine Auffassung Anlaß und Regel für die staatliche Wirksamkeit bildet, wird der Charakter des Fürsten zum Steuer des Staates; Politik und eigentliches Staatsinteresse sind nur das, was die Auffassung des Fürsten in ihnen sieht, und die Nachbarmächte einer solchen Monarchie können sich bei den Verhandlungen mit ihr nur nach den Seelenregungen des Monarchen richten, die allein der ganzen Staatsmaschinerie ihren Antrieb geben.

Dadurch wird die Kenntnis des Charakters des Königs von Preußen ebenso fesselnd wie notwendig. Ist er doch sein eigener Minister, Feldherr und Kronrat, der alles selbst erwägt und bestimmt, ohne jemanden um Rat zu fragen, ja ohne sich jemandem mitzuteilen. Kein Reisender, der Berlin besuchte, hat in seinem Bericht etwas sehr Wahres und in die Augen Springendes fortgelassen, nämlich daß, wenn dieser Fürst eines Tages nicht mehr wäre oder Krankheit ihn an der Arbeit hinderte, alle Staatsgeschäfte unterbrochen würden und der Staat stillstände, wie eine Uhr, deren Schlüssel verloren gegangen ist. Nichts ist wahrer. Dieser Fürst weiß und tut allein alles; er ist der einzige, der alles weiß und tut. Somit muß man sein Augenmerk auf ihn allein richten, auf seinen Charakter, seine Leidenschaften, seine Befürchtungen, seine Wünsche und Hoffnungen, seine Vorurteile und Launen. Ihn allein muß man studieren, um das Schicksal seines Staates vorauszusagen; denn der ganze Staat liegt in ihm.

Leider ist es schwer, ihn kennen zu lernen. Dies war mein einziges Studium in den [drei] Monaten, wo ich ihn täglich sah und mit ihm über die wichtigsten Dinge sprach, und zwar in einer für seine Geschäfte höchst kritischen Lage. Ich bürge nicht dafür, daß ich ihn völlig durchschaut habe. Ich werde sagen, was ich weiß; die Ereignisse werden zeigen, ob ich mich geirrt habe.

Man muß den König von Preußen unter zwei Gesichtspunkten betrachten: als Mensch und als König. Alle Fürsten besitzen diesen Doppelcharakter, aber bei keinem ist dessen Trennung so wichtig und so schwierig, wie bei ihm; denn er ist stets sich selbst überlassen und stets allein mit seinen eigenen Ideen, so daß beide Charakterseiten oft ineinander übergreifen. Daraus entsteht ein Zwitterwesen mit vielen Schwankungen und Widersprüchen in seinem Benehmen.

Als Mensch erschien Friedrich mir ungestüm, eitel, anspruchsvoll, geringschätzig und unruhig, aber zugleich entschlossen, mutig, aufmerksam, wohltätig und gerecht, als Freund der Wahrheit und Vernunft, die er sich allemal zu eigen macht, sobald er sich die Zeit nimmt, auf sie zu achten. Es drängt ihn zum Erwerben; am Genießen liegt ihm wenig, und der Gedanke eines Verlustes beängstigt ihn. Trotzdem hat er eine erhabene Seele. Große Gedanken stellen sich bei ihm häufig ein, und er gibt ihnen stets den Vorzug vor anderen. Er liebt den Ruhm und den Ruf, obwohl er auf die Achtung des großen Haufens gar nichts gibt. Der Freundschaft halte ich ihn für wenig zugänglich und glaube, das herrschende

Gefühl in seinem Herzen ist die Eigenliebe. Trotzdem ist er für die Geselligkeit geschaffen; er besitzt alles, um in ihr zu gefallen. Lange hatte er sie gern, und wenn er sich seit ein paar Jahren Tag für Tag von ihr zurückzieht, um sich auf sich selbst zu konzentrieren, so schreibe ich das jenem Gemisch, jener Verbindung von Königtum und Menschentum zu, die ihn oft beeinflußt. In seinen Urteilen ist er vorschnell, eine natürliche Folge seiner Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, die zu seinem Unglück durch große Lebhaftigkeit und Scharfsinn unterstützt werden. Er besitzt viel Geist, gutes Gedächtnis, viele Kenntnisse und große Arbeitslust. Seine natürliche Anlage gilt mehr den schöngeistigen Arbeiten als denen eines Königs, aber er läßt sich von diesen durch nichts ablenken; denn er hat seine Eitelkeit darin gesetzt, den Ruf eines emsigen und arbeitsamen Herrschers zu erlangen.

Er hat einen starken, zu langer Anspannung fähigen Verstand. Sein Geist ist klar und umfassend. Wenn er sich die Zeit dazu nimmt, vermag er viele Dinge miteinander zu verknüpfen und die mannigfachsten Dinge zu umspannen. Das liegt ihm mehr, als eine Sache von allen Seiten zu betrachten. Er ist beredt, weil ideenreich, aber ich finde ihn nicht überzeugend, weil er nicht ehrlich scheint. Er ist mißtrauisch und wird es täglich mehr; er glaubt überhaupt, alle Menschen seien ohne Grundsätze — vielleicht, weil er selbst nicht Grundsätze genug hat.

Er trägt die größte religiöse Gleichgültigkeit zur Schau, und was anfangs vielleicht nur etwas Ehrgeiz war, für einen starken Geist und für einen sogenannten Philosophen zu gelten, ist bei ihm zum System geworden. Was ich in dieser Hinsicht unter seinem System verstehe, werde ich sogleich erklären, wenn ich ihn als König zu betrachten habe. Obgleich er sich darin gefällt, seinen Unglauben mit Überzeugung zu betonen, fand ich übrigens nicht, daß er sehr tiefe Gedanken entwickelte. Einmal hat er mit mir unter vier Augen über drei Stunden davon gesprochen; mir schien, als hätte er nur einen Haufen von Argumenten aus Bayle[1] und aus Voltaires Spöttereien im Kopf. Er ist ungläubig, wie andere gläubig sind; sein Unglaube ist eine Art Vorurteil, über das er nicht gut Rechenschaft zu geben vermag.

Um das Bild dieses Fürsten als Mensch zu vollenden, brauche ich nur noch eins hinzuzufügen. Er kennt die Eigenart, den Umfang und die Gaben seines Geistes sehr gut; er weiß, was er hat und was ihm abgeht, aber aus diesem inneren Bewußtsein ergibt sich etwas Wunderliches: er ist bescheiden in allem, was er besitzt, und sehr eingenommen für das, was ihm fehlt. Gerade in dem, worin er die geringste Überlegenheit besitzt, möchte er als der Überlegenste gelten. Er kennt und fühlt alle seine Mängel, bemüht sich aber mehr, sie zu verbergen als sie zu bessern.

Betrachte ich ihn als König, so scheint er sich einen künstlichen Charakter geformt zu haben, dessen Züge er sich theoretisch zurechtgelegt hat und der in der Praxis

[1] Pierre Bayle (1647—1706), französischer Philosoph, der Hauptvertreter des Skeptizismus. Vgl. die „Vorrede" des Königs zu dem von ihm veranstalteten Auszug aus Bayles „Dictionnaire historique et critique" in den Ges. Werken, Bd. 8, S. 40ff.

große Unzuträglichkeiten mit sich bringt, diese aber auch durch große Vorteile aufwiegt. Von der Monarchie hat er sich einen Begriff gemacht, der sie dem Despotismus sehr nahe bringt, aber er hat die Autorität nicht deshalb schrankenlos gestaltet, um Mißbrauch mit ihr zu treiben. Nach seiner Ansicht stellt der Monarch das Gesetz dar, und in seiner Person verschmelzen alle Rechte des Volkes; er glaubt, die Stimme des Fürsten sei die des Gesetzes und des Volkes, aber nach seiner Ansicht darf diese Stimme nur das Organ der Gerechtigkeit sein. Daher will er absolut sein, aber kein Bedrücker. Er ist nur das, was er sein will; denn nie hat er einen anderen Antrieb als den seines Willens. So schließt der Begriff, den er sich vom Königtum gemacht hat, theoretisch alle Nachteile der willkürlichen Macht ein, bringt aber tatsächlich alle ihre Vorteile zur Geltung. Diejenigen, die



heute unter seiner Herrschaft leben, sind glücklich, aber sie können fürchten, es nicht immer zu sein.

Um den Charakter und die Grundsätze des Königs von Preußen als König recht zu erkennen, muß man sich vergegenwärtigen, daß er, ähnlich wie Julian Apostata in seiner Jugend, und wie dieser in seiner Familie mißhandelt, sich gleichfalls den Wissenschaften und dem Studium der Philosophie ergeben hat. Dabei hat er sich Sinn für Ordnung und den sehr richtigen Gedanken angeeignet, daß jedermann auf dem Platze, auf den er gestellt ist, arbeiten muß und durch Erfüllung seiner Standespflichten zur Erhaltung und strengen Durchführung der allgemeinen Ordnung beitragen soll. Diese Grundsätze, die schon in der Studierstube eines Philosophen richtig sind, sind es für ihn erst recht, wenn er König wird; denn das Königtum zieht von ihrer Durchführung großen Nutzen. Und so fordert der König von Preußen streng, daß jeder seines Amtes walte und weiter nichts als das tue. Dadurch wird jede Freiheit erstickt, aber es wird auch jede Arbeit gut gemacht. Zudem ist das Beispiel unermüdlicher Arbeit, das er in seinem Königsberufe gibt, eine Bestätigung, Rechtfertigung und Anerkennung für den Arbeitszwang, den er allen Berufen auferlegt.

Derart bannt er den Geist der Trägheit und drückt jedermann etwas von dem Geiste der Wachsamkeit und Tätigkeit auf, der ihn so erheblich auszeichnet. Da

er von Natur mißtrauisch ist, hat er die Wachsamkeit als notwendige Eigenschaft ansehen müssen, und er geht darin so weit, wie ein König irgend gehen kann. Wer auch von seinen Untertanen ihn sprechen oder an ihn schreiben will, er findet den König stets bereit, ihm Gehör zu geben oder ihm zu antworten. Der Bauer, der Soldat, der Handwerker werden ebensogut empfangen wie der Mann von Stand. Niemand wartet, niemand wird abgewiesen. Eine Privataudienz unter vier Augen mit dem König ist keine Gnade, sondern allgemeines Recht, das jeder täglich in Anspruch nimmt, ohne darum einkommen zu müssen. Dadurch lähmt, ja kettet der König den Geist der Plackerei und Schikane bei den Finanz- und Justizbehörden und bestätigt eine Meinung, die er in seinen Staaten zu verbreiten verstanden hat. Man glaubt allgemein, daß nichts ihm verborgen sei, nichts seiner Kenntnis entgehen könne. Und fürwahr, wie sollte ein Mann, der alle Klagen entgegennimmt, alle anhört und alle beantwortet, nicht über alles Bescheid wissen? So haben sein Mißtrauen, seine Wachsamkeit und Leutseligkeit im Verein die in einer Monarchie sehr wichtige Wirkung, daß man nur das zu tun und zu sagen wagt, was der Herrscher sehen und hören darf. Diese Wirkung wird noch verstärkt durch Spionage und Angeberei aller Art, diese gewohnten Werkzeuge aller Regierungen, die aber der König von Preußen geschickter und ausgiebiger benutzt als irgendwer.

Trotzdem hört man in Berlin den Charakter, die Neigungen, das Benehmen des Königs oft mit einer Freiheit tadeln, kritisieren, ja lächerlich machen, die mit der Laune und den Grundsätzen des Königs unvereinbar scheint. Dieser anscheinende Widerspruch bedarf der Erklärung. Der König von Preußen ist mild und menschlich, aber zugleich hochmütig und hält nur von seiner eigenen Meinnng etwas. Daraus folgt: wenn sein Wille geschieht, wenn alle Räder der Maschine in der Richtung laufen, die er ihnen gewiesen hat, ist der Rest ihm gleichgültig. So dürfen die Leute ohne staatliche Anstellung, die Höflinge, Literaten und Frauen denken und sagen, was ihnen gefällt. Von ihnen duldet er jede Kritik und verzeiht sie aus Milde oder verachtet sie aus Stolz.

Die Todesstrafe ist in seinen Staaten unbekannt[1]; ein Mensch, der überführt war, daß er ihn vergiften wollte, lebt noch jetzt (Juni 1756) in Spandau. Ich kenne Beispiele von Milde von ihm, die meines Wissens seit Augustus noch nie geübt worden sind.

Sein herrschendes Gefühl ist der Ruhmesdurst und das Verlangen, sich auszuzeichnen. Er ist sogar überzeugt, daß diese Gefühle Pflichten seines Standes, seiner Geburt sind, und er hat sie sich zur Lebensregel gemacht. Diese Denkweise im Verein mit seinem Selbstvertrauen hat ihn dahin geführt, daß er in jeder Hinsicht von sich reden machen und in allem und jedem etwas Neues tun will. Deshalb wollte er nicht nur militärischer, sondern auch bürgerlicher Gesetzgeber sein[2]. Das Militärische hat er sehr gut gemacht, denn das versteht er; das andere aber sehr schlecht, denn das versteht er nicht.

[1] Die Angabe trifft nicht zu. — [2] Anspielung auf das Corpus Fridericianum (vgl. Ges. Werke, Bd. 3, S. 7f.).

Man könnte sagen, daß er sich auch zum religiösen Gesetzgeber aufgeworfen hat, dürfte man die öffentliche Verachtung aller Glaubenssätze als Gesetzgebung bezeichnen. Nachdem er sich als starker Geist auf den Ungläubigen aufgespielt hat, hat er sich als König ein seltsames System gezimmert, seine Gottlosigkeit zur Schau zu tragen. Seine Absicht geht dahin, auf diese Weise öffentlich zu bekunden, daß er zwischen allen Bekenntnissen, die in seinem Lande sind oder die er in sein Land gezogen hat, völlige Neutralität wahrt. Preußen ist das einzige Land in Europa, wo die Toleranz allgemein und unbeschränkt ist. Man kann sich zu jeder beliebigen Religion oder zu gar keiner bekennen; man darf sogar seinen Unglauben bekennen. Jede Glaubensgemeinschaft ist in ihrer inneren Verwaltung frei, jedes Bekenntnis bleibt auf sich selbst beschränkt und ohne fesselnde Beziehungen zu den übrigen. Der Kalvinist, der Lutheraner, der Wiedertäufer verketzern sich gegenseitig und schaden einander doch nicht. Der Katholik verdammt und exkommuniziert alle anderen, schadet aber niemandem; denn da, wenn ich so sagen darf, jedermann ohne Unterschied zur religiösen Gemeinschaft mit dem Herrscher zugelassen ist, dringen die Zänkereien, Drohungen, Strafen und Befehle der Geistlichkeit nicht über die Grenzen jeder Kirche hinaus und haben keinerlei Einfluß auf den Staat. Preußen ist das einzige Land der bekannten Welt, wo mehrere Religionen ungestört nebeneinander bestehen, aber auch das gottloseste Land der Welt. Die Grundsätze des Protestantismus, die Gleichgültigkeit der Nordländer gegen alle geistlichen Dinge und das Beispiel des Fürsten haben den Unglauben in Berlin sehr verbreitet.

Das Benehmen und die Grundsätze des Königs in religiösen Dingen darf man nicht als Christ prüfen. Betrachtet man sie jedoch nur unter dem Gesichtspunkt der menschlichen Klugheit und sieht man von der Wahrheit ab, so steht fest, daß der König von Preußen sich in dieser Hinsicht nicht geschickt benimmt. Er hätte zwar sein System der bürgerlichen und politischen Neutralität beibehalten können, sich aber zu dem Glauben seiner Väter bekennen müssen. Dadurch hätte er in Deutschland ganz anderen Einfluß gewonnen, hätte das Ansehen seines Hauses im Reiche vermehrt und sichergestellt, stände genau an der Stelle Gustav Adolfs, hätte, was Deutschland betrifft, dem jetzigen Preußen die Stellung verschafft, die Schweden damals besaß, hätte alle Protestanten auf seiner Seite. Seine Wohlfahrt wäre um so fester begründet, als sie mit einer unvergänglichen Sache verknüpft wäre. Und hätte er dem Corpus Evangelicorum[1] gegenüber nicht seine Gottlosigkeit zur Schau getragen, so hätte das fromme Haus Österreich einen großen Vorteil weniger vor ihm voraus. Ich habe Anlaß zu glauben, daß er diese Wahrheit innerlich einsieht, und dieser Erkenntnis schreibe ich es zu, daß er bei seiner Familie sorgfältig darauf hält, daß sie sich streng zum Kalvinismus bekennt[2]. Aber das genügt nicht: er selbst müßte sich dazu bekennen. Ich glaube,

[1] Das „Corpus Evangelicorum", durch den Westfälischen Frieden als besondere Körperschaft eingesetzt, umfaßte die Gesamtheit der protestantischen deutschen Reichsstände auf dem Reichstag. Ihm stand das Recht zu, Versammlungen zu halten, Beschlüsse zu fassen und Vorstellungen an den Kaiser zu richten. — [2] Dieses Bekenntnis war vielmehr Tradition des Hauses, seit Kurfürst Johann Sigismund 1613 zur reformierten Kirche übergetreten war.

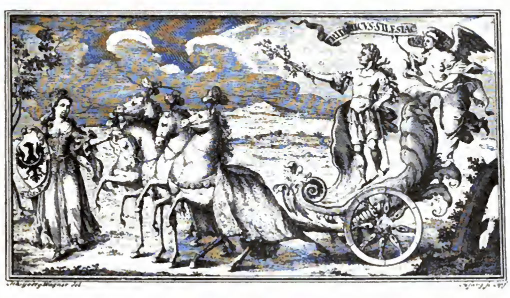
die kleinliche Eitelkeit, für einen starken Geist zu gelten, hat ihn daran gehindert, hierin den Ratschlägen der Klugheit zu folgen. Das wird ihm früher oder später, meine ich, übel bekommen, und das habe ich ihm gesagt. Er hat mir nicht entgegnet, daß ich unrecht hätte, aber meine Ratschläge werden ihn keines Besseren belehren; denn seine Eitelkeit wird ihn nicht verlassen.

Trotz seiner angeborenen Neuerungssucht und seinem Bestreben, den Ruf eines Neuschöpfers zu erlangen, ist er doch so vernünftig, alles, was gut ist, nicht anzutasten. Er begnügt sich damit, die vorhandenen Pläne, wenn sie gut sind, zu befolgen. Die Verwaltung und Verteilung der Finanzen in seinen Staaten ist musterhaft, aber sie ist das Werk seines Vaters, und zwar eines Vaters, der ihn grausam mißhandelt hat. Dies schöne Werk hat er respektiert, er begnügt sich damit, es im einzelnen zu vervollkommnen, indem er das System in der Praxis nach Möglichkeit vereinfacht. Es bleibt jedoch die Frage offen, ob er nicht der Verführung durch den ersten besten Abenteurer erliegt, der sich zur Leitung seiner Staatsfinanzen erbietet; das traue ich ihm zu.

Da sein Land nach Lage und Natur sich wenig zum Handel eignet und somit nur geringe Möglichkeit zum Geldumlauf sich bietet, hat er die Notwendigkeit einer guten und sparsamen Wirtschaft erkannt. Leider glaubt er, die mangelnden Erträge des Außenhandels durch Zölle wettmachen zu können, und so vermehrt er überall die Zollabgaben zum Schaden des Binnenhandels. Im übrigen legt er alljährlich ein paar Millionen zurück und häuft einen Schatz an, der ihm in Zeiten der Not sehr zustatten kommen wird. Seine verschwenderischen Nachbarn nennen ihn geizig. Da er aber an keiner nützlichen Ausgabe spart, sei es, um seine Truppen auf dem allerbesten Stand zu erhalten, sei es, um seine Länder durch vorteilhafte Anlagen zu beleben oder um den Anbau und die Besiedlung zu fördern und die Volkszahl zu erhöhen, indem er aus aller Welt Fremde für Geld heranzieht, sei es, um genau zu wissen, was in Europa vorgeht, oder um das Verdienst zu belohnen oder das Unglück durch Spenden zu trösten, sei es auch, um seiner Hauptstadt und seiner Residenz durch Schauspiele und Verschönerungen aller Art Glanz zu verleihen, so darf man ihn nicht des Geizes bezichtigen, sondern man muß seine Sparsamkeit loben.

Wegen seiner Kriegserfolge und der glücklichen Einverleibung einer reichen Provinz in seine Staaten hat ihm die Öffentlichkeit Eroberungsgelüste zugeschrieben; ich glaube, das ist falsch. Von Natur liebt er Vergnügen und Ruhe, fürchtet Mühe und Anstrengung. Wenn er sich Tag für Tag bei jedem Wetter damit abquält, seine Truppen manövrieren zu lassen, so widerstrebt das seinen Neigungen ebensosehr wie die kleinen Einzelheiten, auf die er eingeht, um sein Heer in der vollkommenen Mannszucht zu erhalten, die er eingeführt hat. Es ist eine Aufgabe, der er sich unterwirft, eine Pflicht, zu deren Erfüllung er sich genötigt glaubt; denn nach seiner Meinung hängt die Sicherheit seines Landes und sein Ruhm, der ihm noch teurer ist, von der organischen Vollkommenheit seines Heerwesens ab, und er glaubt, daß die Bewegung, die er dieser Maschine

gegeben hat, ohne dauernde Beharrlichkeit, Wachsamkeit und Beaufsichtigung seinerseits bald nachlassen wird. Darin täuscht er sich nicht. Er überwindet daher seinen Widerwillen und versieht Tag für Tag den Beruf eines Stabsoffiziers. Fast stets ist er gestiefelt; nie trägt er ein anderes Kleid als seine Gardeuniform. In allem stellt er ein militärisches Wesen zur Schau und will, daß sein Hof einem Hauptquartier gleicht. Der Zweck von alledem ist, bei seinen Truppen, seinen Untertanen und seinen Nachbarn die Überzeugung von der Vollkommenheit und Überlegenheit des preußischen Militärs zu befestigen; durch diese Überzeugung glaubt er sich Ruhe zu schaffen. Er bildet sich ein, wenn er furchtgebietend dasteht und dafür gehalten wird, werde man es unterlassen, ihn anzugreifen. Denn das



gerade fürchtet er ungemein, weil er fühlt, daß seine Lande bei ihrer Lage schwer zu verteidigen sind und daß deren Kräfte ihrer Natur nach bei einem Verteidigungskriege nicht lange und nachhaltig zu brauchen sein werden.

Ich glaube daher, er hat sowohl aus Charakter wie aus Grundsatz keine Neigung zum Kriege, glaube sogar, daß er ihn fürchtet, aber nach meiner Meinung kann gerade diese Angst ihn eines Tages in den Krieg stürzen. Nie wird er sich angreifen lassen, sowohl aus Eitelkeit und Temperament, wie aus Klugheit. Er hat den festen Vorsatz, seinen Feinden stets zuvorzukommen und ihre Pläne durch einen plötzlichen Angriff zu durchkreuzen, bevor sie sich völlig ins Einvernehmen gesetzt haben. Jetzt hat er den Kopf voller Argwohn und Verdacht auf seine Nachbarn, und diese leicht entzündlichen Stoffe, die in ihm wie in einem eingeschlossenen Vulkan gären, können bei ihm zu einem plötzlichen gewaltsamen Ausbruch führen. Wehe seinen Feinden, wenn sie nicht fest verbündet sind! Wehe ihm, wenn eine starke Liga ihn zu langer und dauernder Kraftanstrengung zwingt!

Ich habe ihn seine Truppen exerzieren sehen und ihn viel über den Krieg reden hören, aber ich habe ihn nicht Krieg führen sehen, und das tut mir sehr leid. Ich halte ihn für den größten Feldherrn, den Europa seit langer Zeit gehabt hat. Die Eigenschaften, die ich ihm in hervorragendem Maße zuschreibe, sind außer-

ordentliche Tatkraft, sicherer Blick und sehr große Kaltblütigkeit bei tiefem Studium und genauer Kenntnis der Taktik. Wenn er in den Krieg zieht, wird meines Erachtens das Heer, das er selbst befehligt, sehr gefährlich sein, besonders in der Ebene. Die geschwinden Bewegungen seiner Truppen entsprechen der Lebhaftigkeit seines Geistes. Das Vertrauen seiner Truppen auf seine Fähigkeit ist unbegrenzt. Herrschte er über Völker, die ein gewisser Fanatismus des Ruhmes und des Nationalstolzes beseelt, ich glaube, seine Soldaten wären unter seiner Führung denen Alexanders oder Cäsars, Gustav Adolfs oder Turennes vergleichbar. Da seine Lage und die Natur seiner Kräfte ihm keinen langen Krieg gestatten, weil er ihn erschöpfen würde, so muß er mit allen Mitteln danach streben, den Krieg zu verkürzen und ihn durch entscheidende Schläge zu beenden. Auch hier liegt der Vorteil auf seiner Seite, dank seiner großen Begabung für diese Seite der Kriegführung, deren Erfolge auf dem richtigen Blick und auf der Kunst der Anordnungen beruhen. Somit muß er naturgemäß soviel Schlachten liefern wie möglich, und ich glaube, er wird viele gewinnen. Die Erfahrung der Vergangenheit spricht für diese Voraussage.

Wie wir gesehen haben, besitzt er ausgezeichnete Heerführer, unter denen an erster Stelle sein Bruder, Prinz Heinrich, steht. Dieser verbindet die höchsten militärischen Talente mit den Reizen des Geistes und einem empfindsamen Herzen. Danach ist anzunehmen, daß die Mittel, die Hilfsquellen und Erfolge des Königs im Kriege mehr als wahrscheinlich sind.

Es bleibt mir nur noch übrig, einen Blick auf seine Staatskunst zu werfen. Einen Politiker, einen Staatsmann kann man unter zwei Gesichtspunkten betrachten. Erstens, wie er in seinem Kopfe seine Interessen mit denen des übrigen Europa verknüpft und sich das wechselnde Bild all der verschiedenen Beziehungen malt; zweitens, wie er angesichts dieses allgemeinen Bildes, das er vor Augen hat, handelt und sich folgerecht benimmt. Unter diesen beiden Gesichtspunkten betrachtet, scheint der König von Preußen nicht ohne große Mängel zu sein. Was er völlig versteht, sind die Interessen, die Hilfsquellen und Mittel seiner eigenen Macht, seines Staates an sich, aber nach meiner Ansicht versteht er sich nur schlecht auf sie in ihrem Zusammenhang mit den übrigen Staaten. Der Einfluß, den Handel und Seefahrt heute auf die politischen Systeme Europas haben, ist für ihn etwas völlig Unbekanntes[1]. Er sieht ihn nicht und will nicht, daß man ihn darauf hinweist. Somit erstrecken sich seine politischen Betrachtungen nie auf diesen Gegenstand, der fast überall in Frage kommt. Daraus folgt, daß sein Gesamtbild stets unvollständig ist. Aus Hochmut rechnet er den Handel absichtlich für nichts, weil er gesehen hat, daß sein Dasein, seine Macht, seine Fähigkeit in diesem Zusammenhang für nichts gerechnet werden und keinerlei Einfluß haben. Er hat also, wenn man so sagen darf, einen kleinlichen Groll auf den Handel, weil er selbst keinen Handel treibt, und auf Amerika, weil er dort keine Kolonien hat.

[1] Von dem Standpunkt der Seemächte, den Nivernais einnimmt, ist seine Verurteilung der Kontinentalpolitik Friedrichs begreiflich.

Sein Hochmut verführt ihn noch zu einem anderen politischen Irrtum: ihm liegt wenig daran, sich durch Bündnisse zu stärken oder den Bündnissen, die sich etwa gegen ihn bilden, Gegenbündnisse entgegenzustellen. Er glaubt, daß seine starke Armee, die vollendete Organisation seines Heerwesens, der Ruf seiner Wachsamkeit, Sparsamkeit und Fähigkeit mehr wert sind als alle Bündnisse, die er eingehen, und als alle Freunde, die er gewinnen könnte. Bei seinem hochmütigen, anspruchsvollen Charakter neigt er in gleichem Maße dazu, sich für furchtgebietend zu halten, wie alles zu verachten, was ihm nicht als furchtgebietend erscheint. Daher benimmt er sich gegen die deutschen Fürsten, als wären sie seine Vasallen oder Tributpflichtigen. Darin liegt der große Fehler des Königs als leitender Staatsmann. Bei seinen großen Eigenschaften wäre es ihm ein Leichtes gewesen, sich in Deutschland zum Abgott zu machen, sich an die Spitze der evangelischen Partei zu stellen und ihr die verlorene Kraft wiederzugeben, indem er sich zum Schirmherrn aller altangestammten protestantischen Fürsten erklärte und ihr Wohltäter würde. Statt dessen macht er sich allen seinen Nachbarn durch sein hochmütiges Gebaren, seine zur Schau getragene Verachtung der kleinen Fürsten und ihrer Interessen in den Streitfragen innerhalb des Reiches, schließlich auch durch seine Werbungen und die Behinderung ihres Handels durch seine Zölle verhaßt oder doch zum mindesten lästig. Er glaubt, wenn er furchtgebietend dasteht, werde er stets so viele Freunde haben, als er will; er bedenkt aber nicht, daß man ohne Freunde weniger furchtgebietend ist.

Die gegenwärtige Lage des Königs, der in ganz Deutschland sowie im Norden ebenso geachtet wie gehaßt wird, führt uns die Wahrheit der für alle Nationen hochbedeutsamen Tatsache vor Augen: daß ein ringsum von Eifersüchtigen, Neidern und Feinden, ja von mächtigen und unversöhnlichen Feinden umgebener Staat sich allein durch die Kraft einer vorzüglichen inneren Verwaltung und besonders durch den Ruf und die Hilfsmittel weiser Sparsamkeit blühend erhalten kann.



II. Das Leben König Friedrichs [1]

Friedrichs Leben ist militärisch geregelt. Er steht früh auf; sobald er angekleidet ist, läßt er seine Sekretäre kommen, liest selbst alle seine Briefe, erteilt eigenhändig oder durch seinen Sekretär den Bescheid am Rande. Dann wohnt er der Wachtparade bei und kehrt um 11 Uhr heim, arbeitet bis halb ein Uhr mit seinen Ministern und speist dann. Seine Tafel besteht meist aus 25 bis 30 Gedecken. Sie ist keineswegs lecker und nach alter Art mit riesigen Schüsseln voller Fleisch oder vielmehr Geflügel besetzt. Man sieht bis zu 20 Rebhühner, 30 Tauben und 15 Hühner nebeneinander auf drei ungewöhnlich großen Schüsseln. Die Gäste gehören sämtlich dem männlichen Geschlecht an; nur wenn der König mit der Königin speist, was nicht häufig vorkommt, werden ein paar Damen zugelassen. Obst wird stets gereicht, aber dieser Brauch besteht erst seit wenigen Jahren. Die Kosten der königlichen Tafel sind bescheiden; Obst, Gemüse, Geflügel und Wild kommen von seinen Gütern. Er hat selbst seinen Köchen die Summe von 30 Talern für den Tag festgesetzt.

Nach der Mahlzeit, die eine Stunde dauert, geht die Unterhaltung oft bis drei Uhr weiter; denn der König liebt das Gespräch ungemein. Seine Lieblingsthemen sind Krieg, Literatur und Politik; bei letzterer läßt er seinen Gästen gern das Wort, besonders den Ausländern, und stets weiß er ihnen irgend eine Aufklärung zu entlocken, an der ihm liegt. Nie läßt sein Scharfblick sich täuschen.

Sind die Gäste fort, so geht der König in seinen Gärten spazieren; an ihnen hängt er sehr. Er hat sie mit großer Mühe aus dem unfruchtbaren Boden in dem ungünstigen Klima hervorgezaubert. Terrassen, Springbrunnen und Alleen sind in französischem Stil angelegt, aber das Ganze erscheint dem Kenner von Versailles kleinlich.

Nach dem Spaziergang läßt der König sich von seinem Vorleser vorlesen, unterbricht ihn aber immerfort durch Betrachtungen und sehr lange, dann auch fesselnd anzuhörende Reden.

Von sieben bis neun Uhr findet das Konzert statt, bei dem der König nie fehlt; denn er nimmt tätigen Anteil daran. Er spielt mit großem Talent die deutsche Flöte. Punkt sieben Uhr tritt er mit seinen Noten im Arme ein und verteilt sie selbst an die Musiker; oft läßt er seine eigenen mittelmäßigen Kompositionen spielen. Sein alter Flötenlehrer [2], der kein Blatt vor den Mund nimmt, sagt ihm ziemlich harte Wahrheiten; er pflegt jedesmal zu husten, wenn er einen Fehler in der Komposition seines königlichen Schülers merkt, was diesen sehr verstimmt. Zutritt zu diesem Konzert zu erlangen, ist ein besonderer Vorzug; selbst die Einladung der Prinzen des Königshauses ist ein besonderer Gunstbeweis; ich verdanke diese Ehre meinem Rufe als Musiker!

Bei den Abendmahlzeiten des Königs, wo weit weniger Gäste geladen sind, geht es ungleich heiterer zu als bei der Mittagstafel. Politik und jede Etikette sind dann verbannt. Da entfaltet Friedrich seinen glänzenden, spöttischen,

[1] Nach dem Abdruck bei Perey, „Un petit-neveu de Mazarin", Bd. 1, S. 378 ff. (Paris 1890). — [2] Quantz (vgl. S. 189).

angriffslustigen Geist in aller seiner Lebendigkeit. Ich muß aber sagen, daß er mir nie zugesetzt hat.

Die regierende Königin kommt nie nach Potsdam; sie lebt in Berlin, wo sie ihren Hof hält. Friedrich verlangt, daß sie gut versorgt wird, und würde nie zulassen, daß es ihr an irgend etwas fehlt, aber er sieht sie nur bei der Königin-Mutter, der er die größte Fürsorge und Aufmerksamkeit erweist. Tatsächlich hält sie allein einen Hof. Friedrich lebt nicht mit seiner Frau zusammen, will aber nicht, daß Prinz Heinrich diesem Beispiel folgt, obwohl er große Lust dazu hätte. Er sieht sehr darauf, daß die Lebensführung dieses Prinzen von der seinen verschieden ist[1].

In Potsdam herrscht für die Gäste die größte Freiheit; sie sind nicht gehalten, ihre Aufwartung zu machen, und Empfänge außerhalb der Mahlzeiten finden nicht statt.

[1] Seit Ende 1766 lebten Prinz Heinrich und seine Gemahlin in getrenntem Haushalt.



Aus den Tagebüchern des Grafen Lehndorff*

König Friedrich

24. Jannar 1753.

Geburtstag unseres Königs. Alles erscheint in Gala, aber man sieht den König nicht, indem Se. Majestät sich zur Ader gelassen hat. Ich behaupte, daß die Liebe eines Individuums zn seinem Herrn ihm angeboren ist; was mich wenigstens anbetrifft, so spüre ich immer einen ganz besonderen Drang, dem meinigen alles erdenkliche Glück zn wünschen. Es ist keine Selbstsucht dabei, es ist einzig und allein das Herz, das für ihn spricht. Denn wenn ich meinen ersten Eindrücken folgen würde, so hätte ich Grund, mit ihm unzufrieden zu sein. Er hat mir eine feste Versorgnng versagt, er hat mir Dinge versprochen, deren Erfüllnng ich niemals erwarte; aber trotz alledem liebe ich ihn.

Man muß vernünftig sein und nicht zuviel von einem König verlangen. Wie soll er alles, was sich in seinem Reich zuträgt, wissen? Es ist demnach immer der Fehler derer, die ihm berichten, wenn seine Entscheidungen nicht der vollkommensten Billigkeit entsprechen. Unser König, der sicher der größte dieses Jahrhunderts ist und der so hervorragende Eigenschaften besitzt, verdient es wohl, daß die Privatleute, die Grnnd zur Klage über ihn haben, sie ihm zum Opfer bringen und an ihm alles, was bewundernswert ist, bewundern.

Eine Eigenschaft, die ich bei einem König für sehr wesentlich halte, ist die, daß er nach Möglichkeit suchen muß, seine Leute kennen zu lernen, und nicht ohne

* Reichsgraf Ernst Ahasverus Heinrich von Lehndorff (1727—1811), seit 1746 in Berlin, erhielt zu seinem Schmerz bereits Ende 1747 seine Entlassung als Legationsrat und bekleidete dann bis 1775 die Stellung als Kammerherr der Königin Elisabeth Christine. Er gehörte dem Kreise der fast abgöttisch von ihm verehrten Prinzen Augnst Wilhelm und Heinrich an, und so bilden seine seit 1750 regelmäßig von ihm geführten Tagebücher, im Gegensatz zum Potsdamer Hofe, dessen Mittelpunkt König Friedrich war, die Chronik des Berliner Hofes. Die obigen Mitteilungen nach der Ausgabe: „Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen. Aus den Tagebüchern des Reichsgrafen Ernst Ahasverus Heinrich von Lehndorff, Kammerherrn der Königin Elisabeth Christine von Prenßen", und „Nachträge", Bd. 1, hrsg. von Karl Ednard Schmidt-Lötzen (Gotha 1907 und 1910).

weiteres den Berichten der anderen glaubt, die gewöhnlich von Mißgunst diktiert sind. Es ist immer besser, sich ein eigenes Urteil zu bilden, als dem eines anderen zu trauen. Demgemäß muß ein König nicht zu sehr die Einsamkeit lieben, sich nicht einer bestimmten Gesellschaft anschließen, sondern die Gesamtheit kennen lernen.

Im allgemeinen müssen die Tugenden eines Königs denen eines Privatmannes entgegengesetzt sein. Ich fasse mich also dahin: Ein König muß sehr großmütig, ein Privatmann muß ökonomisch sein. Es ist für einen Privatmann ein schlimmer Fehler, indiskret zu sein; ich würde bis zu einem gewissen Grade dies eher bei einem König sehen wollen. Das würde viele schlechte Geister abhalten, ihrem Herrn falsche Berichte abzustatten, aus Furcht, daß er sie anderen mitteilt.

Ist es nicht ganz vernünftig, wenn ein Mensch Charakterstärke genug besitzt, in der Zurückgezogenheit ruhig leben zu können? Ein König muß ganz und gar auf diese Annehmlichkeit des Lebens verzichten; er gehört seinen Untertanen an, er muß sie hören und mit ihnen leben.

29. Januar 1753.

Geburtstag der Prinzessin von Preußen[1]. Der König gibt aus dieser Veranlassung ein großes Mittagessen, bei dem alles großartig und höchst langweilig ist. Es ist einzig die Wirkung, die die Anwesenheit des Königs verursacht. Ich habe diese Beobachtung heute morgen gemacht. Die vierzig Personen, die im Vorzimmer bei schönster Laune waren, waren, sobald der König eintrat, nur noch vierzig Bildsäulen. Warum flößt die Macht mehr Furcht als Liebe ein? Kommt es daher, weil die Großen sich ihrer mehr bedienen, um sich Achtung, als um sich Liebe zu verschaffen? O nein! Vielmehr ist es die Vorstellung, einen Mann vor uns zu sehen, von dem wir wissen, daß er Herr über unser Gut und unser Leben ist, die uns die äußerste Zurückhaltung auferlegt, wie es denn schon in unserer Natur liegt, daß wir einen tiefen Respekt vor dem Landesherrn haben. Dagegen muß aber auch ein König sein vorzüglichstes Bestreben darauf richten, gegen einen jeden gut zu sein. So sieht man, daß die wohltätigen Fürsten immer die Liebe der Welt gewesen sind, wogegen diejenigen, die große Taten verrichtet haben, nur berühmt geworden sind. Alexander und Cäsar waren sicherlich die größten Eroberer; man bewundert ihre Großtaten. Aber welche Liebe, welche Wonne empfindet man nicht, indem man sich der Güte des Augustus und der Wohltaten des Titus erinnert! Man beneidet die, welche unter ihrer Herrschaft gelebt haben, um ihr Glück, und jedermann möchte in solchem glücklichen Zeitalter leben wollen.

9. November 1753.

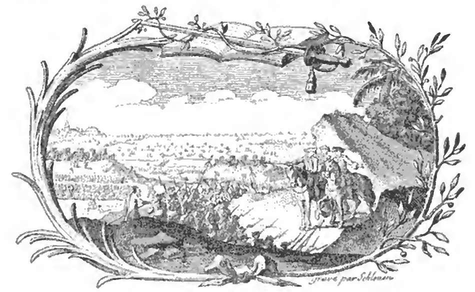
Der Fürst, glaube ich, langweilt sich sehr trotz seines umfassenden Geistes, indem er so selten jemand findet, der ihm genügen könnte. Ich gestehe, daß mein

[1] Prinzessin Luise Amalie (vgl. S. 191).

einziger Wunsch auf der Welt wäre, diesen Fürsten kennen zu lernen, bloß um wegen all der verschiedenen Charakteristiken, die man mir von ihm gemacht hat, Gewißheit zu erlangen.

25. Dezember 1755.

Der König beteiligt sich äußerst wenig an den Lustbarkeiten des Karnevals; er ist immer mit seinen Studien beschäftigt nnd verläßt kaum das Zimmer. Es ist doch recht bedauerlich, daß dieser Fürst eine so geringe Meinung von den Fähigkeiten seiner Untertanen hat und sie demgemäß für so tief unter sich stehend hält, daß er nicht geruht, uns seine Erleuchtung zu entdecken. So kennt er die jungen Leute seines Königreichs nicht, und wie Graf Gotter[1] sagt, hält er uns für dumm und geistlos.



23. Dezember 1756.

Das kommende Jahr wird ein ereignisreiches werden. Es steht fest, daß wir eine furchtbarere Macht gegen uns haben, als sie Ludwig XIV. zu Anfang dieses Jahrhnnderts[2] gegen sich hatte. Ich hoffe, daß der Ansgang ein glücklicher sein wird, da wir wahrhaftig schöne Truppen und einen großen König haben.

21. April 1757.

Wir haben Nachricht, daß der König in Böhmen eingerückt ist, was uns wegen der Folgen sehr beunruhigt. Ich bin jedoch voller Hoffnung. 220 000 wohldisziplinierte, mutige Soldaten, der erleuchtetste König der Welt und all sein Glück lassen nur Gutes erwarten, und ich gerate immer in Wut gegen solche, die ich mutlos sehe und die bei den Namen Frankreich, Rnßland oder Wiener Hof schon zittern.

14. Angust 1757.

Unsere Lage erscheint verzweifelt. Der König wird sich auf die Dauer den vereinten Kräften gegenüber nicht halten können, wenn nicht ganz unerwartete

[1] Vgl. S. 139. — [2] Im Spanischen Erbfolgekrieg.

Ereignisse eintreten. Schrecklich ist die feindselige Stimmung der gekrönten Häupter gegen den König, da sie sich alle für persönlich beleidigt halten. Richtig ist, daß der König in seinen Äußerungen mit diesen Majestäten nicht ganz glimpflich verfahren ist. Besonders erzählt man, daß er in Dresden geäußert habe: „Ich werde die drei H.... jetzt gründlich durchbleuen", womit er die Königin von Ungarn, die Kaiserin von Rußland und die Pompadour meinte. Das sind Dinge, welche die Großen mehr verletzen als der Verlust einiger Provinzen. Übrigens vergilt man Gleiches mit Gleichem; in Paris hat man ein Lied gedichtet, dessen Refrain lautet:

Nach dem Tode von Schwerin[1]
Scheitert alle Kunst des Königs
Ohne ihn, ja, ohne ihn.

28. Juli 1759.

Worüber man sich bei alledem am meisten wundern muß, ist, daß unser Herr, obwohl so schrecklich in Anspruch genommen, noch die Zeit findet, Flugblätter zu schreiben und in den Druck zu geben. Es sind zwei von Meisterhand geschriebene Briefe erschienen; das eine ist ein Brief eines preußischen Offiziers an einen Berliner[2], das andere ein Brief des Marschalls Daun an den Papst[3]. Beide sind zum Totlachen. Man erkennt jenen feinen Stil schon in der ersten Zeile! So viel ist sicher, selbst wenn das Unglück es wollte, daß der König zum einfachen Grafen von Neuchâtel herabsinken würde, so wäre er immer noch der größte Mann, den die Erde je hervorgebracht hat.

1. August 1759.

Nach einer schrecklichen Nacht erhebt man sich in derselben Ungewißheit. Man hat noch immer ein wenig Hoffnung, daß der Name des Großen Friedrich uns retten wird. Es heißt, daß er in Frankfurt eingetroffen sei und nun die Russen in Schach halten werde, so daß sie ihre Pläne auf Berlin aufgeben müssen[4]. Sie fürchten sich vor ihm noch immer mehr als vor 60000 Mann.

14. November 1759.

Vom König kommt die Nachricht, daß er unpäßlich war, als er sich von Schlesien nach Sachsen begab. Da er das Rütteln im Wagen oder auf dem Pferde nicht vertragen konnte, so ließ er sich in einer Sänfte tragen, und man hatte dieserhalb alle Viertelmeile 30 Soldaten aufgestellt, die einander ablösen sollten. Aber die ersten 30 wollten durchaus die Sänfte nicht abgeben und haben Se. Majestät bis nach Sachsen getragen. So wird er in seiner Armee angebetet. Der große Mann setzt sich schrecklichen Strapazen aus.

[1] In der Schlacht bei Prag am 6. Mai 1757. — [2] Vgl. Ges. Werke, Bd. 5, S. 222f. — [3] Als Verfasser dieser Flugschrift (mit dem Dank des Feldmarschalls Daun für den ihm verliehenen geweihten Hut und Degen, vgl. Ges. Werke, Bd. 5, S. 219f.) hat vielmehr der Marquis d'Argens (vgl. S. 215) zu gelten. — [4] Am 12. August verlor der König die Schlacht bei Kunersdorf.

Januar 1769.

Dieser Fürst, der nur lebt, um sein Haus mächtig und den Namen Brandenburg von einem Ende der Welt bis zum andern berühmt zu machen, muß es erleben, daß sein Haus ausstirbt[1].

Die Königin-Mutter Sophie Dorothea

16. Januar 1757.

Ihre Majestät die Königin-Mutter ist sehr unwohl. Sicher hat die Abreise des Königs[2] viel dazu beigetragen. Diese Fürstin besitzt eine außerordentliche Willenskraft und tut sich selbst Gewalt an, wodurch ihr Körper, zumal bei ihrem hohen Alter, natürlich schwer leiden muß. Alle Welt ahnt es, welch schweren Verlust wir durch ihren Tod erleiden würden. Sie ist es, die das Königliche Haus zusammenhält, die am Hofe die Würde aufrechthält und den Fremden alle erdenklichen Aufmerksamkeiten erweist.

28. Juni 1757.

Die Königin-Mutter ist tot! Die Königin ist nicht mehr! Ein unersetzlicher Verlust! Das Königliche Haus, der Hof, der Adel und das Land werden den Tod dieser Königin niemals genug beklagen können. Sie war gut, mildtätig, besonders sehr gnädig, indem sie die ganze Höflichkeit des früheren Hofes besaß, Würde in ihrer Haltung und Adel in ihrer Gesinnung. Sie starb morgens zwischen 8 und 9 Uhr des sanftesten Todes.

Die Königin Elisabeth Christine

30. Juni 1757.

Die Königin ist im Grunde eine gute Frau; aber die Gemahlin des größten, des schätzenswertesten und liebenswürdigsten der Könige zu sein, dazu paßt sie ganz und gar nicht. Sie besitzt gar keine Würde, keine Unterhaltungsgabe, wiewohl sie redselig mehr als nötig ist. Sie ist heftig über alle Maßen, fühlt sich nur unter ihren Kammerfrauen wohl und ist Leuten von Stande gegenüber oft verlegen; hochmütig gegen Niedrigstehende, ist sie unterwürfig gegenüber den Leuten, die dem König nahestehen. Jetzt[3] bildet sie sich ein, daß sie fortan eine bedeutende Rolle spielen und in allem die erste sein werde; sie sagt sich aber nicht, daß man der Verblichenen deshalb so ehrfurchtsvoll ergeben war, weil sie voll Güte und Aufmerksamkeit gegen jeden war.

[1] Die Ehe der Brüder des Königs, Heinrich und Ferdinand, war kinderlos oder noch ohne männliche Nachkommenschaft. So ruhte, nachdem 1758 Prinz August Wilhelm und 1767 sein jüngerer Sohn, Prinz Heinrich, gestorben war, die Zukunft der Monarchie damals lediglich auf dem älteren Sohne, Prinz Friedrich Wilhelm. — [2] Der König reiste am 12. Januar nach Potsdam und von da am 14. ins Feld. — [3] Nach dem Tode der Königin-Mutter.

2. Juli 1757.

Es ist wirklich schade, daß diese Fürstin, die im Grunde soviel gute Eigenschaften besitzt, so oft sich zu einer Heftigkeit hinreißen läßt, die man im gewöhnlichen Leben Brutalität nennen würde und die ihr so viele Personen entfremdet, die ihr sonst von Herzen ergeben sein würden.



16. Oktober 1757.

Die Königin finde ich in der größten Sorge um das Los der armen Stadt[1] wieder, wobei sie das ihrige vergißt. Ihre Majestät beweist während der ganzen kritischen Zeit einen männlichen Mut und eine ihres angestammten Hauses würdige Fassung.

[1] Vor dem Überfall des Generals Hadik flüchtete der Hof am 16. nach der Festung Spandau, kehrte aber darauf nach dem Abzug der Österreicher am 18. Oktober wiederum nach Berlin zurück.

Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth

6. Oktober 1753.

Die Markgräfin sehe ich um 12 Uhr[1]. Ich finde sie mit viel aufgelegtem Weiß und Rot, viel Steinen und sehr geputzt, ihrem Aussehen nach eine Person von 26 Jahren. Trotzdem behauptet sie, sie sei sehr krank. Es ist eine ganz eigen beanlagte Prinzessin. Ich glaube, daß sie auf einem Thron eine berühmte Frau geworden sein würde; ihr ganzes Denken wäre auf das Große, auf eine tüchtige Wirksamkeit gerichtet gewesen, während sie jetzt nichts Großes findet, womit sie sich beschäftigen könnte. Sie gibt sich einer Pracht hin, die für ihr Land zu groß ist und es ruiniert. Sie liebt das Außerordentliche, und damit ist alles gesagt.

12. November 1753.

Diese Fürstin, von den einen angebetet, von den anderen verabscheut, hat sicherlich Eigenschaften, wegen deren sie verdient, geliebt zu werden; sie ist freigebig, eine Gönnerin der Gelehrten und behandelt ihre Diener gut, aber sie spielt gern die Witzige, dünkt sich erhaben über die übrige Menschheit und beweist nur gegen ihre Familie wirkliche Achtung; so ist sie immer bereit, dem König Altäre zu errichten.

Oktober 1758.

Diese Fürstin[2] siechte schon fast ein ganzes Jahr dahin, nachdem sie seit mehr als zehn Jahren bereits sich keiner Gesundheit mehr erfreut hatte; ihre Willenskraft hielt sie aufrecht. Der Krieg, die Sorge um den König und der Verlust des Prinzen von Preußen[3] hatten den Rest ihrer Kräfte aufgezehrt.

Von allen Schwestern des Königs war sie diejenige, die ihm in Gesicht und Geist am meisten glich. Sie fühlte sich nur unter berühmten Leuten wohl, war prachtliebend, besuchte gern das Schauspiel und komponierte selbst Opern. Immer war sie mit Juwelen bedeckt und legte Rot und Weiß auf, was sie indes ableugnete. Gnädig und verbindlich war sie über alle Maßen. Ihre Landsleute liebten sie nicht sehr, indem sie behaupteten, sie verachte die kleinen Länder und die Untertanen ihres Gemahls. Diese Fürstin war für einen Thron geboren, nur nicht für den einer Markgräfin von Bayreuth.

Prinzessin Amalie[4]

20. Mai 1753.

Es ist eine Prinzessin, die wohl alles Glück der Welt verdient. Sie ist eine Freundin ihrer Freunde, und an Seelengröße steht sie niemandem nach; es ist das Herz einer Römerin im Leibe einer Deutschen.

[1] Die Markgräfin weilte vom 4. Oktober bis 15. November 1753 in Potsdam und Berlin zu Besuch. — [2] Wilhelmine starb am 14. Oktober 1758. — [3] Prinz August Wilhelm war am 12. Juni 1758 gestorben. — [4] Vgl. S. 228 und 265, 266.

9. Juni 1753.

Sie ist eine in jeder Beziehung liebenswürdige Prinzessin. Man schilt sie wandelbar, aber ich glaube, daß dies mehr den Sorgen, die sie öfter hat, als der Laune entspringt. Ihr Äußeres ist bezaubernd, und nach meiner Ansicht ist sie die schönste Frau von der Welt. Sie ist nicht groß, ein wenig beleibt, doch dabei von einer Erscheinung, die jedermann imponiert, und man sieht in ihrem ganzen Wesen ihre Seelengröße. Unter hundert Personen würde man sie immer herauserkennen und ihre königliche Abstammung anmerken. Ihre Augen sind von hinreißender Schönheit, was sie mit ihrer ganzen erlauchten Familie gemein hat, ihr Mund ist klein und verleiht ihr beim Sprechen eine unendliche Anmut; kurz, sie ist in außerordentlichem Maße liebenswürdig.

Juli 1755.

Es ist recht schade, daß sie sich nichts daraus macht, bei den Leuten beliebt zu werden. Ihr Wesen ist angenehm, ihr Benehmen höflich, ihr Auftreten voll Würde, kurzum, es ist alles vorhanden, was eine Prinzessin liebenswürdig machen könnte. Aber alle diese glänzenden Eigenschaften werden durch ihren großen Wankelmut aufgewogen, der bewirkt, daß man sich von ihrer Liebenswürdigkeit nicht geschmeichelt, von ihrer Unfreundlichkeit nicht verletzt fühlt.

1. Januar 1757.

Der Wind ist nicht so veränderlich, wie die Gunstbezeigungen dieser Prinzessin. Wirklich nur mit dem Winde kann ihre Laune verglichen werden. Wie nämlich nichts lieblicher ist als ein sanfter Zephir, so gibt es auch nichts Reizenderes als die gute Laune unserer Äbtissin[1]; aber andrerseits kann auch der Boreas nicht heftiger und das Eis nicht kälter sein als der Hochmut Ihrer Hoheit.

16. Januar 1757.

Die Prinzessin Amalie verwünscht oft in der Nacht den Zufall, daß sie als Prinzessin geboren wurde, und läßt am Tage ihre ganze Umgebung durch ihren Hochmut und ihre Launen es fühlen, daß sie eine königliche Prinzessin ist.

3. Juni 1757.

Sie ist wirklich wie manche großen Männer; nichts ist mittelmäßig an ihr, entweder ist sie himmlisch oder teuflisch.

Markgraf Karl von Schwedt[2]

Juli 1762.

Aus Breslau trifft die Nachricht vom Tode des Markgrafen Karl[3] ein, was alle ehrlichen Leute bedauern werden. Er war ein Prinz von hohem Verdienst. Großmütig, wohltätig und äußerst leutselig, diente er mit Auszeichnung sein ganzes Leben lang. Verheiratet war er nie, verlobt gewesen war er mit der

[1] Amalie war am 19. Juli 1755 Äbtissin von Quedlinburg geworden. — [2] Vgl. S. 26. — [3] Am 22. Juni.

Schwester des jetzigen Landgrafen von Hessen[1]; doch diese starb vor der Hochzeit. Von Natur aus sehr galant, hinterläßt er Enkel von einer Tochter, die er von Frau von Carlowitz hatte. Zuletzt hatte er Frau von Thiele seine Gunst zugewendet,



Anton Pesne pinxit 1738 F. Krauze sculpsit 1759

der Frau seines Hofmarschalls, die eine vollendete Schönheit war und es noch ist. Dieser Prinz war auch besonders wohltätig gegen seine Dienerschaft. Als der König ihn eines Tages fragte, was er mit so vielen Dienstboten mache, gab er ihm zur Antwort: „Ich brauche sie nicht, aber diese armen Leute brauchen mich."

[1] Prinzessin Marie Amalie, Schwester des Landgrafen Friedrich II.

Prinz Moritz von Anhalt-Dessau[1]

24. Januar 1753.

Der Prinz Moritz von Anhalt ist ein eigentümlicher Kauz. Sein Vater hat ihn ganz nach der Natur aufwachsen lassen, ohne ihm den geringsten Unterricht zu geben. Demgemäß ist er ein Tölpel geworden, wie es kaum je einen gegeben hat. Er besitzt eine große Neigung zum Militärdienst; er liebt seine Soldaten wie ein Feldherr, liebt seine Pferde und seine Hunde. Er behandelt sie auch ungefähr nach demselben Stil.

Feldmarschall Graf Schwerin

4. Januar 1754.

Der Marschall Schwerin gehört zu den Leuten, die von jedermann geachtet werden; unsere Prinzen erweisen ihm außerordentliche Aufmerksamkeiten, und die ganze Armee verehrt ihn. Trotzdem begeht dieser große Mann bei seinen 72 Jahren die Lächerlichkeit, gegenüber allen Damen den Verliebten zu spielen.

31. Januar 1755.

In großer Gesellschaft beim alten Grafen Podewils. Der Marschall Schwerin ist auch da, lebhafter und zärtlicher gegen die Damen als je. Wir tanzen Rundtänze, wobei der Marschall am lustigsten ist.

1. Juni 1757.

Der Marschall Schwerin wird unvergessen bleiben. Er war einer jener seltenen Männer, die Geist, Mut, Lebhaftigkeit, gefälliges Wesen, kurz alles, was den großen Mann kennzeichnet, in sich vereinigen. Der König soll bestimmt haben, daß sein Regiment seinen Namen trage in saecula saeculorum[2]. Das wäre eine würdige Ehrung, sowohl für den, der sie befiehlt, wie für den, dem sie gilt.

Winterfeldt[3]

29. Juli 1757.

Man klagt Winterfeldt an, die Triebfeder zu diesem Kriege gewesen zu sein und nach dem Tage von Kolin die Friedensunterhandlungen hintertrieben zu haben. Kurz, dieser Mann ist im Heere sehr wenig beliebt, was wohl daher kommen wird, weil der Herr ihn auszeichnet und zu Rate zieht, ein Umstand, den die Höflinge niemals einem anderen verzeihen. Immerhin darf man ihm nicht absprechen, daß er einer der tapfersten Männer in der Armee des Königs ist.

Feldmarschall Keith

Oktober 1758.

Der größte Verlust ist der Tod des Marschalls Keith[4]. Dieser war ungefähr seit 1748 in unseren Diensten und erhielt vom König 10000 Taler Gehalt. Er

[1] Vgl. S. 274, 275. — [2] Für alle Ewigkeit. Die Nachricht trifft nicht zu. — [3] Vgl. S. 272. — [4] Bei dem Überfall von Hochkirch am 14. Oktober 1758.

hatte ein ansprechendes Gesicht, war ein interessanter Gesellschafter und wurde immer zu den kleinen Soupers des Königs zugezogen. Er liebte keine Pracht und Herrlichkeit und gab fast seine gesamten Einkünfte seiner Mätresse, einer Finnländerin namens Eva[1]. Sie hatte Figur, Geist und Benehmen und lebte auf großem Fuß. Während sie sich seiner Pferde und seines Kochs bediente, fuhr er in einer Droschke und ließ sich das Essen aus einer kleinen Garküche holen. In unserer Armee erfuhr er manche Kränkungen. Im Deutschen konnte er sich nur mangelhaft ausdrücken, und man beschuldigte ihn auch, in seinen Operationen zu langsam zu sein. Der selige Prinz von Preußen liebte und schätzte ihn.

Seydlitz[2]

21. Oktober 1757.

Dieser junge Held hat sich dermaßen ausgezeichnet, daß er es im Alter von 34 Jahren zum Generalmajor gebracht hat[3]. Die Königin und der ganze Hof huldigen ihm, und er empfängt diese Komplimente mit der Bescheidenheit, die den Wert noch mehr bewundern läßt. Ich sage ihm, daß allein sein Name uns von den Feinden befreit und unser Los gewandt hätte[4]. Er entgegnet darauf, daß er bis jetzt noch nichts getan hätte, um unter die großen Männer gezählt zu werden, daß er aber nach Kräften vorwärtsstreben werde; wenn man von ihm soviel Aufhebens mache, so sei das jedenfalls unverdient.

November 1757.

Eine Bekanntschaft erneuere ich mit vielem Vergnügen, nämlich die des Generals Seydlitz, dem wir zum großen Teil den Gewinn der Schlacht bei Roßbach zu verdanken haben. Es ist ein junger Held von 34 Jahren, schön und gut gewachsen, der schon Generalleutnant ist und eben vom König den Schwarzen Adler erhalten hat. Niemand neidet ihm dieses Glück, da es ein sehr anständiger Mann ist, der bereitwillig jedermann einen Dienst erweist und von seiner Beförderung mit der größten Bescheidenheit spricht. Er behauptet, daß der König hundert andere in seiner Armee habe, die eher belohnt zu werden verdienten als er, und daß nur des Königs Güte ihm einen Namen gemacht habe.

Zieten[5]

Oktober 1765.

Ich wohne der Taufe des Sohnes des Generals Zieten bei[6]. Dieser würdige Greis, der seinem Vaterlande mit einem Eifer und einer Auszeichnung gedient hat, wovon die Geschichte genugsam sprechen wird, hatte sich nach Beendigung des Krieges mit einem Fräulein von Platen verheiratet und erlebt jetzt im Alter von

[1] Vgl. S. 273. — [2] Friedrich Wilhelm von Seydlitz (1721—1773). — [3] Seine Beförderung zum Generalmajor erfolgte am 20. Juni und zum Generalleutnant am 20. November 1757. — [4] Es handelt sich um den Entsatz von Berlin (vgl. S. 295). — [5] Hans Joachim von Zieten (1699—1786). — [6] Friedrich Christian Ludwig Emil, der Sohn des Generals und seiner zweiten Gemahlin Hedwig Elisabeth Albertine, geb. von Platen, wurde am 14. Oktober in Berlin getauft.

66 Jahren das Glück, noch einen Sohn zu bekommen. Der König erweist ihm die Ehre, persönlich als Taufpate zu erscheinen. Das ganze Königliche Haus wohnt der Feier bei, und Se. Majestät ist dabei von reizender Leutseligkeit. Er unterhält sich huldvoll mit der Wöchnerin und spricht zum Vater: „Alles, was ich dem Kinde am besten wünschen kann, ist, daß es möge die Mériten des Vaters erlangen."

Graf Podewils[1]

Juni 1754.

Graf Podewils ist gegen alle, die ihn besuchen, unendlich aufmerksam. Es ist ein verehrungswürdiger Mann. Er gehört zu den Leuten, die niemals geboren werden oder niemals sterben sollten; denn im ersten Falle mißachtet man alle übrigen Menschen, da sie nicht so vollkommen sind, im zweiten ist man über einen solchen Verlust untröstlich.

31. Juli 1754.

Ich reise um 5 Uhr früh mit dem Grafen Podewils nach Fredersdorf und bleibe dort den ganzen Tag. Ich empfinde stets ein lebhaftes Vergnügen, diesen würdigen Minister begleiten zu dürfen, der der ehrenwerteste Mann der Welt ist. Er ist ein zweiter Kardinal d'Amboise[2] und gehört zu den seltenen Leuten, die man auf deutsch „Menschenfreund" nennt.

Graf Finckenstein[3]

1. Februar 1753.

Der Staatsminister Graf Finck ist ein Mann, der im Ruf steht, außerordentlich viel Geist zu besitzen. Er ist leicht zur Kritik geneigt und wird infolgedessen im allgemeinen nicht geliebt. So ergeht es gewöhnlich einem satirischen Geist. Er hat schnell Karriere gemacht. Mit dreißig Jahren war er schon Staatsminister, nachdem der König ihn in Schweden, Dänemark, Hannover und Rußland verwandt hatte. Er ist klein, schmächtig und hat etwas Schlaues in seiner Physiognomie. Er affektiert selbst, wenn ich so sagen darf, zuviel Schlauheit... Um sein Bild zu vollenden, will ich noch bemerken, daß er hübsch erzählt. Er spricht vorzüglich Französisch und schreibt es ebenso. Er ist der Sohn des ehrenwertesten Mannes und der achtungswertesten Frau, die unser Königreich ehedem besessen hat. Sein Vater[4] war der Feldmarschall und Erzieher des jetzigen Königs; seine Mutter[5], die kürzlich gestorben ist, war Oberhofmeisterin der Königin-Mutter.

Gotter[6]

1. November 1753.

Es gibt nichts Amüsanteres als den Grafen Gotter. Sein Mund steht ihm nie still. Er erzählt unter anderem, daß er, als er in Montpellier war, Lust bekam,

[1] Vgl. S. 195 ff. und 266 ff. — [2] Georges d'Amboise (1460—1510), Kardinal und Minister König Ludwigs XII. von Frankreich. Durch Herabsetzung der Steuern und Verbesserung der Justiz erwarb er sich die Liebe des Volkes. — [3] Vgl. S. 144 und 267 f. — [4] Graf Albrecht Konrad Finck von Finckenstein (1660—1735). — [5] Gräfin Susanne Magdalene Finck von Finckenstein (1676—1752), geb. von Hoff. — [6] Vgl. S. 269 f.

das Schloß Grignan zu besuchen, von dem Frau von Sévigné[1] spricht, und daß er eine dreitägige Reise dahin unternahm. Bei dieser Gelegenheit erklärt er mir, daß die „Briefe“ dieser Frau seine Lieblingslektüre hinsichtlich des Stiles seien; Pope[2] sei sein Glaubensbekenntnis und Horaz seine Lebensregel... Beim Souper singt Graf Gotter drei Stunden in einem fort, immer auf demselben Ton. Der Mensch treibt Dinge, die sich kein anderer erlauben dürfte, man würde ihn sonst für verrückt erklären, während ihm alles hingeht.

30. Mai 1762.

Der berühmte Graf Gotter, Generalpostmeister des Königs, ist gestorben[3]. Er war in ganz Europa bekannt wegen des guten Tisches, den er führte und wozu er allgemein den Anstoß gab, überhaupt durch den großen Aufwand, den er zeitlebens trieb, ohne einen Heller von Hause aus besessen zu haben. Er hatte es aber verstanden, von fast sämtlichen Herrschern Europas und vor allem Deutschlands sich Pensionen zu verschaffen, indem er am Wiener Hofe sehr gut stand, wo er durch die Gunst der Frauen und die Protektion des berühmten Prinzen Eugen emporgekommen war.

Er war ein schöner Mann, heiter und fröhlich, und der beste Mensch von der Welt. Die Manieren, die er an sich hatte, hätten jeden anderen lächerlich gemacht, während sie ihn beliebt machten, da sie bei ihm natürlich waren. Er sprach so laut, daß man es eher ein Schreien nennen konnte, und während er mit Vergnügen 1000 Taler opferte, wenn es galt, ein Fest zu geben, war er unglücklich, wenn er einmal einen Taler im Spiel verlor. Er war eines jener prächtigen Originale, die man niemals zum Vorbild nehmen darf.

Eichel[4]

16. Januar 1756.

Ich gehe zum Grafen Reuß[5]. Ich bin hier, wo ich alle Herren aus dem Kabinett des Königs finde, vor allem Herrn Eichel, den Mazarin unseres Landes, wie immer bestrebt, die verschiedenen menschlichen Charaktere kennen zu lernen. Herr Eichel ist ein Mann, der mit einem angenehmen Äußeren unendlichen Verstand verbindet. Er arbeitet für zehn, und trotz der Fülle seiner Macht bewahrt er sich seine Bescheidenheit. Schon seine Miene verrät seine Güte und sein Wohlwollen. Seine Lebensweise ist höchst merkwürdig. Er arbeitet von morgens 4 bis 2 Uhr, dann sitzt er mit seinen Freunden bis 8 Uhr bei der Tafel, wo er immer ein kleines Glas trinkt, ohne sich jedoch zu berauschen. Hierauf arbeitet er wieder bis Mitternacht und geht dann schlafen.

[1] Marie de Rabutin-Chantal, Marquise de Sévigné (1626—1696), die berühmte Verfasserin der an ihre Tochter gerichteten „Lettres“. — [2] Alexander Pope (1688—1744), englischer Satiriker und Verfasser des „Essay on criticism“. — [3] Am 28. Mai. — [4] Vgl. S. 204 und 269. — [5] Heinrich IX. Graf Reuß j. L. (1711—1780), Etatsminister und Vizepräsident des Generaldirektoriums, seit 1763 Oberhofmarschall.

Fredersdorff[1]

23. Oktober 1757.

Ich mache einen Besuch bei dem berühmten Fredersdorff, der unter dem Titel eines Kammerdieners des Königs so lange die Rolle eines Premierministers gespielt hat. Wenn man nämlich jemandem diesen Titel geben will, so kommt er ihm am ehesten zu; wenigstens erfreute er sich in der Welt eines solchen Ansehens, daß ich ihn oft genug von Ordensrittern und Exzellenzen habe umringt gesehen, die recht tiefe Verbeugungen vor ihm machten, und sein Vorzimmer war nicht selten mit Staatsministern und großen Herren angefüllt. Was mich betrifft, so habe ich niemals die Feigheit besessen, ihm den Hof zu machen, und niemals habe ich ihn aufgesucht, außer jetzt, wo er in gar keiner Verbindung mehr mit Sr. Majestät steht. Seine Kränklichkeit, seine Eifersucht auf den berühmten Glasow[2], sein Reichtum und besonders sein Wunsch, ruhig zu leben, haben ihn veranlaßt, den König so lange zu bitten, bis er ihn aller seiner Ämter enthoben hat. Dieser Mann übte nämlich im Grunde alle Hofämter aus. Er führte die Aufsicht über alle Baulichkeiten und über die Kasse des Königs, alle Dienstboten hingen von ihm ab, kurz, nach dem König war er der einzige, der herrschte, und oft recht despotisch. Er ist gegenwärtig sehr kränklich, die Hämorrhoiden haben ihn beinahe aufgezehrt.

Es ist doch erstaunlich, daß ein ganz gemeiner Mann vom äußersten Ende Pommerns sich ohne die geringste Erziehung hat solchen Anstand, Geist und Benehmen aneignen können. Ein sehr hübsches Gesicht kam ihm dabei zu Hilfe und machte den Anfang seines Glückes, und durch seine Klugheit hat er es verstanden, sich in einer so schwierigen Stellung zu behaupten. Am meisten bewundere ich es, daß er es über sich gebracht hat, sich rechtzeitig zurückzuziehen, eine heikle Sache für Männer in Stellung wie für eine schöne Frau, wenn sie merkt, daß ihre Schönheit schwindet.

[1] Vgl. S. 203 f. und 269. — [2] Der Kammerdiener Christian Friedrich Glasow wurde wegen hochverräterischer Umtriebe im April 1757 nach Spandau gebracht.



Verzeichnis der Tafeln

Verzeichnis der Textbilder

Bei verkleinerten Bildern sind die Originalmaße angegeben

Inhaltsverzeichnis

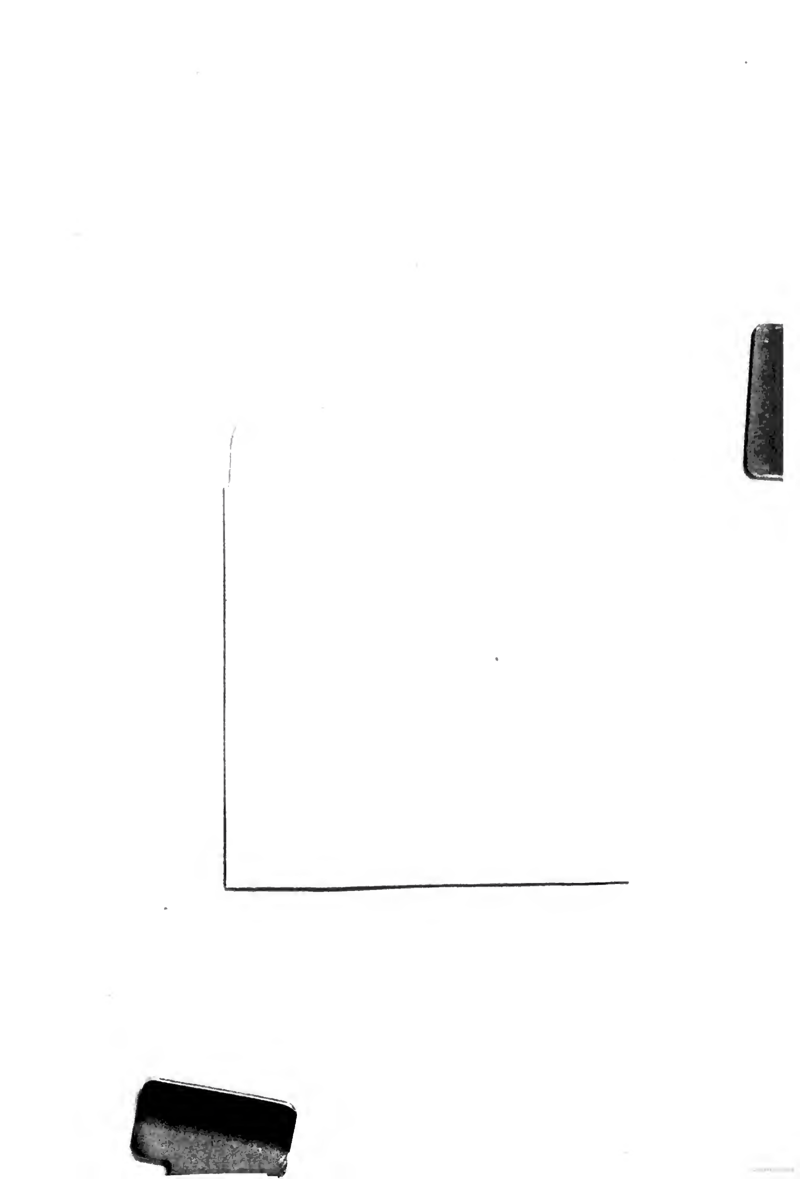
Die aus fremder Sprache übersetzten Stücke sind mit einem Sternchen bezeichnet.

Der Kronprinz

Thronbesteigung

Die Schlesischen Kriege

Das Friedensjahrzehnt
(1746—1756)




UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils v.1
Quarto 943.1P95 F91bv
Volz, Gustav Berthold.
Friedrich der Grosse im Spiegel seiner Z
3 1951 002 116 817 5
Minnesota Library Access Center
9ZAR06D13S07TFU